

Individualisierung und Sozialstruktur

- **objektive und subjektive Dimensionen sozialer Ungleichheit** –

Dirk Wieland

Inauguraldissertation zur Erlangung des Grades eines Dr. rer. pol.
Vorgelegt an der Universität Kassel
Kassel, Mai 2002

- **Inhalt:**

	Vorwort	S. 1
	Einleitung	S. 4
	Die theoretischen Grundlagen der Sozialstrukturanalyse	S. 15
1.	Einleitung	S. 15
1.1.	Das Sein bestimmt das Bewusstsein – Ungleichheit und	S. 15
1.2.	Klassen bei Karl Marx	S. 19
	Soziale Ungleichheit im Werk Max Webers	
1.3.	Die theoretischen Grundlagen der Schichtungssoziologie	S. 37
1.4.	Zusammenfassung und Ausblick	S. 47
1.5.	“Neue” Formen sozialer Ungleichheit und “neue” Perspektiven in der Sozialstrukturanalyse – vom vertikalen zum horizontalen Paradigma	S. 60
2.	Einleitung	S. 65
	Jenseits von Klasse und Schicht – Auf dem Weg zu anderen sozialen Strukturen?	
2.1.	Der Wandel der objektiven Lebensbedingungen und seine subjektiven Folgen	S. 65
2.2.	Diskussion	S. 69
2.2.1.	Neue Strukturmodelle – Versuche der Operationalisierung der Kritik an der traditionellen Sozialstrukturanalyse	S. 72
2.2.2.	Die Sinus-Milieus	S. 76
	Empirische und theoretische Konzeption	
2.3.	Zur qualitativen Bedeutung der Sinus-Milieustruktur	S. 82
	Diskussion	
2.4.	Die Erlebnisgesellschaft – eine kultursoziologische Interpretation neuer Ungleichheitsformen	S. 86
2.4.1.	Schulzes Theorieansatz	S. 86
2.4.2.	Die veränderte Qualität der Beziehung zwischen Subjekt und Situation	S. 98
2.4.3.	Die Erlebnisgesellschaft als empirisch ermittelte Milieusegmentierung	S. 108
	Diskussion	
2.5.	Von der Autonomie der Lebensstile – ein theoretischer Versuch von Hörning, Ahrens und Gerhard	S. 115
2.5.1.	Zusammenfassung und Ausblick	S. 115
2.5.2.		S. 119
2.5.3.	Soziale Strukturen zwischen Stabilität und Wandel – zur anhaltenden Bedeutung sozialer Ungleichheiten	S. 124
2.5.4.	Einleitung	S. 130
2.6.	Soziale Ungleichheit und Bildungschancen	S. 138
	Soziale Ungleichheit und Partizipation an Herrschaft – Wahrnehmung politischer Einflussmöglichkeiten	
2.7.		S. 147

	Soziale Ungleichheit und Kriminalität	
3.	Berufsklassen und Heiratsverhalten	S. 154
	Soziale Strukturen und Parteipräferenzen – Argumente für die Entstrukturierungshypothese?	
3.1.		S. 154
	Zusammenfassung und Ausblick	
3.2.		S. 160
	Soziale Ungleichheit zwischen objektiven Bedingungen und subjektiven Möglichkeiten – Konturen und Inhalte eines theoretischen Rahmens	
3.3.		S. 176
	Einleitung	
3.4.		S. 185
	Das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft – zur Aktualität einer klassischen Frage	
3.5.		S. 194
	Das Habitus-Konzept in den Arbeiten Pierre Bourdieus	
	Der soziale Raum und die verschiedenen Kapitalformen	
3.6.		S. 206
	Klasse, Habitus und Sozialstruktur	
3.7.	Elias, Bourdieu und die theoretischen Möglichkeiten des Habitus-Konzeptes	
4.		
	Geteilte Lage, differierender Habitus eine empirisch orientierte Annäherung	S. 220
	Modernisierte Milieustrukturen und pluralisierte Habitusformen	
	Alter und Bildung – strukturelle Ansatzpunkte zur individuellen Diversifizierung	S. 227
4.1.		
	Zusammenfassung und Ausblick	
4.2.		
	Wege zur Analyse und Interpretation modernisierter sozialer Strukturen	S. 227
4.3.		
4.3.1.	Einleitung	S. 232
4.3.2.		
4.3.3.	Lebensstile und Sozialstruktur – neue Differenzierungen und alte Ungleichheiten	
	Lebensstile in Westdeutschland	S. 250
4.4.	Lebensstile und soziale Ungleichheit	S. 251
	Lebensstile und Bildung	S. 257
4.4.1.	Zwischenfazit: Vertikale Struktur der Lebensstile	S. 261
4.4.2.		
	Lebensstile und andere soziodemographische Merkmale	
4.5.	Zwischenfazit: Die objektive Struktur der Lebensstile	S. 266
5.		
	Die kulturell pluralisierte Sozialstruktur: Entwurf einer Modellvorstellung	S. 269
	Soziale Lage, Habitus und Lebensstile	S. 278
	Die pluralisierte Habitusstruktur	
5.1.	Zur horizontalen Differenzierung von Lebensstilen und Habitusformen	
	Zusammenfassung und Ausblick	S. 289
5.2.		
5.2.1.	Ergebnisse und Perspektiven	S. 294
5.2.2.		
5.2.3.	Anhang: Verzeichnis der Abbildungen und Tabellen	
5.2.4.		
	Literatur	S. 294
5.3.		
5.4.		S. 299

5.5.	S. 299
5.5.1.	S. 305
5.5.2.	S. 323
5.5.3.	S. 326
5.6.	S. 329
6.	S. 338
	S. 344
	S. 344
	S. 349
	S. 371
	S. 379
	S. 386
	S. 395
	S. 397

Vorwort

Der Titel der vorliegenden Arbeit „Sozialstruktur und Individualisierung – objektive und subjektive Dimensionen sozialer Ungleichheit“ deutet auf die gegenwärtige Situation der Sozialstrukturforschung und die mit ihr verbundenen spezifischen Probleme hin. Im Kontext der Individualisierungsdebatte ist die „klassische“ Sozialstrukturanalyse vom raschen und sichtbaren Wandel sozialer „Gestalten“ und Prozesse scheinbar plötzlich und ohne lange Vorwarnung „überholt“ worden und nun gezwungen, sich mit bisher insgesamt eher durchwachsenem Erfolg zu bemühen, den Anschluss an das gesellschaftswissenschaftliche Tagesgeschäft zu halten.

Individualisierung, Pluralisierung, Globalisierung und die Folgen der Wiedervereinigung sind die neuen Herausforderungen, denen sich die Gesellschaftswissenschaften in der jüngsten Vergangenheit gegenübersehen. Veränderungen, Entwicklungen, neue Bedingungen also allenthalben und daher der dringende Bedarf an neuen Perspektiven, Ansätzen und Modellen, die diesen komplexen Anforderungen gerecht werden können.

Speziell die Sozialstrukturanalyse hat sich in den letzten Jahren schwer getan, klare Antworten auf diese aktuellen Fragestellungen zu finden, und sieht sich deshalb zunehmend in den Hintergrund gedrängt. Wurden in den 80'ern und zu Beginn der 90'er Jahre noch mehr oder minder heftige Grundsatzdiskussionen über die Frage geführt, ob angesichts der soziokulturellen Ausdifferenzierung individueller Lagen ein grundlegender Paradigmenwechsel bei der Analyse und Deutung sozialer Strukturen nötig geworden sei, ist mittlerweile eine eigenartige und möglicherweise trügerische Ruhe zu diesem Thema eingetreten. Fast so, als habe sich die ganze Diskussion um Theorien und Methoden ein wenig abgenutzt, scheint die Gegenwartssoziologie ihr primäres Augenmerk derzeit eher auf spezifischere Themen zu richten als knapp bemessene Zeit und Ressourcen auf die Rekonstruktion allgemeiner Grundlagen zu ver(sch)wenden.

Dabei ist jedoch eine Art „theoretische Lücke“ entstanden. Einerseits wird gerade in konkreteren Teilbereichen der Soziologie (z.B. Bildungssoziologie, Jugendsoziologie) weiterhin mit traditionellen (meist schichtungssoziologisch geprägten) Sozialisationsperspektiven gearbeitet, andererseits setzen sich in der Sozialstrukturanalyse zunehmend Perspektiven durch, die ihr „Heil“ in horizontal ausge-

richteten individualistischen Milieu- und Lebensstilmodellen suchen. Wenn aber objektive Lagen und die mit ihnen feststellbaren ungleichen Chancen und Voraussetzungen immer weniger bedeutend für subjektive Mentalitäten und Lebensweisen sind, wie ist es dann möglich, dass z.B. jede Form abweichenden Verhaltens (Kriminalität, Rechtsextremismus, Schulprobleme) soziologisch nach wie vor mit objektiven Ungleichheiten in Verbindung gebracht wird. Die Schere zwischen allgemeiner Sozialstrukturanalyse und spezifischeren soziologischen Teilbereichen ist offensichtlich. Einer der Gründe für diesen eigentlich verwunderlichen Zustand ist wohl darin zu sehen, dass die neueren horizontalen Modelle bislang eher bei der Beschreibung soziokultureller Differenzierungsmuster verharren. Die Entstehung der beschriebenen Verhältnisse, etwa im Sinne allgemeiner Sozialisationstheorien, bleibt weitgehend offen und lässt sich aus den präsentierten Ergebnissen schwerlich herleiten.

Dennoch ist die theoretische Grundsatzdiskussion um die Eignung vertikaler oder horizontaler Paradigmen zur Analyse pluralisierter sozialer Strukturen (z.B. Müller 1992a, Konietzka 1995) in den letzten Jahren ein wenig verstummt und einem gewissen Pragmatismus gewichen, nach dem horizontale und vertikale Interpretationsmuster praktisch dort angewendet werden, wo sie „passen“. Wenn überhaupt, wird die Entweder/Oder-Frage aktuell eher empirisch als theoretisch gestellt. So gab es in jüngster Zeit einige Untersuchungen, die Klassen/Schichten und Milieus/Lebensstile anhand spezifischer Fragestellungen, wie z.B. nach individuellem Wahlverhalten (z.B. Otte 1996, Zerger 2000), gegenüberstellten, um zu ermitteln, welche der beiden Perspektiven sich als leistungsfähiger erweisen würde. Doch auch hier waren die Ergebnisse letztlich wenig eindeutig. Die Aussagekraft der „konkurrierenden“ Modelle variierte nachhaltig mit unterschiedlichen Aspekten und Fragestellungen. Rein statistisch betrachtet ließen sich die beobachteten Varianzen am besten durch eine Kombination beider Ansätze erklären. Diese empirisch betrachtet leicht nachvollziehbare Erkenntnis konnte jedoch bislang nicht in entsprechende theoretische und methodische Konzepte umgesetzt werden. Vertikale Ungleichheiten und soziokulturelle horizontale Differenzierungen stehen sich theoretisch nach wie vor so fremd gegenüber, als handele es sich um völlig unterschiedliche Aspekte sozialer Realität. Dennoch treten sie zusammen auf und bilden für jedes Individuum als sozialem Träger der betreffenden Merkmale letztlich doch eine spezifische Einheit. Dieser Einheit auch theoretisch und

methodisch zu entsprechen, ist demnach eine der wichtigsten und dringendsten Aufgaben, denen sich die aktuelle Sozialstrukturforschung gegenüber sieht, will sie die zugrunde liegenden Veränderungen und Entwicklungen nicht nur konstatieren und betrachten, sondern auch verstehen und deuten.

Frithjof Zerger folgert am Ende seiner Untersuchung zum empirischen Vergleich von Milieu- und Klassenkonzeptionen: „Die Entwicklung *eines* Sozialstrukturkonzeptes, das die verschiedenen hier aufgezählten Aspekte theoretisch und empirisch integriert, wird eine der großen zukünftigen Herausforderungen der Soziologie sozialer Ungleichheit darstellen (Zerger ebd., S. 247).“ Die vorliegende Arbeit will einen Beitrag zur Lösung dieser Aufgabe leisten.

Einleitung

Die sozialen Strukturen von Gesellschaften erforschen und bestimmen zu können, ist ohne Zweifel eine der vordringlichsten Aufgaben der Soziologie und kann daher als fundamentaler Bestandteil und Voraussetzung jeder Form von Gesellschaftswissenschaft betrachtet werden. Da sich soziale Strukturen jedoch in der alltäglichen Realität nicht als unmittelbar und objektiv wahrnehmbare Phänomene präsentieren, benötigt die Wissenschaft theoretische Konstrukte und abstrakte Modellvorstellungen, um sich ein angemessenes und empirisch überprüfbares Bild von den tatsächlichen Verhältnissen und den in diesem Zusammenhang wirksamen Faktoren und Prozessen machen zu können.

Charakteristisch für die bis in die 70´er Jahre vorherrschenden Schichten- und (die zumindest in der westlichen Soziologie zunehmend bedeutungsloseren) Klassenmodelle ist, dass sie primär von einem prägenden Einfluss der objektiv-sozio-ökonomischen Verhältnisse auf subjektive Mentalitäten und Handlungsmuster ausgegangen sind. Individuelle Lebensweisen wurden somit praktisch als lebensweltlicher Ausdruck der objektiven Lage betrachtet. Diese theoretische Prämisse führte dazu, dass der soziokulturellen Dimension, in der sich die Summe der individuellen Handlungen letztlich manifestiert, beinahe keine eigenständige Relevanz hinsichtlich der Entstehung sozialer Ungleichheit beigemessen wurde und sie zudem, wenn überhaupt, lediglich im Licht der objektiven Strukturen betrachtet wurde.

Neben dieser (formal betrachtet) augenscheinlich einseitigen Perspektive sind es in den Nachkriegsjahrzehnten in den westlichen Industrienationen und vor allem auch in der Bundesrepublik weitreichende gesamtgesellschaftliche Veränderungen und Modernisierungsprozesse gewesen, welche diese theoretische und vor allem auch methodische Ausrichtung der Klassen- und Schichtungssoziologie zunehmend fragwürdig erscheinen ließen. So stellt auch Müller (1992a, S.13 f.) in Bezug auf die funktionalistisch orientierte empirische Schichtungsforschung fest: „Wie die amerikanische Staterwerbungs- und Mobilitätsforschung anschaulich demonstriert, verführt methodische Raffinesse leicht zu theoretischer Armut und historischer Insensibilität. Je weiter die modelltheoretische und statistische Elaborierung des Ansatzes fortschreitet, desto weniger sensibel reagiert diese quanti-

tativ orientierte Tradition auf neue theoretische Einsichten und realhistorische Veränderungen.“

Mit anderen Worten haben sich also soziale Entwicklungen vollzogen, die sich mit den abstrahierenden, quantitativ orientierten Kategorien der Schichtungssoziologie kaum angemessen erfassen lassen und im offenen Widerspruch zu ihren theoretischen Annahmen stehen. In den im Zuge dieser Entwicklungen entstandenen Diskussionen wird die Vorstellung, die Gesellschaft bestehe im sozialen Sinne im Wesentlichen aus wenigen großen Gruppen, welche hauptsächlich anhand ihres sozioökonomischen Status und den damit verbundenen Verhaltens- und Lebensweisen charakterisiert werden können, zunehmend als überholt und ungenügend empfunden (vgl. z.B. Beck 1986, Hradil 1992, Berger 1990, Berger/Hradil 1990, Schulze 1995 usw.). Diese kritische Einstellung gegenüber der traditionellen Sozialstrukturanalyse geht in der Hauptsache nicht davon aus, dass die Modelle der Schichtungssoziologie an sich unangemessen seien, sondern sieht sie vielmehr von den Realitäten der modernen Gesellschaft überholt.

Die theoretische „Initialzündung“ für diese nunmehr weitverbreitete Sichtweise ist insbesondere in den Arbeiten Ulrich Becks zu sehen (z.B. 1983, 1986). Dort entwirft der Autor das Bild einer Moderne, in der sich die identitätsstiftende und soziale Integration gewährleistende Existenz hinreichend homogener sozialer Großgruppen (wie etwa in den Schichtungsmodellen) in einem Prozess zunehmender Auflösung befindet. Den Grund für diese Entwicklung sieht er in einer zunehmenden Individualisierungstendenz, die letztlich dem einzelnen Subjekt die Möglichkeit der kollektiven Erfahrung und Identifikation versperre und somit viele bisher als allgemeingültig angesehene Sozialisationsprozesse außer Kraft setze.

Die gesellschaftlichen Voraussetzungen für eine solche Individualisierung sieht Beck vor allem in der rasanten ökonomischen Entwicklung nach dem 2. Weltkrieg und ihren Folgeentwicklungen: Massiver Anstieg des Lohnniveaus, allgemein deutlich höherer Wohlstand, Vervielfachung der zur Verfügung stehenden Freizeit, soziale Sicherung durch das Wirken des Wohlfahrtsstaates, weitreichende Bildungsexpansion usw.. Die konkreten Auswirkungen dieser Veränderungen werden meist in der zunehmenden Ausdifferenzierung von „Arbeitsarten, Haushalts- und Familienformen, Freizeitaktivitäten oder Konsummöglichkeiten“ (Spellerberg 1996, S.11) gesehen. Interessanterweise stellen diese Veränderungen, wie Beck folgert, jedoch keinesfalls eine Nivellierung der bestehenden Macht- und

Herrschaftsverhältnisse oder Abschwächung der tatsächlichen Ungleichheitsrelationen dar. Vielmehr werden die beschriebenen Entwicklungen als „Fahrstuhleffekt“ charakterisiert, der die Gesellschaft als Ganzes einige Etagen aufwärts befördert hat, den relativen Abstand untereinander jedoch unberührt ließ. Dennoch hat dieser Effekt seiner Argumentation folgend immense Auswirkungen auf die Lebensrealität und den Erfahrungshorizont des Einzelnen, da er dem Individuum bisher in der Geschichte moderner Gesellschaften ungeahnte Gestaltungsfreiräume eröffne. Diese Freiräume, die also sowohl finanzieller, zeitlicher als auch intellektueller Natur sein können, führen dementsprechend nicht nur zur zunehmenden Entstehung individueller Interessen und Präferenzen, sondern bewirken eine fortschreitende Entstandardisierung und Diversifizierung von Lebensläufen und Lebenslagen, die er unter dem Begriff Pluralisierung zusammenfasst.

Der soziokulturelle Charakter von Individualisierung und Pluralisierung wird heute meist im Sinne des folgenden Zitats von Annette Spellerberg (1996, S. 11) gedeutet: „Das Moment der bewußten Wahl, der Zuordnung und Abgrenzung, des Abwägens zwischen verschiedenen Lebensbereichen, die Auseinandersetzung mit alltäglichen Umgangs- und Stilisierungsweisen, die soziale Identität und Lebensplanung gewinnen an Bedeutung.“

Die durch Beck geprägten Begriffe von Individualisierung und Pluralisierung sind aus der Argumentation der Vertreter neuer Sozialstrukturmodelle nicht mehr wegzudenken und können als theoretischer Ausgangspunkt aller Bemühungen um neue Perspektiven auf die Entstehung und die Natur sozialer Ungleichheit/Differenzierung betrachtet werden. Was sich begrifflich in der Ablösung von Begriffen wie „Klasse“ oder „Schicht“ durch „soziale Milieus“ oder „Lebensstile“ manifestiert, stellt den inhaltlichen Versuch dar, der gewachsenen Autonomie der subjektiv-kulturellen Ebene von objektiv-vertikalen Strukturen Ausdruck zu verleihen. Tatsächlich gilt es mittlerweile als unzweifelhaft, dass sich die kulturellen Strukturen im Vergleich zu den 50'er und 60'er Jahren in Richtung zunehmender Differenzierung und Diversifizierung entwickelt haben und ihnen darüber hinaus eine erhebliche Aufwertung hinsichtlich ihrer generellen Bedeutung für die lebensweltlichen Realität der Menschen zuteil wurde.

Das zunehmende Mehr an Möglichkeiten der modernen Konsum- und Freizeitgesellschaft, die gestiegene Anzahl der Optionen, hat sichtbare Spuren im sozialen Alltag hinterlassen. In der jüngeren Literatur zu diesem Thema wird dies

ausführlich und sehr anschaulich analysiert (z.B. Zerger 2000, Spellerberg 1996, Schulze 1995, Michailow 1994 usw.) und steht praktisch außer Zweifel. Denn dieses Faktum äußert sich nicht nur in relativ speziellen Phänomenen, wie etwa neuen Formen der politischen Partizipation oder der augenscheinlichen Vielfalt der (nicht nur) jugendlichen Subkulturen und Szenen, sondern in der allgemein gestiegenen Bedeutung der ästhetischen Komponente in Alltag, Konsum und Freizeit, der Demonstration von Stil und Persönlichkeit durch Aussehen, Kleidung, Sprache usw.. Begriffe wie Freiheit, Individualität und Selbstverwirklichung genießen höchste Wertschätzung und stellen eine feste Größe im Lebensplan der jüngeren Generationen dar. Sie sind in den Medien allgegenwärtig und werden dort in idealisierten Hochglanzbildern vorgelebt, die vielen ebenso erstrebenswert scheinen, wie sie vermutlich nicht selten auch unerreichbar bleiben. Welche Kleidung man trägt, welche Musik man hört, wo und wie man seine Freizeit verbringt, scheint nunmehr weniger eine rein persönliche Angelegenheit zu sein, die lediglich in der relativen Abgeschlossenheit privater Sphären gelebt wird, sie hat auch im sozialen Sinne spürbar an Bedeutung gewonnen.

Eingesetzt als Distinktionsmittel, als Demonstration sozialer Zugehörigkeit und gleichzeitig als Abgrenzung sind diese Faktoren jedoch nicht mit Statussymbolen im Sinne der Schichtungssemantik, als materieller Ausdruck sozioökonomischer Positionen im vertikalen Ungleichheitsgefüge, gleichzusetzen. Scheinbar wirken in ihnen auch andere Kräfte: Denn das Angebot der wählbaren Möglichkeiten steht der Mehrheit der Gesellschaft prinzipiell offen und die persönliche Favorisierung einer bestimmten Option ist somit nicht mehr in erster Linie ein Resultat ökonomischer Spielräume, sondern eher eines individueller Wertschätzung. Anders formuliert ist die eigentliche Motivation hinter diesen Auswahlprozessen weniger die materielle Verbesserung des Lebensstandards als vielmehr das subjektive Wohlfahrtsempfinden hinsichtlich der „Chancenstruktur von Lebensgestaltung, Wahlfreiheit und ihren Realisierungsmöglichkeiten (Michailow 1994, S. 79).“

Auch empirisch sind diese Veränderungen durchaus fassbar. Die tatsächliche Diversifizierung von Lebenslagen und Lebensformen findet ihren Ausdruck im Bedeutungsverlust traditioneller Familien- und Haushaltsformen (z.B. Peuckert 1996). Lebensstile und soziale Milieus sind auch räumlich lokalisiert und anhand regionaler Studien exemplarisch untersucht worden (z.B. Vester u.a. 1993; Berking u.a.1989) und an den modernisierten Polen der Gesellschaft haben Lebens-

stil bzw. Milieu-orientierte Forschungsansätze in der Tat eine zunehmende Distanzierung von traditionellen Wertvorstellungen und Lebensplanungen ausmachen können (Becker/Nowak 1982, Schulze 1995, Vester u.a. 1993). Ein genereller und in der jüngeren Vergangenheit deutlich spürbarer Trend in Richtung Individualisierung und Pluralisierung, eine umfassende Aufwertung der kulturellen Dimension und die damit einhergehenden Einflüsse auf das Sein und Werden des sozialen Subjekts sind also prinzipiell bedeutsame Faktoren innerhalb der modernen postindustriellen Gesellschaft, deren Existenz wohl nicht mehr geleugnet werden kann.

Um so unklarer bleibt es jedoch in diesem Zusammenhang, wie diese Veränderungen beurteilt werden sollten. Sind sie Ursache oder Wirkung, Oberfläche oder Kern sozialer Realität? Um dies klären zu können, treten eine Reihe alter und neuer Fragen auf den Plan, die es ohne ideologische „Scheuklappen“ zu untersuchen gilt. Speziell in Hinblick auf die Analyse sozialer Strukturen, spitzt sich diese Problematik letztlich auf das Verhältnis von objektiven und subjektiven Faktoren, ökonomischen und kulturellen Strukturen oder allgemeiner formuliert zwischen Individuum und Gesellschaft zu. Dabei lassen sich einige grundlegende Tendenzen aus der aktuellen Diskussion herausfiltern. Auffälligerweise geraten die konservativeren Positionen, die in den oben kurz angedeuteten Entwicklungen eher temporär begrenzte Erscheinungen und oberflächliche Trends ohne tiefergehende Relevanz für die Entstehung sozialer Ungleichheit sehen, mehr und mehr ins Hintertreffen (z.B. Geißler 1990, 1992). Auch theoretische Perspektiven, die in Richtung der Ergänzung oder Erweiterung des vertikalen Ungleichheitsparadigmas um kulturelle Aspekte und lebensstilrelevante Komponenten argumentieren (insbes. Bourdieu 1987, Müller 1992, Dangschat 1994, Vester u.a. 1993), gehen inzwischen vielen Modernisierungsvertretern nicht mehr weit genug. Vielmehr sehen sie die „alten“ objektiven Ungleichheitsparadigmen als weitgehend überholt und bedeutungslos für die Entstehung moderner Lebensstile und die aus ihnen resultierenden sozialen Strukturen an (z.B. Hradil 1996, Michailow 1994, Hörning u.a. 1996). Eine solche Annahme impliziert folgerichtig einen nahezu vollständigen Umbruch innerhalb der gesellschaftlichen Realität.

Ein solcher Umbruch ist allerdings bislang eher postuliert als empirisch nachgewiesen worden und die Selbstverständlichkeit, mit der er oftmals vorausgesetzt wird, erscheint nicht unproblematisch. Kritisch ist hierbei ohne Zweifel, dass es der

Lebensstilforschung bislang keineswegs gelungen ist, hinreichend überzeugende Argumente für die Annahme zu erbringen, die objektiven Lebensbedingungen hätten keinen entscheidenden Einfluss mehr auf die subjektive Lebensführung. Allein die Tatsache, dass eine kulturelle Aufwertung individueller Orientierungen im Zusammenhang mit gewachsenen subjektiven Wahlmöglichkeiten und –zwängen offenbar zu einer sichtbaren Heterogenisierung gesellschaftlicher Erscheinungsformen geführt hat - und die angesichts dieser Entwicklungen augenscheinliche Einseitigkeit der „alten“ Paradigmen – muss nicht zwangsläufig in eine völlige Abkehr von den theoretischen Grundlagen der Sozialstrukturanalyse münden. Bei kritischer Betrachtung vieler neuerer Beiträge zum Thema entsteht der Eindruck, dass hier ohne Not die behauptete Einseitigkeit der traditionellen Strukturtheorien durch eine ebenso einseitige Semantik der uneingeschränkten individuellen Entfaltung ersetzt wird. Eine solche Vorgehensweise ist jedoch mit einigen Gefahren verbunden. Denn einmal abgesehen von der mangelnden Überzeugungskraft der bisherigen empirischen Umsetzungsversuche (z.B. Becker/Nowak 1982, Flaig u.a. 1994, Schulze 1992, Gluchowski 1987) ist es vor allem der generelle Mangel an theoretischen Grundlagen, der einige grundsätzliche Fragen unbeantwortet lässt.

Die zumeist weder hinterfragte noch konkretisierte Bezugnahme auf das Becksche Individualisierungstheorem erscheint jedenfalls nicht ausreichend, um die konstatierten massiven Veränderungen nicht nur beschreiben, sondern auch erklären zu können. Schon wenn es an die konkrete Definition von Lebensstilgruppen oder sozialen Milieus geht, werden die Modelle rasch tautologisch (insbes. Becker/Nowak 1982), Definitionskriterien und herauspräparierte Merkmalsausprägungen sind praktisch identisch und den so erzielten Ergebnissen haftet folglich der Makel der Beliebigkeit an. So bleibt nach wie vor unklar, „ob ein Lebensstil Folge sozialer Ungleichheit ist, ob er soziale Positionen bestimmt, ob er lediglich zusammen mit sozialer Ungleichheit nachzuweisen ist oder ob Lebensstile unabhängig von Ungleichheitskategorien entstehen (Dangschat/Blasius 1994a, S. 10)?“

In diesem Zusammenhang ist es gerade die gebräuchliche (Grund-) Annahme einer weitgehenden Autonomie der Lebensstile von den Strukturen objektiver Ungleichheit, die alles andere als unanfechtbar erscheint. So ist es z.B. widersprüchlich, dass einerseits gestiegener materieller Wohlstand unabdingbare Voraussetzung von Individualisierungsprozessen sein soll, andererseits argu-

mentiert wird, sozioökonomische Chancenverteilung sei mittlerweile praktisch bedeutungslos für die subjektive Lebensführung. Überhaupt scheint der „paradiesische“ Zustand völliger Abwesenheit ökonomischer Diktate und ungleicher Chancenverteilung nicht alle gesellschaftlichen Gruppen und Bereiche gleichermaßen zu betreffen. Denn wie Dangschat/Blasius (1994b, S. 16) feststellen, sind es anscheinend nicht gerade die Lebensstile der Unterprivilegierten, der Arbeitslosen, der Rentner, der Hausfrauen oder der Alleinerziehenden die im Mittelpunkt des diesbezüglichen Interesses stehen. Auch andere Aspekte wie z.B. das deutliche Stadt-Landgefälle (vgl. Bertram 1992) bei der beobachtbaren Entstandardisierung von Lebenslagen und Lebensführungen werden in diesem Zusammenhang nur äußerst selten thematisiert. Anscheinend besteht eine gewisse Tendenz, solche gesellschaftlichen Bereiche und Gruppen, denen aufgrund der ihnen zur Verfügung stehenden materiellen und (oder) kulturellen Ressourcen überhaupt erst die entsprechenden Freiräume offen stehen, zum allgemeingültigen Gradmesser sozialer Entwicklungen zu machen. Dies birgt jedoch, wenn auch unbeabsichtigt, die Gefahr, bestehende Ungleichheitsverhältnisse zu verklären, da sie in den idealisierten Modellvorstellungen einer rundummodernisierten Gesellschaft zur bedeutungslosen Randerscheinung degradiert werden.

Ein weiterer Punkt ist die Frage nach der Dauerhaftigkeit von Lebensstilen. Denn die Bedeutung, die ihnen im sozialen Gefüge zukommt, dürfte sich ohne konkretere Kenntnisse über ihre zeitliche Stabilität -und somit auch über das Maß ihrer Verinnerlichung durch den jeweiligen Träger dieser Stile - kaum überzeugend bestimmen lassen. Die hierzu notwendigen Querschnitts- und Biographiestudien sind bislang leider weitgehend ausgeblieben, so dass weiterhin offen bleibt, inwiefern Lebensstile tatsächlich als Resultat freier Wahl oder aber doch als Anpassungsmechanismus an soziale Umwelten zu verstehen sind.

Insgesamt scheint hier die allgegenwärtige „Zauberformel Individualisierung“ den Blick auf einige entscheidende Fragestellungen zu blockieren: Wie entstehen Lebensstile überhaupt, in welchen Lebensphasen bilden sie sich heraus und welche sozialen und individuellen Faktoren begünstigen welche konkreten Stilbildungen? An dieser Stelle offenbaren sich einige Widersprüchlichkeiten innerhalb der gebräuchlichen Lebensstilsemantik. Die Tatsache, dass hier - von einem Paradigma der beinahe uneingeschränkten subjektiv-individuellen Präferenz ausgehend - letztlich doch wieder eine deutlich begrenzte Zahl von etwa 5-12 relativ

großen und homogenen sozialen Gruppen (vgl. z.B. Hradil 1996, S.17) identifiziert werden kann, ist in diesem Kontext bemerkenswert. Deutlich wird dies z.T. auch anhand der konkreten Methoden, die innerhalb der entsprechenden Studien zur Verwendung kommen. Exemplarisch sei hier Schulzes „Erlebnisgesellschaft“ (1995), eines der am weitesten ausgearbeiteten Konzepte der jüngeren Ungleichheitsforschung, angeführt, in dessen empirischem Teil die vorgeschlagene Milieusegmentierung letztlich doch wieder über Strukturkategorien wie Alter und Bildung vorgenommen wird.

Auch Hradil (S.22, ebd.) resümiert „Wir wissen mittlerweile recht genau , *wie eng* Lebensstile und andere Lebensweisen mit den zur Verfügung stehenden finanziellen und informationellen Ressourcen, mit Alter, Lebensform und vielen anderen Lebensbedingungen zusammenhängen (Hervorhebung D.W.).“ In prinzipieller Übereinstimmung mit Hradil und anderen Befunden stellt auch Georg (1996) sinngemäß fest, dass Lebensstile am stärksten durch Alter, Lebensform, Bildung und Geschlecht (in dieser Reihenfolge) beeinflusst werden. Bemerkenswerterweise finden sich in dieser Aufzählung mit Alter, Bildung und Geschlecht drei zweifellos objektiv zurechenbare Merkmalskategorien. Abgesehen davon, dass „Lebensformen“ in diesem Zusammenhang einen durchaus problematischen Beigeschmack haben, da sie wohl kaum autonom von objektiven Bedingungen betrachtet werden können, bleibt zudem das theoretische Verhältnis von Lebensform zu Lebensstil schwammig und dem Versuch, das eine durch das andere erklären zu wollen, haften die erwähnten tautologischen Züge an. Da außer der fraglichen Kategorie der Lebensformen selbst von den Vertretern der neuen Ungleichheitsparadigmen die Bedeutung objektiver Lebensbedingungen derart explizit betont wird, erscheint es schwer verständlich, warum es nicht der Mühe wert erachtet wird, objektive Ungleichheitsdimensionen in den theoretischen Rahmen der Lebensstilforschung zu integrieren.

Das vornehmliche Ziel dieser Arbeit ist es daher, sowohl einen theoretischen als auch einen praktischen Beitrag zur Überwindung dieser Widersprüchlichkeit zu leisten. Zu diesem Zweck erscheint es notwendig, eine Ausgangsposition einzunehmen, die zwischen dem starren Beharren auf den „alten“ Ungleichheitsparadigmen und deren völliger Verwerfung zugunsten einer einseitigen Individualisierungssemantik anzusiedeln ist. Denn der zunächst einmal augenscheinliche Gegensatz zwischen durchaus stabilen objektiven Ungleichheitsverhältnissen ei-

nerseits und einer spürbaren Diversifizierung subjektiver Lebensführung andererseits muss solange unverstündlich bleiben, wie sich die Diskussion darin erschöpft, wahlweise die eine oder die andere Komponente zum dominierenden Prinzip sozialer Ungleichheit zu erklären.

Auch Perspektiven, die ausdrücklich versuchen, einen Kompromiss zwischen diesen beiden Polen zu finden (z.B. Vester u.a. 1993), „verlieren“ sich leider in einem empirischen Mosaik aus Stilen, Klassen, Milieus und Mentalitäten, das eher einer unübersichtlichen Summe unterschiedlichster Informationen gleicht, als dass es klare theoretische oder methodische Perspektiven generiert.

Im Gegensatz zu diesen empirischen „Patchworkarbeiten“ scheint es zunächst sinnvoller, einen Schritt von der scheinbaren Komplexität der Phänomene zurück zu treten und die Voraussetzungen für einen allgemeinen integrativen theoretischen Rahmen zu schaffen, der diese Phänomene nicht nur beschreibt, sondern auch in Bezug zueinander setzt. Denn es bleibt bislang weitgehend offen, welche sozialen Prozesse und Faktoren an der Entstehung individueller Lebensstile in welchem Maße beteiligt sind, wie sie zusammenwirken und welcher theoretische Status Lebensstilen und Milieus beigemessen werden muss. Das Fehlen eines umfassenden theoretischen Kontextes wird hier zum entscheidenden Manko der neueren horizontal ausgerichteten Konzepte.

Aus diesem Grund wird hier der Versuch unternommen, einen „vollständigeren“ Zugang zur Analyse sozialer Ungleichheit zu entwickeln, einen Zugang, der weder die massiven sozialen Veränderungen der Nachkriegsjahrzehnte, charakterisierbar durch Begriffe wie Bildungsexpansion, Wohlfahrtsstaat, gesteigener Lebensstandard und sozial identifizierbar in Form von Optionswachstum, Ausdifferenzierung von Lebensläufen oder Diversifizierung von Lebensformen, bagatellisiert noch das Vorhandensein fortbestehender objektiver Ungleichheitsverhältnisse ignoriert und dadurch vertikale und horizontale Differenzierungsmuster zu einem einheitlichen Konzept verbinden kann.

Zu diesem Zweck erscheint es notwendig, systematisch vorzugehen. Der inhaltliche Aufbau dieser Arbeit folgt daher dem Anspruch, sich der beschriebenen Problematik in einer Weise anzunähern, die über das bloße Verharren in der Diskussion über das gegenwärtige Erscheinungsbild moderner Industriegesellschaften (dabei in erster Linie der Bundesrepublik Deutschland) hinausgehen soll. Die Gliederung hat hierbei ein chronologisches Moment, der inhaltliche Bogen

wird vom Allgemeinen zum Speziellen, vom Theoretischen zum Empirischen geschlagen.

Das erste Kapitel geht daher zunächst zu den theoretischen Wurzeln der Frage nach sozialer Ungleichheit und dem Verhältnis zwischen subjektiven und objektiven Strukturen zurück. Der im aktuellen Diskurs oftmals undifferenzierte und oberflächliche Umgang mit den theoretischen Grundlagen der Sozialstrukturanalyse scheint einer der Gründe für die theoretische „Armut“ der neueren Ansätze zu sein. Anhand einer differenzierten Auseinandersetzung mit den Grundlagen der Theorien strukturierter sozialer Ungleichheit, vor allem bei Marx, Weber und den amerikanischen Strukturfunktionalisten, wird verdeutlicht, dass innerhalb dieser teilweise wissenschaftstheoretisch und ideologisch völlig konträren Perspektiven doch ein gewisser inhaltlicher „Kernkonsens“ in der Einschätzung des grundsätzlichen Charakters sozialer Strukturen bestand und dass die gegenwärtig populären horizontalen Modelle diesen Konsens „aufkündigen“. Weiterhin ermöglicht eine solche „theoretische Rückbesinnung“ die Betrachtung der Frage nach dem Verhältnis von Gesellschaft und Individuum auf eine grundsätzliche, der Beurteilung spezifischer historischer Situationen vorgeordnete Weise, die angesichts der verwirrenden Vielfalt der aktuellen Standpunkte notwendig und hilfreich erscheint.

Im zweiten Kapitel werden der theoretische Ausgangspunkt und einige der populärsten empirischen Umsetzungen der Individualisierungsthese exemplarisch untersucht. Die wesentlichen Kritikpunkte an der individualistischen Interpretation sozialer Differenzierungen können anhand dieser Beispiele belegt und verdeutlicht werden. Auch der Frage, ob sich der oben angesprochene „Bruch“ mit den theoretischen Wurzeln der Sozialstrukturanalyse anhand der präsentierten empirischen Ergebnisse ausreichend begründen lässt, wird in diesem Zusammenhang nachgegangen.

Der dritte Teil dieser Arbeit untersucht, ob objektive Ungleichheiten tatsächlich in dem Maße, wie es eine vollständige Ausblendung vertikaler Interpretationsperspektiven nahelegt, an Bedeutung für die individuelle Existenz verloren haben. Zu diesem Zweck wird eine Reihe von aktuellen empirischen Daten analysiert und diskutiert.

Gleicht dieser gesamte erste Hauptteil eher einer empirischen und theoretischen Bestandsaufnahme der gegenwärtigen Situation der Sozialstrukturanalyse, wer-

den die daraus resultierenden Schlussfolgerungen in den folgenden Kapiteln zu einem integrativen theoretischen Rahmen und entsprechenden Modellvorstellungen umgesetzt.

Ein solcher theoretischer Entwurf wird im vierten Kapitel entwickelt. Das fünfte Kapitel ist um eine Sekundäranalyse von Daten aus der aktuellen Lebensstilforschung aufgebaut und stellt eine erste empirischen Überprüfung der vorgeschlagenen Perspektive dar. Die konzeptionellen Möglichkeiten dieser Theorieperspektive können anschließend weiter ausgeformt und konkretisiert und in Form einer vorläufigen schematischen Modellskizze umgesetzt werden.

Die theoretische und methodische Integration vertikaler Ungleichheit und horizontaler Differenzierungen in ein allgemeineres und umfassenderes theoretisches Konzept ist also das zentrale Ziel dieser Arbeit. Die erhaltenen Ergebnisse stellen also weniger ein konkretes empirisches Strukturmodell als vielmehr eine grundsätzliche Perspektive und die Deutungsmöglichkeiten, die sich mit ihr eröffnen, dar. Diese Perspektive empirisch weiter zu überprüfen auszuformen und zu differenzieren sollte der nächste Schritt zum Gewinn eines konkreten umfassenden Sozialstrukturmodells sein.

1. Kapitel:

Die theoretischen Grundlagen der Sozialstrukturanalyse

1.1. Einleitung

Dem einen oder anderen Leser mag es an dieser Stelle vielleicht etwas ungewöhnlich vorkommen, dass eine Arbeit wie die vorliegende, die sich ja im Wesentlichen mit ganz aktuellen Fragestellungen auseinandersetzt, mit einem Diskurs über die theoretischen Grundlagen der Sozialstrukturanalyse beginnt. Eine Auseinandersetzung also mit Konzepten und Perspektiven, die in einem ganz anderen sozialhistorischen Kontext entstanden sind als jene Entwicklungen, die im Mittelpunkt der gegenwärtigen Diskussion stehen und daher folgerichtig innerhalb dieser Diskussion keine zentrale Rolle mehr spielen sollten oder können. Andererseits scheinen es gerade gewisse Theoriedefizite zu sein, die im Zusammenhang mit neueren horizontal ausgerichteten Strukturmodellen Probleme bereiten.

Denn die mehr oder weniger individualistische Interpretation sozialer Differenzierungsmuster stellt zwar einen nahezu vollständigen Bruch mit den theoretischen Grundlagen der Sozialstrukturanalyse dar, hat aber andererseits bislang keine ausreichend differenzierten Alternativkonzepte hervorgebracht, die es ermöglichen würden, die „diagnostizierten“ sozialen Verhältnisse über eine Beschreibung der sichtbaren „Oberfläche“ der Phänomene hinaus zu deuten. Es ist vor allem der abrupte Charakter und die Vollständigkeit des sich andeutenden Paradigmenwechsels, der allzu viele Details offen lässt und nicht zuletzt deshalb die berechtigte Sorge aufwirft, ob hier nicht am Ende doch „das Kind mit dem Bade ausgeschüttet“ wird. Denn die Frage nach den Entwicklungen und den Prozessen, welche die konstatierten Veränderungen hervorgebracht und ermöglicht haben, bleibt durch den hier vollzogenen „radikalen“ Schnitt weitgehend verstellt. Das oft postulierte Ende der Großgruppengesellschaft dürfte sich schwerlich über Nacht vollzogen haben (zumal sich wohl auch niemand an einen dementsprechend plötzlichen und dramatischen Wechsel der allgemeinen Lebensbedingungen erinnern dürfte) und jedwede Veränderung in Richtung Individualisierung müsste daher grundsätzlich zunächst relativ, also im Sinne

eines mehr von „X“, weniger von „Y“ betrachtet werden. Jede soziale Veränderung und erst recht eine so tiefgreifende wie die des Erscheinungsbildes und Charakters gesamtgesellschaftlicher Strukturen kann nur dann angemessen erfasst und verstanden werden, wenn „das, was ist“ im Zusammenhang mit „dem, was war“, also dem Ausgangspunkt oder den Voraussetzungen, betrachtet und beurteilt wird. Dieser Grundsatz jedoch findet in den neuen horizontal ausgerichteten Modellen keine Anwendung, es gibt keine Zwischenstufen, keine theoretische „Verknüpfung“ alter und neuer Elemente und somit auch keinen plausiblen Ansatz zu einer differenzierten Interpretation der beschriebenen Verhältnisse und Entwicklungstendenzen.

Eine Betrachtung der theoretischen Wurzeln der Sozialstrukturanalyse erscheint in diesem Zusammenhang hilfreich. Indem ihre bisherige Entwicklung in groben Zügen skizziert wird, soll sichtbar werden, dass eine rein individualistische Deutung sozialer Differenzierungsmuster einen tiefgreifenden und plötzlichen Bruch innerhalb der Theoriegeschichte darstellt, der nicht als derzeitiger Endpunkt einer *kontinuierlichen* Entwicklung betrachtet werden kann. Ob ein solcher „Bruch“ sozialen Realitäten angemessen ist, die per se Ausdruck kontinuierlicher Entwicklungen sein müssten, ist eine der wichtigen daraus resultierenden Fragen.

Die hier folgende Betrachtung und Rekonstruktion der theoretischen Entwicklung der Sozialstrukturanalyse dient also einer ersten theoretischen Annäherung an die Frage, wie zwingend, plausibel oder notwendig der beschriebene Bruch in der Deutung sozialer Differenzierungsmuster tatsächlich ist, oder etwas „praxisnäher“ formuliert, inwieweit die bloße Tatsache der Pluralisierung sozialer Erscheinungsformen die in den traditionelleren Perspektiven enthaltenen „Grundregeln“ der Vergesellschaftung und Gemeinschaftsbildung wirklich zwingend ausschließt?

Ließe man sich, alle berechtigten theoretischen und praktischen Zweifel einmal beiseite gelassen, darauf ein, die drei in diesem Zusammenhang bedeutsamen Ungleichheitsparadigmen in eine Art chronologische Reihe zu stellen, erhielte man die Reihenfolge Klassen – Schichten – Lebensstile (ersteres im Marxschen Sinne, letzteres als Oberbegriff für die neuen individualistisch-kulturbezogenen Ansätze). Diese Abfolge enthält jedoch auch eine theoretische Entwicklungstendenz. Diese Tendenz könnte in der Abnahme des Grades der Determiniertheit des sozialen Subjekts durch die objektiven gesellschaftlichen Verhältnisse gesehen werden.

Den „linken“ Pol dieser Verteilung stellt das sozusagen orthodoxe marxistisch geprägte Klassenmodell dar, dessen uneingeschränkte Fokussierung auf die Produktionsverhältnisse, also die ökonomischen und somit auch politischen Machtstrukturen, das individuelle Bewußtsein weitestgehend durch die objektiven Verhältnisse bestimmt sieht. „Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt (Marx: MEW Bd. 13, S. 8).“

In den strukturfunktionalistisch geprägten Schichtungsmodellen ist dieses streng deterministische Verhältnis zwischen Gesellschaft und Individuum spürbar relativiert worden. Vor allem gegen den politischen, konfliktorientierten Charakter der Klassentheorie gerichtet, wird dort von der Annahme eines grundsätzlichen übergeordneten Konsenses ausgehend, jedem Einzelnen die Möglichkeit der freien Entfaltung gemäß seiner Fähigkeiten und Bedürfnisse zugerechnet. Darüber hinaus bemühten sich die Schichtungsmodelle auch, die tatsächlichen Zusammenhänge zwischen objektiver Ungleichheit und subjektivem Bewusstsein konkret zu analysieren und theoretisch zu fassen (z.B. in Status- und Prestige-konzepten). Trotzdem bleibt unter dem Strich ein vertikales Strukturgefüge, welches in erster Linie anhand sozioökonomisch bedeutsamer Merkmalsausprägungen konstruiert wird.

In den neueren Milieu- und Lebensstilansätzen wird hingegen oft eine generelle Auflösung des Zusammenhangs zwischen sozioökonomischer Chancen- und Güterverteilung und individuellem Bewusstsein postuliert. Das Marxsche Zitat erfährt seine Umkehrung, das Bewusstsein bestimmt somit das Sein.

Wird also der Versuch einer Rekonstruktion der Entwicklung der Sozialstrukturanalyse unternommen, stellt Marx in der Regel den Ausgangspunkt dar. Die theoretische Wurzel der weiteren Entwicklung hin zu weniger materialistisch ausgerichteten Denkmodellen wird meist in den Arbeiten Webers gesehen (vgl. z. B. Hradil 1987, Müller 1992a, Giddens 1984). Indem Weber konzeptionell die Sphären des Ökonomischen, Sozialen und Politischen durch die begriffliche Unterteilung in Klassen, Stände und Parteien trennt, nimmt er eine differenziertere Position als Marx ein. Dementsprechend hatte er sowohl auf die Entstehung der Schichtungssoziologie (vgl. z. B. Hradil 1987, S. 73 ff.) als auch auf die des Lebensstilbegriffs (vgl. z. B. Hradil 1992, S. 27; Müller 1992b, S. 61) einigen Einfluss.

Aus diesem Grunde erscheint es sinnvoll, im Rahmen einer Rekonstruktion der theoretischen Wurzeln der Sozialstrukturanalyse vor allem auf Marx und Weber Bezug zu nehmen. Von besonderem Interesse ist es in diesem Zusammenhang, das Augenmerk auch auf die grundlegenden Gemeinsamkeiten und nicht nur auf die offensichtlichen Differenzen zwischen beiden oftmals zu großen Gegenspielern hochstilisierten Theoretikern zu richten. Natürlich ist es in diesem Rahmen weder möglich noch beabsichtigt, eine umfassende Analyse oder Kritik des außerordentlich vielschichtigen und umfangreichen Werkes von Marx oder Weber zu liefern. Vielmehr soll es hier in erster Linie um die Frage nach dem Verhältnis von Gesellschaft und Individuum im Sinne der Sozialstrukturanalyse gehen. Um ihre Beiträge zu diesem Punkt explizit herausarbeiten und vergleichen zu können, müssen konkrete Inhalte teilweise auch unabhängig von der völlig unterschiedlichen wissenschaftstheoretischen Ausrichtung der beiden betrachtet werden. In gleicher Weise werden weiterhin die theoretischen Grundlagen der Schichtungssoziologie, in Form des vornehmlich nordamerikanisch geprägten Strukturfunktionalismus, nachgezeichnet und diskutiert.

Insgesamt gilt es also, die „fassbaren“ sozialstrukturellen Kerne dieser verschiedenen theoretischen Konzepte sichtbar zu machen und in Bezug zueinander zu setzen. Durch diese Vorgehensweise soll auch verhindert werden, dass im Umgang mit diesen klassischen Theorien die Ebenen wissenschaftstheoretischer Perspektiven, gesellschaftspolitisch motivierter Deutungen und Prognosen oder spezifischer sozialhistorischer Gegebenheiten mit der Ebene der Analyse sozialer Ungleichheit vermischt werden. Gelingt es, diesen Fehler zu vermeiden, sollte eine systematische Annäherung an einen, der konkreten Fallanalyse vorangestellten, allgemein konzipierten Theorierahmen gelingen.

1.2. Das Sein bestimmt das Bewusstsein - Ungleichheit und Klassen bei Karl Marx

Die Theorie des historischen Materialismus von Karl Marx stellt ohne Frage eine der einflussreichsten geistes- und gesellschaftswissenschaftlichen Konzepte der Moderne dar und ist zu den klassischen Grundlagen der Soziologie zu zählen. Obgleich Marx im Grunde genommen nicht in erster Linie darauf abzielte, eine differenzierte Theorie sozialer Ungleichheit oder eine exakte Analyse sozialer Strukturen vorzunehmen, sind beide Aspekte doch inhärente Bausteine seines Theoriegebildes.

Besteht also die Absicht, sich mit dem Marxschen Klassenbegriff und seinem Beitrag zu Fragen der allgemeinen Sozialstrukturanalyse zu beschäftigen, ist es unabdingbar die verschiedenen inhaltlichen Ebenen, die für sein Werk charakteristisch sind und die er selbst leider oftmals vermischte, auseinanderzuhalten. Denn auch für große Teile der Sekundärliteratur (z.B. Hradil 1977, S. 70 ff.) ist eine in dieser Hinsicht relativ undifferenzierte Herangehensweise an Marx' Gesellschaftstheorie leider typisch. Dies gilt vor allem auch für die „klassischen“ Kritikpunkte, von denen an anderer Stelle noch eingehender die Rede sein wird.

Wie oben erwähnt, war es niemals Marx' zentrales Anliegen, eine Klassentheorie im Sinne von konkreter Analyse sozialer Strukturen oder objektivempiriebezogener Begriffskategorien und Modellvorstellungen vorzunehmen. Auch ist dieses explizit gesellschaftswissenschaftliche Element lediglich ein Nebenprodukt seiner Arbeit, bzw. (für ihn) nicht unbedingt von eigenständigem Erkenntnisinteresse. Um dies zu verdeutlichen, scheint eine grobe Gliederung in drei verschiedene inhaltliche Ebenen sinnvoll. Die erste dieser Ebenen kann als philosophisch-historisch bezeichnet werden. Sie spielt vor allem in Marx' Frühwerken, wie dem „Manifest der kommunistischen Partei“ (z.B. MEW Bd. 4), eine entscheidende Rolle (vgl. auch Lafferty 1997, S. 54). In diesem Zusammenhang ist der Klassenbegriff als Versuch zu verstehen, die geschichtliche Entwicklung bzw. die Übergänge zwischen verschiedenen Gesellschaftsformen auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen (vgl. auch Giddens 1984, S. 120). „Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen. Freiherr und Sklave, Patrizier und Plebejer, Baron und Leibeigener, Zunftbürger und Geselle, kurz, Unterdrücker und

Unterdrückte standen im steten Gegensatz zueinander, führten einen ununterbrochenen (...) Kampf, der jedesmal mit einer revolutionären Umgestaltung der ganzen Gesellschaft endete oder mit dem gemeinsamen Untergang der kämpfenden Klassen (Marx/Engels: MEW Bd. 4, S. 462).“

Auf einer zweiten Ebene müssen Marx' Schriften in erster Linie politisch interpretiert werden und stellen eine direkte Kritik an den zeitgenössischen Verhältnissen der bürgerlich-frühindustriellen bzw. kapitalistischen Gesellschaft dar. Er zielt darauf, den politischen Charakter der ökonomischen Verteilungsstrukturen offenzulegen und die daraus resultierenden unterschiedlichen Wohlfahrtslagen, im Sinne ungleicher Verteilung der gesamtgesellschaftlich erwirtschafteten Erträge, als Resultat illegitimer Machtverhältnisse zu entlarven. So polemisiert er z.B. im Manifest (ebd., S. 464 f.): „Die Bourgeoisie, wo sie zur Macht gekommen, hat alle feudalen, patriarchalischen, idyllischen Verhältnisse zerstört. Sie hat (...) kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übrig gelassen, als das nackte Interesse, als die gefühllose bare Zahlung. (...) Sie hat die persönliche Würde in den Tauschwert aufgelöst. (...) Sie hat mit einem Wort, an die Stelle der mit religiösen und politischen Illusionen verhüllten Ausbeutung die offene, unverschämte, direkte, dürre Ausbeutung gesetzt.“

Die dritte und letzte Ebene hat schließlich eher den Charakter einer konkreten Analyse tatsächlicher sozioökonomischer Verhältnisse und enthält einen soziologisch nutzbaren Kern, indem sie von theoretischen Annahmen über die Auswirkung objektiv-ökonomischer Verhältnisse auf die Lebenslage und das Bewusstsein des sozialen Subjekts geprägt ist. Kurz gesagt, geht Marx hier von einer weitgehenden Beeinflussung individuell-subjektiver Lagen durch ökonomische Bedingungen aus. Selbstverständlich erhält dieser soziologische Aspekt der Marxschen Klassentheorie seinen speziellen Charakter auch dadurch, dass er politisch interpretiert und in den Kontext einer quasi evolutionistisch geprägten Geschichtsphilosophie gestellt wird. Wenn jedoch die umrissenen philosophischen, politischen, sozioökonomisch-soziologischen Dimensionen nicht nur in ihrer Verknüpfung, sondern auch in ihrer konzeptionellen Differenzierung betrachtet werden, ist es nicht mehr möglich, z.B. die Existenz klassenspezifischer Machtverhältnisse im Sinne Marx' und ihre sozialen Auswirkungen mit dem Argument des Ausbleibens der von ihm prognostizierten historischen Entwicklungen zu widerlegen.

Der Versuch, die Klassentheorie über eine derart differenzierte Betrachtungsweise für aktuelle Fragen wieder fruchtbar zu machen, findet sich auch in einigen jüngeren Beiträgen zum Thema, vor allem bei Giddens (1984) oder auch bei Lafferty (1997, S. 52 f.). Er schreibt : „The complexity of the understandings of class contained in Marx’ own work indicates that different understandings of class are suited for different (but constantly inter-related) areas of analysis, - for example, the location and consciousness of individuals within contemporary class structures, or the role of organized labour in transforming working conditions. While a more sociological conception of class might be more appropriate in the former area, a political-economic understanding of class should be more suited to the latter.”

Wie diese verschiedenen Elemente zu einer umfassenden Gesellschaftstheorie verknüpft werden, kann an einem kurzen Abriss ihrer wesentlichen Bestandteile verdeutlicht werden. Ausgangspunkt und Grundlage sind für Marx hierbei seine geschichtsphilosophischen Überlegungen, also die Annahme, das Prinzip des Klassenkampfes sei der bestimmende Faktor jeder Gesellschaftsordnung und stetiger Antrieb zum zwangsläufigen Umbruch bestehender (rückständiger) Verhältnisse. Der diesen Klassenkämpfen zugrunde liegende Antagonismus spitzt sich in letzter Konsequenz immer auf eine rein dichotomische Konfrontation gesellschaftlicher Kräfte zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten, Unterdrückern und Unterdrückten zu. Anders formuliert, verläuft die entscheidende soziale Grenze stets zwischen einer relativ kleinen Gruppe von Trägern gesellschaftlicher Macht und der großen Masse von Menschen, die diesen Machtverhältnissen unterworfen ist. Dieser „machtlosen“ Mehrheit wird illegitimer Weise der ihr zustehende Anteil der erwirtschafteten Erträge und die diesem Anteil entsprechenden Rechte und politischen Partizipationsmöglichkeiten vorenthalten. Der eigentliche Ursprung gesellschaftlicher Macht ist für Marx hierbei immer ökonomischer Natur und Ausdruck der bestehenden Produktionsverhältnisse. Da aus wirtschaftlicher Macht jedoch stets auch politische Macht resultiert, sind die jeweiligen „Machthaber“ in der Lage, diese offenkundigen Verteilungsungerechtigkeiten über die Etablierung entsprechender Ideologien politisch-moralisch zu legitimieren und zu verschleiern. All diese Prozesse gehorchen nach Marx’ Ansicht universalen Gesetzmäßigkeiten, die auch die Veränderung der für einen bestimmten Gesellschaftstyp charakteristischen Produktionsverhältnisse und somit in finaler Konsequenz auch den Um-

bruch der etablierten Ordnung bewirken. Marx selbst fasst diesen typischen Entwicklungsverlauf in einem bekannten Zitat folgendermaßen zusammen:

„In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte notwendige, *von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein*, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Überbau erhebt, und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. *Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt.* Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb derer sie sich bewegt hatten. Aus den Entwicklungsformen der Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Überbau langsamer oder rascher um (...). Eine Gesellschaftsformation geht nie unter, bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist, und höhere Produktionsverhältnisse treten nie an die Stelle, bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schoß der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet worden sind (Marx: MEW Bd. 13, S. 8 f., Hervorhebungen D.W.).

Betrachtet man dieses Zitat im Sinne der oben dargelegten Ausdifferenzierung der wesentlichen inhaltlichen Ebenen, lassen sich verschiedene Aspekte inhaltlich unterscheiden. Zunächst kann die besagte eher philosophische Interpretation historischer Entwicklungen, aus der allgemeingültige Gesetzmäßigkeiten hinsichtlich der Entwicklung menschlicher Gesellschaften abgeleitet werden, identifiziert werden. Weiterhin findet sich, in den Gesamtzusammenhang eingebettet (die hierfür maßgeblichen Textstellen sind hervorgehoben), auch ein konkreter Theorieansatz über die Entstehung, das Wesen und die Bedingtheit sozialer Ungleichheiten und somit über das Verhältnis von Gesellschaft und Individuum, von objektiven und subjektiven Lagen.

Etwas konkreter wird Marx schließlich, wenn es gilt, dieses allgemein-abstrakt gehaltene „Regelwerk“ auf die tatsächlichen zeitgenössischen Verhältnisse zu übertragen. Auch in der sogenannten kapitalistischen Gesellschaft sind es die Produktionsverhältnisse, d.h. in diesem Fall der Privatbesitz an Produktionsmitteln, welche die Gesellschaft dichotomisch teilen. „Unter Bourgeoisie wird die Klasse der modernen Kapitalisten verstanden, die Besitzer der gesellschaftlichen Produktionsmittel sind und Lohnarbeit ausnutzen. Unter Proletariat die Klasse der modernen Lohnarbeiter, die, da sie keine eigenen Produktionsmittel besitzen, darauf angewiesen sind, ihre Arbeitskraft zu verkaufen, um leben zu können (Anmerkung Friederich Engels zur englischen Ausgabe von 1988, s.a. MEW Bd. 4, S. 462).“ Das bedeutet, die kapitalistischen Unternehmer, die über privaten Besitz an Produktionsmitteln verfügen (z. B. Kapital, Fabriken, Maschinen), befinden sich in einer Machtposition, die es ausschließlich ihnen erlaubt, sich, ohne am Produktionsprozeß im Sinne „tatsächlicher Arbeit“ unmittelbar beteiligt zu sein, zu bereichern. Die eigentliche Ausbeutung im Marxschen Sinne besteht darin, dass die „wirklichen“ Produzenten, nämlich die Lohnarbeiter, unter dem Wert ihrer Leistung bezahlt werden. Der von ihnen produzierte Mehrwert, das sogenannte Surplusprodukt (vgl. z.B. Ritsert 1988), die eigentliche Gewinnspanne zwischen Kosten und Ertrag, bleibt im Besitz des Unternehmers. Indem also die Nichtproduzenten den Lohnarbeitern das erwirtschaftete Surplusprodukt vorenthalten, werden sie zu den Ausbeutern der proletarischen Klasse. Mit dieser ökonomischen Ausbeutung geht politische Unterdrückung einher, denn auch die politische Macht liegt in den Händen der Bourgeoisie, die dadurch in der Lage ist die bestehenden Verhältnisse rechtlich zu legalisieren und moralisch zu legitimieren.

Gerade in der „Entlarvung“ dieser Unterdrückungs- und Machtverhältnisse steckt bei Marx auch das politisch-moralische, das wertende und subjektive Element. In Zusammenhang mit den von ihm postulierten allgemeingültigen evolutionistisch-historischen Gesetzmäßigkeiten, die angewandt auf die seinerzeit präsenten frühkapitalistischen Verhältnisse über verschiedene von ihm prognostizierte Entwicklungsstufen zwangsläufig zu revolutionären Umbrüchen führen müssen, gelingt ihm sozusagen ein theoretisches „Kunststück“. Das aus seiner Sicht Wünschenswerte wird zum absoluten und objektiven moralischen Gebot und darüber hinaus zur unabdingbaren historischen Tatsache. Streng genommen ist es genau diese Verknüpfung, die mit einem Anspruch objektiver

Wissenschaftlichkeit unvereinbar ist und subjektiv-politische Motive die Überhand gegenüber den objektiven Argumenten gewinnen lässt. In diesem Moment wird die dem historischen Materialismus zugedachte Funktion als moralischer Anschlag und intellektuelle Legitimation für die politische Formierung einer Arbeiterklasse deutlich.

In diesem Zusammenhang ist es kaum verwunderlich, dass eine differenzierte Klassenanalyse, im Sinne objektiver Betrachtung sozialer Strukturen, bei Marx weitgehend ausbleibt oder nur eine Art Nebenprodukt darstellt. Denn selbst in den Passagen, wo er sich der konkreten Analyse der damaligen Verhältnisse zuwendet, bleibt er abstrakt und weitgehend auf theoretische Begriffe und Kategorien beschränkt, die letztlich eher idealtypischen Zuspitzungen als empirischen Gegebenheiten entsprechen. Dementsprechend sind es auch genau diese Aspekte, welche die Marxsche Gesellschaftstheorie so angreifbar machen. Von den (bis in die 70'er Jahre hinein die Diskussion über soziale Strukturen bestimmenden) ideologisch geprägten Auseinandersetzungen mit den Vertretern der Schichtungssoziologie, deren theoretischer Hintergrund im Gegensatz zu marxistisch geprägten Positionen weit weniger konfliktorientiert war, bis hin zu aktuellen Fragestellungen zum Maß subjektiver Freiräume, sind die Argumente, die gegen Marx' Klassentheorie vorgebracht werden, im Wesentlichen dieselben.

Kernpunkt dieser Kritik ist die Gegenüberstellung der Marxschen Prognosen hinsichtlich der Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft mit den realen Verhältnissen in den westlichen Industrienationen (vgl. z. B. Hradil 1977, S. 73 f.). So ist beispielsweise die materielle Verelendung der Arbeiterklasse, die für Marx unabdingbares Resultat der dem Kapitalismus eigenen Entwicklungsdynamik und auch Voraussetzung für die Bewusstwerdung des gemeinsamen Klasseninteresses und der entsprechenden politischen Mobilisierung des Proletariats war, de facto ausgeblieben. Sie hat weder relativ noch absolut stattgefunden, da sich der Lebensstandard allgemein betrachtet deutlich verbessert hat (s.a. Becks „Fahrstuhleffekt“). Ebenso wenig hat sich die vorausgesagte Dichotomisierung der Gesellschaft ereignet. Statt des Verschwindens der alten Mittel- und Zwischenklassen, wie sie für Marx etwa das Kleinbürgertum oder das Handwerk darstellten, und die er als Überbleibsel überkommener Verhältnisse ansah, sind vielmehr neue Mittelstände aus Angestellten, Beamten und Angehörigen von Dienstleistungsberufen entstanden. Dadurch ist es sogar zu einer quantitativ massiven Ausbrei-

tung der sogenannten Mitte hin zu einem wesentlichen, wenn nicht dem dominanten sozialen Faktor innerhalb der Struktur moderner Industriegesellschaften gekommen. Auch die mittlerweile beobachtbare Heterogenität innerhalb der Klassenfraktionen, wie z.B. in der Arbeitnehmerschaft, scheint sich nicht ohne weiteres mit orthodox-marxistischer Theorie in Einklang bringen zu lassen.

Dennoch sind von eher marxistisch orientierter Seite gegen diese typischen Einwände immer wieder ebenso typische Gegenargumente vorgebracht worden. Nicht ganz zu Unrecht wird beispielsweise oftmals darauf hingewiesen, dass Marx selbst die Differenz zwischen abstrakter Modellvorstellung und empirischer Realität durchaus bewusst war (z.B. Giddens 1984, S. 117). Unterstützung findet dieses Argument durch Marx' Unterscheidung von „Klasse an sich“ und „Klasse für sich“ (Marx: MEW Bd. 4, S. 180 f.). „Klasse an sich“ meint hierbei die rein objektive Definition entsprechend der Stellung zu den Produktionsmitteln, während die „Klasse für sich“ erst die eigentliche Klasse im sozialen Sinne darstellt, die sich der gemeinsamen Unterdrückung und Ausbeutung bewusst geworden ist, den politisch aktiven Gegenpol zur Bourgeoisie bildet und damit ein homogenes Klassenbewusstsein entwickelt hat. Einerseits muss diese Entwicklung keineswegs linear oder ohne Rückschläge verlaufen, andererseits deutet sich in dieser Unterscheidung auch an, dass die Abwesenheit einer sich ihrer selbst bewussten „Klasse für sich“ nicht mit der Abwesenheit des grundsätzlichen Klassen Gegensatzes, der über objektive Eigentumsverhältnisse definiert ist, zu verwechseln ist.

„Das Erscheinungsbild der Klassengliederung hat meist eine Pluralität von oberen, mittleren und unteren Kasten oder Ständen oder Klassen erhalten - aber nicht diese Vielfalt, sondern der fundamentale Antagonismus, der ihr zugrunde liegt, begründet die Auffassung der Geschichte als einer Geschichte von Klassenkämpfen. Klassen sind Großgruppen von Menschen, die nicht primär durch bewußten Zusammenschluß, sondern durch kollektives Verhältnis des Eigentums bzw. Nichteigentums an den sachlichen Produktionsbedingungen naturwüchsig konstituiert werden. (...) Klassen in primärer Entstehung und Bedeutung sind immer unterdrückende und unterdrückte, ausbeutende und ausgebeutete Klasse (Mauke 1970, S. 15 f.).“

So gesehen ist jener, in Marx' Sinne, jedem Klassenverhältnis zugrunde liegende „fundamentale Antagonismus“ auf einer eher abstrakten, interpretierenden Ebene

anzusiedeln und darf nicht als deskriptive Analyse zeitgenössischer Verhältnisse missgedeutet werden. Wenngleich Marx selbst diese Unterscheidung kaum einmal explizit formuliert hat, liefert sein Werk dennoch genügend inhaltliche Hinweise, welche dies verdeutlichen.

Einer der entscheidendsten, auch von marxistisch geprägten Theoretikern kaum geleugneten, „schwarzen Flecken“ in Marx' Gesellschaftstheorie stellt ohne Zweifel das Fehlen einer differenzierten und konkreten Analyse der „Klassen“ als soziales Phänomen dar. Denn abgesehen von der abstrakt-theoretischen Konstruktion der Klassen anhand objektiv feststellbarer Eigentumsverhältnisse, hat Marx kaum je den Versuch unternommen, die Bedingungen zu bestimmen, welche die Entwicklung eines „tatsächlichen“ Klassenbewusstseins im sozialen Sinne begünstigen oder behindern könnten (vgl. a. Giddens 1984, S. 139). Ebenso hat er sich nicht mit der Frage beschäftigt, wie sich die geteilte ökonomische Lage und das daraus resultierende gemeinsame politische Interesse auf die Entwicklung sozialer Gemeinschaft auswirkt, bzw. dieselbe konstituieren könnte. D.h. soziale Gemeinschaft ist nur insofern von Interesse, als sie mit konkreten politischen Konsequenzen verbunden ist. Die daraus resultierende theoretische „Grauzone“ lässt jedoch wichtige Fragen offen: Ist die soziale Gemeinschaft Voraussetzung für die Entstehung von Klassenbewusstsein oder deren Resultat oder gehen sie, das eine als Bestandteil des anderen, miteinander einher? Kurz gesagt, das Verhältnis von sozialer und ökonomischer Klasse bleibt weitestgehend ungeklärt. Umgekehrt bedeutet dies jedoch keineswegs, dass der Unterschied zwischen sozialen und ökonomischen Klassen Marx selbst nicht vollends bewusst gewesen ist. Vielmehr ist diese Unterscheidung für ihn von eindeutig untergeordnetem Interesse gewesen. Seine primären Motive waren, wie zuvor bereits erläutert, ganz anders gelagert. Besonders deutlich wird dies auch im leider unvollendet gebliebenen Manuskript „Die Klassen“ (Marx: MEW Bd.25, S. 892 f.):

„In England ist unstreitig die moderne Gesellschaft in ihrer ökonomischen Gliederung am weitesten, klassischsten entwickelt. Dennoch tritt diese Klassengliederung selbst hier nicht rein hervor. Mittel- und Übergangsstufen vertuschen auch hier (obgleich auf dem Lande unvergleichlich weniger als in den Städten) überall die Grenzbestimmungen. Indes ist die für unsere Betrachtungen gleichgültig (...). Die nächst zu beantwortende Frage ist die: Was bildet eine Klasse? Und zwar ergibt sich dies von selbst aus der Beantwortung der anderen Frage:

Was macht Lohnarbeiter, Kapitalisten und Grundeigentümer zu Bildnern der drei großen gesellschaftlichen Klassen? Auf den ersten Blick die Dieseligkeit der Revenuen (Einkommen, D.W.) und Revenuequellen. Es sind drei große gesellschaftliche Gruppen, deren Komponenten, die sie bildenden Individuen, resp. von Arbeitslohn, Profit und Grundrente, von der Verwertung ihrer Arbeitskraft, ihres Kapitals und ihres Grundeigentums leben.

Indes würden von diesem Standpunkt aus z.B. Ärzte und Beamte auch zwei Klassen bilden, denn sie gehören zwei unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen an, bei denen die Revenuen der Mitglieder von jeder der beiden aus derselben Quelle fließen. Dasselbe gälte für die unendliche Zersplitterung der Interessen und Stellungen, worin die Teilung der gesellschaftlichen Arbeit die Arbeiter wie die Kapitalisten und Grundeigentümer - letztere z.B. in Weinbergbesitzer, Äckerbesitzer, Waldbesitzer, Bergwerksbesitzer, Fischereibesitzer spaltet.“

Diese Textpassage liefert zwar insgesamt auch keine genauere, auf soziale Prozesse anwendbare Definition von „Klasse“, aber sie zeigt in aller Deutlichkeit, dass es Marx gar nicht um eine solche gegangen ist, und warum sie folgerichtig auch nicht zu finden ist. Weiterhin zeigt sie, dass er sich der tatsächlichen Pluralität sozioökonomischer Positionen und damit verbundener Interessen und Lebenslagen durchaus bewusst war. Entscheidend für ihn ist hierbei jedoch offensichtlich nicht die Analyse oder Interpretation dieser „feinen“ sozialen Unterschiede gewesen, sondern vielmehr die grundsätzlichen Differenzen innerhalb ökonomischer Machtstrukturen, die er im Prinzip auf diesen einen hinlänglich bekannten Aspekt zuspitzt: Wer befindet sich im Besitz der Produktionsmittel und wer ist gezwungen, seine Arbeitskraft an die Besitzer von Produktionsmitteln zu verkaufen, die zudem die Macht besitzen, die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen innerhalb derer sich dieser Prozess vollzieht, ihren eigenen Interessen entsprechend zu manipulieren und zu legitimieren. Allein dieser Aspekt unterscheidet Ausbeuter von Ausgebeuteten und damit die beiden großen, sich antagonistisch gegenüberstehenden, Klassen. Ausschließlich dieses Prinzip ist für Marx die fundamentale Grundlage und der primär bestimmende Faktor aller fundamentalen gesellschaftlichen Prozesse und Entwicklungen. Alle Vielfältigkeit und jede sich vor diesem Hintergrund ereignende und prinzipiell unendlich aufspaltbare Manifestation subjektiv-individueller und somit spezieller Interessen und La-

gen bleibt in diesem Sinne oberflächlich und ohne die historisch-politische Relevanz, auf die Marx seine Perspektive bewusst gerichtet hatte.

Wie differenziert Marx analysieren kann, wenn es ihm inhaltlich notwendig erscheint, wird u.a. auch im „18. Brumaire des Louis Bonapartes“ (Marx: MEW Bd.8) deutlich. In dieser Schrift beschäftigt er sich mit dem französischen Staatsstreich des Jahres 1852, durch den Louis Bonapartes an die Macht gelangt und die demokratische Republik, repräsentiert durch die Nationalversammlung, zerschlägt. Voller Polemik, aber außerordentlich differenziert, zeichnet Marx im „Brumaire“ die krisenhaften gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen der Jahre 1848–1852 nach, die schließlich in Bonapartes Machtübernahme gipfelten.

Besonders interessant erscheint es in diesem Zusammenhang zu sein, dass er im Rahmen seiner detaillierten Analyse der politischen Interessen und Faktoren, die zu diesem Zeitpunkt in Frankreich wirksam waren, zu einer Klassenanalyse gelangt, die weitaus vielschichtiger ist, als es die Modellvorstellung dichotomisch zugespitzter Strukturen, die er ja theoretisch postulierte und prognostizierte, nahelegen würde. So heißt es auf S. 121 (ebd.):

„Auf diese Erklärung der konstituierenden Nationalversammlung antwortete das Pariser Proletariat mit der Juni-Insurrektion, dem kolossalsten Ereignis in der Geschichte der europäischen Bürgerkriege. Die bürgerliche Republik siegte. Auf ihrer Seite stand die Finanzaristokratie, die industrielle Bourgeoisie, der Mittelstand, die Kleinbürger, die Armee, das als Mobilgarde organisierte Lumpenproletariat, die geistigen Kapazitäten, die Pfaffen und die Landbevölkerung. Auf der Seite des Pariser Proletariats stand niemand als es selbst. (...) Alle Klassen und Parteien hatten sich während der Junitage zur Partei der Ordnung vereint gegenüber der proletarischen Klasse.“

Interessanterweise ergibt sich hier also jenseits der dichotomischen Teilung zwischen Proletariat und der Koalition der anderen gesellschaftlichen Kräfte im Rahmen dieser konkreten politischen Auseinandersetzung eine differenziertere Klassengliederung der französischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Zusammen mit den Grundeigentümern, die an anderer Stelle des „Brumaire“ (ebd., S. 131) ebenso erwähnt werden, kommt Marx hier auf insgesamt 12 verschiedene Klassen. Ohne an dieser Stelle unzulässige Vergleiche ziehen zu wollen, sei zumindest die Assoziation erlaubt, dass die moderne Lebensstilforschung an (bzw. über) der Schwelle zum 21. Jahrhundert unter völlig unterschiedlichen Voraus-

setzungen oftmals eine ähnliche Anzahl identifizierbarer sozialer Gruppen konstatiert. Ungeachtet der Unvergleichbarkeit Marxscher Analyse der französischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts mit moderner Lebensstilforschung, wie sie in der jüngeren Vergangenheit in der Bundesrepublik betrieben wurde, stellt die zitierte Passage des „Brumaire“ doch einen Hinweis darauf dar, dass das nackte Faktum der Pluralität bzw. der Wunsch nach differenzierterem Herangehen nicht automatisch einen Paradigmenwechsel in der Betrachtungsweise erforderlich machen muss. Andersherum formuliert, ist auch die streng ökonomisch-politische Perspektive Marx' weder theoretisch noch praktisch an ein konkret fassbares Zweiklassensystem gebunden und ebensowenig wie Marx seinerzeit sollte man sich auch heute bei der Auseinandersetzung mit seinen Inhalten dazu verleiten lassen, verschiedene Ebenen von Theorie und Empirie zu verwechseln oder zu vermischen.

Trotzdem sollte man sich nicht über den Kontext, in dessen Rahmen Marx die besagte Klasseneinteilung vornimmt, täuschen lassen. Denn die Fragestellung, der er im „Brumaire“ nachgeht und die vornehmlich die Interpretation realer politisch-historischer Prozesse betrifft, wirft den soziologisch fruchtbaren Aspekt konkreter Klassenanalyse eigentlich nur als Nebenprodukt ab. Ein Nebenprodukt, das allerdings notwendig ist, wo es um tatsächliche politische Entwicklungen geht und der Versuch unternommen wird, diese gemäß der von ihm postulierten allgemeingültigen historischen Gesetzmäßigkeiten zu deuten. Eine dementsprechende Schlussfolgerung zieht auch Engels im Vorwort zur dritten Auflage des „Brumaire“ (MEW Bd.8, S. 562):

„Es war gerade Marx, der das große Bewegungsgesetz der Geschichte zuerst entdeckt hatte, das Gesetz, wonach alle geschichtlichen Kämpfe, ob sie auf politischem, religiösen, philosophischem oder ideologischem Gebiet vor sich gehen, in der Tat nur der mehr oder weniger deutlicher Ausdruck von Kämpfen gesellschaftlicher Klassen sind, und daß die Existenz und damit auch die Kollisionen dieser Klassen wieder bedingt sind durch den Entwicklungsgrad ihrer ökonomischen Lage, durch die Art und Weise ihrer Produktion und ihres dadurch bedingten Austausches. Dies Gesetz (...) gab ihm auch hier den Schlüssel zum Verständnis der Geschichte der zweiten französischen Republik. An dieser Geschichte hat er die Probe auf sein Gesetz gemacht, und selbst nach dreiunddreißig Jahren müssen wir noch sagen, daß diese Probe glänzend ausgefallen ist.“

Hinsichtlich der Frage nach Entstehung und Charakter sozialer Strukturen bleibt also festzuhalten, dass das gesamte Konzept der gesellschaftlichen Klassen für Marx nur insofern von Bedeutung war, wie es seiner Funktion für den größeren Zusammenhang, nämlich dem „großen Bewegungsgesetz der Geschichte“ und den damit verbundenen politischen Motiven, entsprach. Im gesamten Marxschen Werk besteht das „Prinzip Klasse“ eigentlich hauptsächlich aus zwei Aspekten: Der geteilten ökonomischen Lage und der daraus resultierenden gemeinsamen politischen Aktivitäten, die in offenen Klassenkampf gipfeln und auf diese Weise gesellschaftliche Veränderung herbeiführen. Allem, was an alltäglicherer sozialer Realität dazwischen liegt, und alle Entwicklungsstadien, die zwischen diesen beiden „Polen“ des Marxschen Klassenkonzepts liegen können, spricht er zwar nicht die Existenz ab, schenkt ihm aber keine eigenständige Beachtung.

Ein anderer Punkt ist, dass diese sozialen „Oberflächenphänomene“ auch in modernerer marxistischer Literatur, die sich bemüht zeigt, die betreffenden Lücken, die Marx selbst offen ließ, zu füllen, ganz in seinem Sinne allein ökonomisch, d.h. als Resultat unterschiedlicher Produktionsbedingungen, interpretiert werden. Stellvertretend für diese Art der Argumentation sei hier Mauke genannt. Er schreibt (1970, S. 27): „Während also das je herrschende Eigentum die Bevölkerung dichotomisch gliedert (...), so wirkt die dementsprechende Arbeitsteilung als funktionelles Gliederungsverhältnis. Sie regelt das Verhältnis der Individuen zueinander in Beziehung auf das Material, Instrument und Produkt der Arbeit (...).“ Beispiele für differenzierende funktionelle Aspekte von Arbeit sieht er z.B. in der Entstehung der großen Städte und der damit deutlich hervortretenden Unterscheidung landwirtschaftlicher und industrieller Produktionsbedingungen oder in der zunehmenden Trennung geistiger und körperlicher Arbeit. „Die Teilung von Landwirtschaft und Industrie, Industrie und Kommerz, ihre Teilung in Zweige und Branchen, schließlich die Verselbstständigung fester Berufe und die Sonderung dispositiver, reproduktiver und administrativer Tätigkeit von der unmittelbaren Produktionsarbeit – diese naturwüchsige gesellschaftliche Arbeitsteilung, hervorgerufen durch Entfaltung der Produktivkräfte, subsumiert die Individuen unter spezielle Produktionsverhältnisse und determiniert die funktionelle Gruppierung, die innere Gliederung und Fraktionierung der Gesellschaftsklassen. Die innere Struktur einer Klasse ist das spezielle Ensemble spezieller Produktionsverhältnisse aufgrund spezieller Produktivkräfte. Die Klasse als Ensemble spe-

zieller Produktionsverhältnisse verändert, unifiziert oder differenziert sich in Folge der Entfaltung der Produktivkräfte (ebd.).“

Abseits der grundlegenden Unterscheidung der Klassen, gemäß der entsprechenden Eigentums- und Machtverhältnisse, stellt sich hier also die Differenz innerhalb der Klassen mit den vorzufindenden Fraktionierungen als Ergebnis sich funktionell ausdifferenzierender Produktionsbedingungen dar. Der streng marxistischen Perspektive Maukes folgend bleibt der ursprüngliche Antagonismus hiervon jedoch unberührt. „Die Kapitalistenklasse verkörpert ein allgemeines Produktionsverhältnis, (...) die Fraktionen und Abteilungen innerhalb der Kapitalistenklasse verkörpern jeweils besondere Produktionsverhältnisse. Die Einheit aller Gliederungsformen stellt sich durch die Partizipation aller Kapitalisten und Kapitalistengruppen am Mehrwert dar (ebd., S. 75).“

Auch wenn anhand dieser Ausführungen die grundsätzliche Unterscheidung zwischen abstrakter Klassendefinition im Sinne eines idealtypischen „reinen“ Entwurfs (der gleichermaßen als unverfälschter Ausdruck allgemeingültiger historischer Gesetzmäßigkeiten verstanden werden muss) und der konkreten Momentaufnahme lebensweltlicher Realitäten (als eher vordergründige Phänomene ohne tiefere Bedeutung) deutlich geworden sein sollte, bleiben einige entscheidende Fragen offen. Zwar kann der Vorwurf der postulierten, aber nicht eingetretenen dichotomischen Zuspitzung der Gesellschaft vordergründig entkräftet werden, aber nur auf Kosten der weiteren Preisgabe des Anspruchs, soziale Phänomene als solche überhaupt erklären oder analysieren zu wollen. Ebenso wie es an einer brauchbaren Definition fehlt, wie und wieweit denn naturwüchsige funktionell-ökonomische Ausdifferenzierung die sozialen Strukturen der Gesellschaft prägen sollen, fehlt es jenseits der berühmten „Das Sein bestimmt das Bewußtsein“-Maxime an jeder konzeptionellen Weiterführung einer Theorie über das tatsächliche Verhältnis des Ökonomischen zum Sozialen. Maukes Argumentation folgend entsteht der Eindruck, alle soziale Differenzierung sei Resultat und Spiegel entsprechender ökonomischer Verhältnisse und der abstrakte rein ökonomisch orientierte Klassenbegriff Marx' wird auf diese Weise nicht konkretisiert, sondern lediglich ausgeweitet und mehr oder weniger allem „übergestülpt,“ was jenseits des „fundamentalen Antagonismus“ noch irgendein Eigenleben zu haben scheint.

Angesichts der Tatsache, dass Marx offenbar kein besonderes Interesse an sozialen Prozessen jenseits der politisch-ökonomischen Bedeutungsebene, der sein

Augenmerk vornehmlich galt, hegte, ist es keine Überraschung, dass auch Maukes Versuch, das Soziale als Spiegelbild ökonomischer Verhältnisse zu deuten und ihm somit jede eigenständige Funktion oder Bedeutung abzusprechen, scheitern muss. Tatsächlich sieht es so aus, als lägen sowohl marxistische wie nichtmarxistische Vertreter falsch, wenn sie Marx in der Art Maukes interpretieren, als hätte dieser lediglich vergessen zu erwähnen, dass jede Differenzierung jenseits der grundsätzlichen Klassenfraktionen „nur“ Ausdruck entsprechender spezieller Produktionsverhältnisse sei. Dass Marx im Rahmen seiner besonderen Perspektive dem Sozialen keine Bedeutung beimaß, muss nicht heißen, dass er ihm jegliche eigene Existenz abgesprochen hat. Möglicherweise wird hier der Fehler begangen, die abstrakt-allgemeinen Begriffskategorien Marx' auf gesellschaftliche Phänomene anzuwenden, die sich per se in einem ganz anderen Bezugsrahmen bewegen und auf diese Weise kaum angemessen erfasst werden können. Der entscheidende Punkt ist aber zunächst ein anderer. Gerade aufgrund der Tatsache, dass sowohl Marx als auch seine späteren orthodoxeren „Schüler“, jedem gesellschaftlich wirksamen Aspekt jenseits der ökonomischen Sphäre praktisch keinerlei Bedeutung beizumessen scheinen und sogar theoretisch vollkommen ausklammern, ergibt sich innerhalb ihrer eigenen Argumentation ein beträchtliches Manko. Wenn die unabdingbare Voraussetzung der seitens Marx' prognostizierten Entwicklung kapitalistischer Gesellschaften die Entstehung von Klassenbewusstsein ist und das Ausbleiben dieser Entwicklungen das Fehlen von Klassenbewusstsein nahelegt, gilt es herauszufinden, welche Bedingungen jenseits der engen Grenzen ökonomischer Prozesse auf die (Nicht-)Entstehung dieses Bewusstseins einwirken. Weiterhin erscheint es plausibel anzunehmen, dass es sich bei diesen Bedingungen um Faktoren handeln muss, die im Gegensatz zur Marxschen Annahme eben nicht bloßer Spiegel ökonomischer Verhältnisse sind, sondern in stetiger Wechselwirkung mit den verschiedensten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu eigenständigen Variablen in einer komplizierteren Gleichung werden, an deren Ende konkrete Lebensbedingungen und konkrete soziale Strukturen stehen.

Dennoch finden sich bei Marx selbst durchaus Gedankengänge, die darauf hindeuten, dass ihm die angesprochene Problematik, im Sinne einer eigenständigen Wirkung sozialer Faktoren, zwar bewusst war, aber letztlich nicht zu Ende gedacht wurde: „dieser Umstand, der so sehr bewundert wird von den ökonomischen

Apologeten, daß ein Mann ohne Vermögen, aber mit Energie, Solidität, Fähigkeit und Geschäftskennntnis sich in dieser Weise in einen Kapitalisten verwandeln kann (...), so sehr er beständig gegenüber den vorhandenen einzelnen Kapitalisten eine unwillkommene Reihe neuer Glücksritter ins Feld führt, befestigt er die Herrschaft des Kapitals selbst, erweitert ihre Basis und erlaubt ihr, sich stets mit neuen Kräften aus der gesellschaftlichen Unterlage zu rekrutieren. (...) Je mehr eine herrschende Klasse fähig ist, die bedeutendsten Männer der beherrschten Klasse in sich aufzunehmen, desto solider und gefährlicher ist ihre Herrschaft (Marx: MEW Bd.25, S. 614).“

Das bedeutet, dass die Grenze zwischen den Klassen prinzipiell im sozialen Sinne durchlässig ist. Unter bestimmten Umständen ist es möglich, dass z.B. eine Person, die ursprünglich der Arbeiterklasse entstammt, zum Kapitalisten „aufsteigt“ und auch der umgekehrte Fall absolut denkbar erscheint, obwohl dies für Marx wohl das weniger ergiebige Beispiel darstellen dürfte. Das Stichwort heißt also „soziale Mobilität“ und spielt nicht zufällig eine große Rolle in der Schichtungstheorie, die sich in wesentlichen Teilen ja bewusst gegen die Marxsche Klassentheorie und die ihr typische Konfliktorientierung stellt. Diese Möglichkeit und Realität der sozialen Mobilität berührt im marxistischen Sinne natürlich nicht den grundsätzlichen Gegensatz zwischen den Klassen, „weil dieser ja nicht durch bestimmte Personen, sondern durch verdinglichte, personell auswechselbare Produktionsverhältnisse determiniert ist (Mauke ebd., S. 85).“ Diese Argumentation ist in zweierlei Hinsicht interessant: Zum einen kann die Kritik, das marxistische Denkmodell ließe keinen Raum für soziale Phänomene wie das der Mobilität zwischen den Klassen, erfolgreich entkräftet werden, da sein theoretischer Kern von dieser Tatsache gar nicht berührt wird. Andererseits aber muss es aufgrund eben dieser Einseitigkeit auf das Theoretisch-Abstrakte beschränkt bleiben und steht einem großen Teil sozialer Realität beziehungslos gegenüber.

Der entscheidende Fehler an dieser Vorgehensweise und seine Konsequenzen werden an Maukes Zitat jedoch überdeutlich, denn wenn er zunächst konstatiert, dass Klassen nicht durch Personen, sondern durch unpersönliche, auswechselbare Produktionsbedingungen determiniert werden, übersieht er, dass eine Klasse im sozialen Sinne als Träger eines möglichen Klassenbewusstseins nicht aus funktionalen Verhältnissen, sondern aus Personen besteht.

Insgesamt zeigen diese Beispiele, dass eine streng marxistische Perspektive soziale Prozesse aus einer ganz anderen Motivation heraus betrachtet als aus dem zunächst doch objektiveren Interesse an der Analyse sozialer Strukturen, wie es sich in der moderneren Strukturforschung widerspiegelt. Nicht aus der Analyse sozialer Strukturen und Prozesse sollen Erkenntnisse über die Gesellschaft gewonnen werden, sondern umgekehrt werden soziale Strukturen oft so interpretiert, wie es dem manifesten Bild historischer und gesellschaftlicher Realität entspricht. Sicherlich ist die Frage nach wissenschaftlicher Objektivität in den Gesellschaftswissenschaften immer von besonderer Sensibilität und wird sich selten eindeutig beantworten lassen. Dennoch ist das „ideologische Korsett“ marxistisch geprägter Vertreter wie Mauke deutlich zu eng geschnürt, um einen konstruktiven Beitrag zur Frage nach den Ungleichheitsstrukturen moderner Industriegesellschaften leisten zu können. Viel zu sehr ist er damit beschäftigt nachzuweisen, warum sie *nicht* den Marxschen Entwicklungsprognosen entsprechen, ohne ihnen dabei zu widersprechen, als dass er sein Augenmerk darauf richten könnte, *wie* sie denn nun eigentlich sind. Derart in die Defensive gedrängt, bleiben unter dem Strich nur rückwärtsgerichtete Rechtfertigungsversuche, die wenig Raum zur theoretischen Weiterentwicklung lassen.

Auf der anderen Seite erscheint es jedoch ebenso kurzsichtig, Marx' Klassenmodell allein von einer oberflächlichen Betrachtung des Rahmenkonzeptes ausgehend beurteilen zu wollen. Gerade die Offensichtlichkeit der ideologischen Prägung marxistischer Gesellschaftstheorie scheint oftmals zu einer allzu oberflächlichen Kritik zu verleiten, die ihre tatsächlichen theoretischen Möglichkeiten weitgehend unbeachtet lässt. Auch die aktuelle Auseinandersetzung mit der Frage nach dem Verhältnis objektiver und subjektiver Faktoren spiegelt dies deutlich wider. Jenseits der postulierten Entstrukturierungsprozesse findet kaum eine eingehendere Diskussion theoretischer Konzepte statt, welche die objektive Bedingtheit subjektiver Möglichkeiten und auch die daraus resultierenden Machtverhältnisse thematisieren. Diese Nachlässigkeit könnte sich als Manko erweisen, denn die Art, wie die spürbaren sozialen Veränderungen der letzten Jahrzehnte in eher „lebensstilorientierten“ Arbeiten interpretiert werden, erscheint oftmals mehr „intuitiv“ als theoretisch fundiert und könnte Gefahr laufen, sich eher auf den Schein als das Sein der Gesellschaft zu konzentrieren und somit Teil ihrer Selbstinszenierung zu werden.

Die Marxsche Klassentheorie hingegen wird zumindest unterschätzt, wenn man ihr aufgrund der „ausgebliebenen Revolution“ nur noch (allenfalls) historische Bedeutung beimessen will. Natürlich ist ihre Aussagekraft allein aufgrund der historischen Entwicklungen bis zum heutigen Tag begrenzt, aber Autoren wie Lafferty oder Giddens weisen zurecht darauf hin, dass sie bei entsprechend differenzierter Betrachtung durchaus für aktuelle Fragestellungen fruchtbar gemacht werden kann. Eine Voraussetzung hierfür könnte die vorgeschlagene Vergegenwärtigung der verschiedenen Bezugsebenen und ihrer Verknüpfung innerhalb Marx' Gesamtkonzept sein. Die Abb. 1.2.1. fasst diese Überlegungen noch einmal zusammen:

Abb. 1.2.1. Der Klassenbegriff innerhalb der Marxschen Gesellschaftstheorie

DIMENSION →	HISTORISCH	POLITISCH	SOZIOLOGISCH
FUNKTION	Übergeordnetes metaphysisches Prinzip. Zwangsläufigkeit der geforderten/prognostizierten Entwicklungen	Nachweis der Notwendigkeit des Klassenkampfes. Analyse vergangener/zukünftiger Klassenkämpfe	Analyse sozialer Strukturen/sozialer Ungleichheit
INHALT	Klassenkampf als bestimmendes allgemeinhistorisches Prinzip gesellschaftlicher Fortentwicklung	Kritik an Ausbeutungs- und Unterdrückungsverhältnissen innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft	Entstehung objektiver wie subjektiver Ungleichheit durch Stellung zu den Produktionsmitteln
INTERPRETATION	Quasi-evolutionistisch revolutionärer Umbruch erfolgt zwangsläufig und unabdingbar.	Moralisch-ethische Legitimation des Klassenkampfes. Notwendigkeit der Veränderung	Sozioökonomische Position prägt das subjektive Bewusstsein. Soziale Ungleichheit als Produkt gesellschaftlicher Machtverhältnisse

Zumindest was die konkrete Sozialstrukturanalyse betrifft, wird deutlich, dass der theoretische Ausgangspunkt, nämlich die Abhängigkeit subjektiver Lagen von objektiven (vor allem sozioökonomischen) Rahmenbedingungen und Möglichkeiten sowie die daraus folgenden Machtverhältnisse, ungeachtet aller „ideologischen Fallstricke“ durchaus eigenständig betrachtet werden kann. Das heißt, die „Sozio-

logische Dimension“ (gekennzeichnet durch die grau hinterlegten Felder) kann durchaus „für sich“ stehen und verdient nicht nur in Bezug auf ihre inhaltliche Verknüpfung mit den anderen Dimensionen Beachtung. Die Unfähigkeit (oder besser Ungenauigkeit), zwischen diesen inhaltlichen Ebenen zu differenzieren, dürfte einer der Hauptgründe für den oftmals oberflächlichen Umgang mit Marxscher Gesellschaftstheorie sein.

Darüber hinaus finden sich in Marx' eigenen Arbeiten genügend Hinweise darauf, dass zumindest er selbst durchaus in der Lage war, zwischen theoretisch-abstrakter und konkreter empiriebezogener Ebene zu unterscheiden. Die in diesem Abschnitt dargestellten Beispiele deuten an, dass sein Klassenbegriff theoretisch lange nicht so bedeutungslos für aktuellere Fragestellungen sein muss, wie es uns dessen weitgehende Nichtbeachtung durch die moderne westlich geprägte Gesellschaftswissenschaft teilweise vermittelt. Denn ein grundsätzliches Anliegen des Klassenbegriffs, nämlich die Frage nach Machtstrukturen, nach Selbst- und Fremdbestimmung sowie nach der sozialen Reproduktion der resultierenden Verhältnisse darf und sollte noch immer gestellt werden.

Die folgenden Abschnitte über Weber und die „klassische“ Schichtungssoziologie werden verdeutlichen, dass die grundsätzliche Annahme der objektiven Bedingtheit sozialer Ungleichheit, ungeachtet aller bewussten und beabsichtigten Differenz zu Marx, Bestandteil aller „großen“ und einflussreichen Theorieperspektiven auf soziale Strukturen gewesen ist. Dass diese Theorien über die jeweils spezifische historische Situation ihrer Entstehung hinaus keine Gültigkeit beanspruchen können, wie es eine komplette Abkehr von diesem Paradigma nahelegen würde, ist eine Behauptung, die sich als leichtfertig und übereilt erweisen könnte.

1.3. Soziale Ungleichheit im Werk Max Webers

In beinahe allen Arbeiten, die sich mit der Theorieentwicklung im Bereich soziale Ungleichheit/soziale Strukturen auseinandersetzen, wird den soziologischen Schriften Max Webers große Bedeutung beigemessen. Diese Bedeutung lässt sich zu einem erheblichen Teil daraus ableiten, dass seine Arbeiten oftmals im direkten Bezug zu Marxschen Positionen, die ja nach wie vor als eine Art erster theoretischer Ausgangspunkt gelten, gelesen und auch als direkte Kritik an diesen interpretiert werden (z.B. Kreckel 1992, S. 54 f., Hradil 1987, S. 61 ff.; Giddens 1984, S. 46 ff.). Wie bereits an anderer Stelle erwähnt, gilt der von Weber entwickelte theoretische Ansatz gerade aufgrund der Relativierung der einseitig materialistischen Perspektive Marx' gewissermaßen als „Wurzel“ aller (im Vergleich zu Marx) weniger deterministischen Sichtweisen von Ungleichheitsstrukturen (vgl. z.B. Hradil 1987, Müller 1992a). Hinsichtlich der im Kontext der aktuellen Lebensstilforschung diskutierten Entstrukturierungsthese muss diese oberflächliche, wenn auch zunächst nicht falsche Folgerung jedoch konkretisiert werden. Im Folgenden gilt es daher, Webers Perspektive noch einmal auf ihre wesentlichen Bestandteile hin zu untersuchen. Nützlich erscheint es in diesem Zusammenhang auf die in 1.1. vorgeschlagene analytische Differenzierung der mit Marx' Klassenbegriff verbundenen verschiedenen erkenntnistheoretischen Ebenen Bezug zu nehmen, da sie auch hier die Möglichkeit offerieren, den speziellen Charakter von Webers Kritik besser zu verstehen und jenseits des unvereinbaren wissenschaftstheoretischen Rahmenkonzepts auch die Nähe bei verschiedenen konkreten Inhalten nicht zu verkennen.

Zunächst gilt es daher, sich die Grundverschiedenheit der theoretischen Perspektiven Marx' und Webers zu vergegenwärtigen. Im Gegensatz zu Marx und dessen eher philosophisch-historischem Ansatz war Weber von der Notwendigkeit überzeugt, die Soziologie als eigenständige, objektive Erfahrungswissenschaft zu etablieren. Gerade um einer eindeutigen Abgrenzung von den Geschichts- und Geisteswissenschaften willen, bemühte er sich, ihr einen entsprechenden begrifflichen und theoretischen Rahmen zu verleihen. Allein dieses explizit (im Sinne des heutigen Verständnisses) soziologische Interesse, verbunden mit dem für ihn charakteristischen Anspruch objektiver Wissenschaftlichkeit, stellt Weber in grundlegende Distanz zu Marx. Denn dieser Vorgabe folgend, resultiert für ihn jede Ma-

nifestation sozialer Realität ganz allgemein formuliert aus der Interaktion handelnder Individuen, die im Rahmen ihrer Möglichkeiten bestimmte Zwecke verfolgen. Die Resultate der entsprechenden Interaktionen bzw. deren Wahrscheinlichkeit ist zwar bestimmten objektiv feststellbaren Regeln folgend unter Umständen vorhersehbar, aber prinzipiell offen und nicht auf irgendeine Weise prädestiniert. Ansonsten bedürfte es ja auch keiner Gesellschaftswissenschaft in Webers Sinne. Demzufolge ist es gerade Marx' zentraler Gedanke vom Prinzip des Klassenkampfes als übergeordnetem historischem Gesetz, das jede gesellschaftliche Entwicklung steuert, der für Weber inakzeptabel sein muss, da er im deutlichen Gegensatz zu seiner wissenschaftlich-objektiven Orientierung steht. Diese Orientierung findet in der Schrift „Zur Objektivität sozialwissenschaftlicher Erkenntnis“ besonders deutlichen Ausdruck (z.B. 1988: S. 146-214). Dort vertritt er die Ansicht, „daß es niemals Aufgabe einer Erfahrungswissenschaft sein kann, bindende Normen und Ideale zu vermitteln, um daraus für die Praxis Rezepte ableiten zu können (S. 149, ebd.).“

Allein dieses kurze Zitat lässt sich durchaus als direkte Absage an Marx interpretieren, für den ja, wie auch im Abschnitt 1.1 deutlich geworden sein sollte, das Prinzip des Klassenkampfes sowohl „Norm“, da es die Geschichte aller gesellschaftlichen Kämpfe bestimmt, als auch „Ideal“ im Sinne des „richtigen Weges“ zur positiven Weiterentwicklung darstellt. Indem Marx jedoch selbst festlegt, welche gesellschaftlichen Entwicklungen als fortschrittlich im positiven Sinne und welche als negativ im Sinne eines Rückschrittes bzw. der Verfestigung oder Herstellung illegitimer Machtverhältnisse zu beurteilen sind, verstößt er eklatant gegen Webers Anspruch der „Objektivität sozialwissenschaftlicher Erkenntnis.“

Wenngleich auch Weber den aufklärerischen Aspekt Marx' im Sinne der Entlarvung ideologisch gefestigter Herrschaftsverhältnisse durchaus anerkannte, wird Marx von einer objektiv-sozialwissenschaftlichen Perspektive aus betrachtet selbst ideologisch, wenn er anstelle objektiver Analyse weltanschaulich geprägte Interpretationen vornimmt. Steht doch für Weber fest, „daß Weltanschauungen niemals Produkt fortschreitenden Erfahrungswissens sein können und daß also die höchsten Ideale, die uns am mächtigsten bewegen, für alle Zeiten nur im Kampf mit anderen Idealen sich auswirken, die anderen ebenso heilig sind, wie uns die unseren (ebd., S. 154).“ Demzufolge können Weltanschauungen per se niemals den Anspruch erheben, objektive Realität darzustellen. Jede prinzipiell vorstellbare

gesellschaftliche Entwicklung ist folglich immer nur eine Möglichkeit unter anderen, die sich lediglich unter spezifischen historischen und kulturellen Bedingungen herausbilden kann. Jenseits dieser spezifischen Voraussetzungen gibt es keine allgemeingültigen, übergeordneten oder metaphysischen Gesetzmäßigkeiten, welche die Richtung einer Entwicklung vorherbestimmen können. Jeder einzelne historische Fall oder jeder zu untersuchende soziale Gegenstand steht somit für sich und ist einzigartig in seiner Entstehung und seinem Charakter. An die Stelle unabdingbarer Zwangsläufigkeit bei Marx, etwa was die Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft angeht, tritt bei Weber also die objektive Möglichkeit. Wie wahrscheinlich oder unwahrscheinlich darüber hinaus das Eintreten dieser Möglichkeiten sein mag, ist für Webers wissenschaftstheoretische Ausgangslage indes zweitrangig.

Dieses primäre, oben in seiner allgemeinen Form angedeutete, Interesse Webers, die Soziologie als objektive Erfahrungswissenschaft zu etablieren, spiegelt sich vor allem auch in seinen konkreten Begriffsbildungen wider. Dort bemüht er sich, seine theoretischen Forderungen in Form eines möglichst differenzierten und vollständigen „Begriffsinstrumentariums“ auch empirisch umsetzbar zu machen. Diese Begriffe und die ihnen zugehörigen Definitionen stellen eine Art Kompromiss zwischen dem Anspruch größtmöglicher Objektivität einerseits und der andererseits allen sozialen Prozessen eigentümlichen Unmöglichkeit völlig objektiver „Messung“ und Benennung, im Sinne naturwissenschaftlicher Vorgehensweisen, dar. Die derart entstandenen Begriffe und Kategorien nennt er „Idealtypen“ (ebd., S. 190- 212).

Zur Frage nach sozialen Strukturen und der an Vergesellschaftung und Vergemeinschaftung beteiligten Faktoren, entsteht bei Weber ein wesentlich differenzierteres Bild als das in seinen Grundzügen eigentlich simple Klassenmodell Marx'. Schon anhand der drei begrifflichen Grundkategorien „Klassen“, „Stände“ und „Parteien“ (vgl. 1972: S. 177-180, 531-540), die Weber als Phänomene der „Machtverteilung innerhalb der Gemeinschaft“ gegenüberstellt, wird der entscheidende Unterschied deutlich. Dort wo Marx in seinem Klassenbegriff ökonomische Lage, politisches Handeln und soziale Gemeinschaft als einander entsprechende Faktoren zusammenfasst, ist es Webers Anliegen, diese Verschmelzung wieder aufzulösen. Nur indem er diese drei Ebenen sozialer Realität als grundsätzlich eigenständige und spezifischen Gesetzen unterworfenen Sinnzusammenhänge auf-

fasst, erscheint es ihm möglich, objektiv zu analysieren, wie diese unterschiedlichen Komponenten im konkreten Fall zusammenwirken, wo sie einander begünstigen oder sich entgegenstehen. Dabei behauptet Weber an keiner Stelle, dass sie sich nicht im Marxschen Sinne entsprechen könnten, aber er will aufzeigen, dass sie dies keineswegs zwangsläufig müssen. Die Art von Klassengesellschaft, die Marx beschreibt und prognostiziert, stellt für Weber lediglich einen speziellen Fall dar, der nur unter der Voraussetzung der Erfüllung bestimmter Rahmenbedingungen eintreten kann und völlig unabhängig von der mutmaßlichen Wahrscheinlichkeit seines Eintretens zunächst nur eine Möglichkeit unter vielen darstellt.

So bezieht sich der Begriff „Klasse“, in Webers Terminologie, ausschließlich auf ökonomische Lagen und Interessen. Zwar erkennt Weber, Marx ähnlich, Besitz und Besitzlosigkeit als Grundkategorien aller Klassenlagen an (ebd., S. 532), aber indem er die Sphäre des Ökonomischen prinzipiell von den anderen Dimensionen sozialer Machtverteilungen und Strukturen trennt, bleiben die entsprechenden Verteilungskämpfe zunächst (und folgerichtig) auch auf den ökonomischen Geltungsbereich beschränkt:

„Immer aber ist für den Klassenbegriff gemeinsam, daß die Art der Chance auf dem Markt diejenige Instanz ist, welche die gemeinsame Bedingung des Schicksals für den Einzelnen darstellt. Klassenlage ist in diesem Sinne letztlich Marktlage (ebd.).“ Dementsprechend sind es „nach dieser Terminologie eindeutig ökonomische Interessen und zwar an die Existenz des Marktes gebunden, welche die Klasse schaffen (ebd.).“

Indem die Durchsetzung ökonomischer Interessen also zuerst an die Existenz des Marktes gebunden sind, richten sie sich nach seinen Gesetzen und beziehen sich auf die Möglichkeiten, welche die allgemeinen Bedingungen und Normen des Marktes zulassen. Im Gegensatz zu Marx' Konflikttheorie spielen sich die mit dem jeweiligen Klasseninteresse verbundenen Verteilungskämpfe also grundsätzlich im Rahmen der (Markt-) Ordnung ab und sind nicht prinzipiell darauf ausgerichtet, die „Ordnung“ selbst zu verändern. Klasseninteresse und die daraus resultierenden Auseinandersetzungen erhält dementsprechend eher den Charakter marktorientierten Wettbewerbs als den eines antagonistischen Kampfes, der in Revolution und Umbruch der Verhältnisse mündet. In diesem Sinne folgert Weber, dass „der die Klassenlage auswirkende Kampf sich zunehmend zum Konkurrenzkampf auf

dem Gütermarkt und dann zum Preiskampf auf dem Arbeitsmarkt verschoben hat (ebd., S. 534).“ Jene Lücke also zwischen geteilten ökonomischen Lagen/Interessen und einem zielgerichteten homogenen gemeinschaftlichen Handeln, die bei Marx theoretisch offengelassen wird, betont Weber ausdrücklich, indem er die (ökonomische) Klassenlage auf zunächst auch rein ökonomische Bedeutungszusammenhänge rückbezieht. Weber versucht in diesem Zusammenhang aufzuzeigen, dass in dieser „Lücke“ Vergesellschaftungsprozesse ablaufen müssen, die ihrerseits wiederum nicht zwangsläufig ausschließlich einer bestimmten Klassenlage entsprechen müssen, sondern auch von einer Reihe anderer Faktoren beeinflusst werden können:

„Der Grad, in welchem aus dem >>Massenhandeln<< der Klassenzugehörigen ein >>Gemeinschaftshandeln<< und eventuell Vergesellschaftungen entstehen, ist an allgemeine Kulturbedingungen gebunden, besonders intellektueller Art, und an den Grad der entstandenen Kontraste, wie namentlich an die Durchsichtigkeit des Zusammenhangs zwischen den Gründen und den Folgen der Klassenlage gebunden. (...) Jede Klasse kann also zwar Träger irgendeines in unzähligen Formen möglichen Klassenhandelns sein, aber sie muss es nicht sein, und jedenfalls ist sie selbst keine Gemeinschaft und es führt zu Schiefheiten, wenn man sie mit Gemeinschaften gleichwertig behandelt (ebd., S. 533).“

Einer der wichtigsten Faktoren, der einer konsequenten Durchsetzung des „nackten Marktprinzips“ und somit einer uneingeschränkten Vorherrschaft der Klassenlagen (in Webers Sinne) innerhalb der gesellschaftlichen Machtstrukturen im Wege steht, sind für Weber die „Stände“. Die Unterscheidung von „Klasse“ und „Stand“ macht seine Differenz zum rein ökonomisch-materialistischen Standpunkt Marx' deutlich und stellt somit auch einen wesentlichen theoretischen Bezugspunkt für die später entwickelte Schichtungssoziologie dar. Denn ständische Gemeinschaft definiert sich eher über soziokulturelle Gemeinsamkeiten als über ökonomische Lagen. Indem Weber den „Stand“ als eigenständiges soziales Phänomen anerkennt, bricht er mit der einseitigen Marxschen Vorstellung von ökonomischem Unterbau und kulturellem Überbau. Bedeutsam für die ständische Lage ist Weber zufolge „jede typische Komponente des Lebensschicksals von Menschen, welche durch eine spezifische, positive oder negative Einschätzung der Ehre bedingt ist. (...) Diese Ehre kann sich auch an eine Klassenlage knüpfen. Die Unterschiede der Klassen gehen die mannigfaltigsten Verbindungen mit stän-

dischen Unterschieden ein, und der Besitz als solcher gelangt (...) nicht immer, aber doch außerordentlich regelmäßig auch zu ständischer Geltung (ebd., S. 534 f.).“

Wenngleich Weber hier deutlich macht, dass er die Zusammenhänge zwischen (ökonomischen) Klassenlagen und ständischer Lebensführung keineswegs verkennt, legt er größten Wert auf ihre begriffliche Trennung und die damit verbundene definitorische Eindeutigkeit. Auch hier gilt: Klasse und Stand können einander entsprechen, müssen es aber nicht. Denn:

„Die Klassenlage eines Offiziers, Beamten oder Studenten, bestimmt durch sein Vermögen, kann ungemein verschieden sein, ohne die ständische Lage zu differenzieren, da die Art der durch Erziehung geschaffenen ständischen Lebensführung in den ständisch entscheidenden Punkten dieselbe ist (ebd. S. 180).“

Eine konsequent wissenschaftliche Vorgehensweise, wie sie Weber fordert, muss daher in der Lage sein, alle vorstellbaren Möglichkeiten der Beziehung zwischen Klasse und Stand in all ihren Ausprägungen zu analysieren und zu verstehen. Daher muss sie sich der prinzipiellen Unterschiedlichkeit, der mit ihnen verbundenen Sinngebungen und Bedeutungszusammenhänge bewusst werden.

Ebenso ist Webers „Partei“- Begriff zu verstehen. Entgegen der automatischen Gleichsetzung von politischer und ökonomischer Macht, wie wir sie bei Marx vorfinden, zieht es Weber vor, auch hier zu differenzieren:

„Sie (die Parteien) können im Einzelfall durch „Klassenlage“ oder „ständische Lage“ bedingte Interessen vertreten. Aber sie brauchen weder reine „Klassen“ noch rein „ständische“ Parteien zu sein und sind es meist nur zum Teil, oft gar nicht (ebd., S. 539).“ Etwas vereinfacht formuliert ist es aus Webers Perspektive also weder möglich noch zulässig, allgemeingültige Regeln über die Dominanz wahlweise der objektiv-ökonomischen oder der subjektiv-kulturellen Bedeutungsebene über die jeweils andere zu postulieren. Nicht das Sein bestimmt das Bewusstsein und nicht das Bewusstsein das Sein in irgendeiner absolut gültigen Form. Beide Ebenen stehen in vielfältiger Wechselwirkung miteinander. Welche dieser Ebenen im konkreten Fall dominant sein könnte, ist wiederum von kulturellen Rahmenbedingungen abhängig.

Das bekannteste Beispiel Webers für die Prägung ökonomischer Verhältnisse durch kulturelle Einflüsse findet sich in seinen religionssoziologischen Schriften in Form von „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“ (z.B. 1995).

Dort stellt er die These auf, dass die dem Kapitalismus eigentümliche Berufs- und Arbeitsethik mit ihrem asketischen Charakter, der die Vermehrung bereits gewonnenen Kapitals dem „verschwenderischen“ Konsum nicht nur vorzieht, sondern ihn praktisch moralisch fordert, nicht zuletzt durch den aufkommenden Protestantismus entscheidend mitgeformt, wenn nicht gar überhaupt erst möglich wurde. Dafür spricht nach seiner Meinung, „daß die Protestanten (...) sowohl als herrschende wie als beherrschte Schicht (...) eine spezifische Neigung zum ökonomischen Rationalismus gezeigt haben, welche bei den Katholiken weder in der einen noch in der anderen Lage in der gleichen Weise zu beobachten war und ist. Der Grund des verschiedenen Verhaltens muß also der Hauptsache nach in der dauernden inneren Eigenart und nicht nur der jeweiligen äußeren historisch-politischen Lage der Konfessionen gesucht werden (ebd., S. 337).“

Die protestantische Berufsethik und die für sie typische innerweltliche Askese stellt für Weber die soziokulturelle „Verarbeitung“ der für sich genommen „unmenschlichen“ calvinistischen Prädestinationslehre dar. „Um jene Selbstgewissheit zu erlangen (wurde) als hervorragendstes Mittel rastlose Berufsarbeit eingeschärft. Sie und sie allein verscheuche den religiösen Zweifel und gebe die Sicherheit des Gnadenstandes (ebd., S. 351).“

Was aber wäre besserer Beweis für die irdische Sittlichkeit oder die „überirdische“ Verheißung als die ständige rastlose Vermehrung einmal erworbenen Reichtums? Verschwendung irdischer Güter zum Zwecke von Genuss und Konsum erhält in diesem Licht einen verwerflichen Anschein. „Diese Hemmungen, welche dem konsumptiven Verbrauch des Erworbenen entgegenstanden, mußten seiner produktiven Verwertung zugute kommen (ebd., S. 353).“ Zusammenfassend folgert Weber (ebd.):

„Einer der konstitutiven Bestandteile des modernen kapitalistischen Geistes, und nicht nur dieses, sondern der modernen Kultur: - die rationale Lebensführung auf Grundlage der Berufsidee ist - das sollten diese Darlegungen erweisen - geboren aus dem Geist der christlichen Askese. (...) Denn indem die Askese aus den Mönchszellen heraus in das Berufsleben übertragen wurde und die innerweltliche Sittlichkeit zu beherrschen begann, half sie an ihrem Teil mit daran, jenen mächtigen Kosmos der modernen (...) Wirtschaftsordnung zu erbauen, der heute den Lebensstil aller Einzelnen, die in dieses Triebwerk hineingeboren werden - nicht nur der direkt ökonomisch Erwerbstätigen -, mit überwältigendem Zwang bestimmt

und vielleicht bestimmen wird, bis der letzte Zentner fossilen Brennstoffs verglüht ist.“

Neben der interessanten Formulierung vom „Triebwerk“, welches das Leben „aller Einzelnen mit überwältigendem Zwang bestimmt“ und in gewisser Weise an eine „negative“ Spiegelung der später entwickelten strukturfunktionalistischen Theorieansätze erinnert (da dort das, was Weber als „Zwang“ charakterisiert, der primären Funktion nach eher als freier Konsens bzw. funktionale Notwendigkeit interpretiert wird), nimmt hier eine weitere Differenz zu Marx Gestalt an. Was in „Die protestantische Ethik“ exemplarisch ausgeführt wird, ist der direkte Versuch, die Marxsche „Überbau-Theorie“ zu widerlegen, indem gezeigt wird, dass kulturelle Verhältnisse keineswegs nur als „Überbau“ oder Widerspiegelung eines ökonomischen „Unterbaus“ verstanden werden können oder müssen. Denn es ist in diesem Sinne genauso vorstellbar, dass sie die Geisteshaltung von Individuen und sozialen Gruppen dergestalt prägen, dass sie mithin selbst zur kulturellen Voraussetzung ökonomischer Systeme, wie etwa dem kapitalistischen, werden können. Damit schreibt Weber also soziokulturell verankerten Sinnwelten, wie sie z.B. von religiös geprägter Ethik geformt werden können, eine eigenständige Bedeutung und Wirkung zu, die somit nicht automatisch auf andere Deutungssysteme, wie etwa das Ökonomische, zurückgeführt werden kann (vgl. a. Weiß 1981).

Insgesamt betrachtet wird also deutlich, dass die Differenzen zwischen Weber und Marx vor allem in ihren unterschiedlichen wissenschaftstheoretischen Hintergründen zu sehen sind. Beeinflusst durch die Erkenntnistheorie Kants ist es für Weber nicht möglich, die marxistische Annahme von der Existenz übergeordneter, unabdingbar wirksamer Gesetzmäßigkeiten, welche die Geschichte menschlicher Gesellschaft bestimmen, zu teilen. Im Gegensatz zu Marx, der in Anlehnung an Hegels Weltgeist von einer sozusagen evolutionistischen Weiterentwicklung der Gesellschaft in Richtung objektiven Fortschritts ausgeht, kann es aus Webers Perspektive heraus so etwas wie objektiven Fortschritt überhaupt nicht geben. Allein die Kategorisierung jedweder Entwicklung als Fort- oder Rückschritt im positiven bzw. negativen Sinne stellt für ihn ein unzulässiges Werturteil dar. Aus der Sicht einer verstehenden Soziologie, welche das Handeln der sozialen Akteure zu ihrem eigentlichen Betrachtungsgegenstand macht, darf soziale Realität aber nicht von einem Werturteil ausgehend interpretiert werden, da sonst diejenigen Bestandteile dieser Realität, welche sich nicht mit diesem Werturteil verein-

baren lassen, willkürlich ausgefiltert würden. Daher tritt an die Stelle historischer Notwendigkeit, wie wir sie bei Marx vorfinden, bei Weber die objektive Möglichkeit. Nur eine theoretische Perspektive, die prinzipiell jede vorstellbare Option als solche anerkennt, unabhängig davon, wie wahrscheinlich sie in einem spezifischen historischen Kontext auch erscheinen mag, ist in der Lage, ihre theoretischen Konstrukte empirisch zu überprüfen, zu bestätigen oder zu relativieren.

In diesem Sinne ist auch Webers um exakte Differenzierung bemühte Begriffsbildung zu verstehen. Seine definitorischen Bemühungen um die „Soziologischen Grundbegriffe“, die in der Bildung der bereits angesprochenen Idealtypen ihren Ausdruck findet, stellen den konkreten Versuch dar, die Kluft zwischen Theorie und Erfahrungswissenschaft zu überbrücken, und dürften maßgeblichen Einfluss auf die Entwicklung der empirischen Gesellschaftswissenschaften ausgeübt haben. Gerade Webers marxistisch geprägten Kritiker scheinen oftmals zu verkennen, dass seine begrifflichen Kategorien keine Interpretationen der sozialen Realität darstellen, sondern eher die formale Möglichkeit schaffen sollen, eine objektive Analyse dieser Realität zu leisten, was nach Webers Ansicht jeder weitergehenden Interpretation vorausgehen sollte.

Ungeachtet der hier dargelegten Unterschiedlichkeit der theoretischen Orientierungen bei Weber und Marx darf jedoch auch nicht übersehen werden, dass ihre Positionen gerade dort, wo es um konkretere Inhalte geht, keineswegs zwangsläufig im Widerspruch stehen müssen. Besonders in Bezug auf die Frage nach dem Verhältnis objektiver und subjektiver Komponenten bei der Konstitution sozialer Ungleichheit ist Webers grundsätzliche Position derjenigen Marx' nicht unähnlich. Denn auch für Weber sind Besitz und Besitzlosigkeit die Grundkategorien aller Klassenlagen (1972, S. 221). So kommt dem folgenden Zitat angesichts des derzeit mancherorts geforderten Paradigmenwechsels in der Strukturfor schung mittlerweile vielleicht wieder besondere Bedeutung zu:

„Es ist die allerelementarste ökonomische Tatsache, daß die Art wie die Verfügung über den sachlichen Besitz innerhalb einer sich auf dem Markt konkurrierenden Menschenvielfalt verteilt ist, schon für sich allein spezifische Lebenschancen schafft (ebd., S. 220).“

Natürlich ist es Weber ebenso bewusst, dass die ständische Lebensführung oftmals mit der ökonomischen Klassenlage in spezifischer Entsprechung einhergeht und dass materieller Besitz in den allermeisten Fällen auch zu ständischer Be-

deutung gelangt. Ebenso kann auch die politische Macht mit einer entsprechenden ökonomischen und sozialen Stellung einhergehen und tut dies vermutlich in vielen Fällen. All diesen sozialen und historischen Fakten widerspricht Weber in keiner Weise, indem er die Begriffe „Klasse“, „Stand“ und „Partei“ theoretisch trennt. Vielmehr will er verdeutlichen, dass die Art, wie diese verschiedenen Ebenen der Vergesellschaftung und Machtverteilung miteinander in Wechselwirkung stehen, keiner absolut gültigen Gesetzmäßigkeit unterliegt, nach der einer dieser Ebenen unabhängig von spezifischen kulturellen und historischen Tatsachen uneingeschränkte Dominanz für sich beanspruchen könnte. Unter dem Strich jedoch widerspricht er der soziologischen Grundannahme der objektiven Bedingtheit subjektiver Lagen, die sich zumindest zu einem bedeutenden Teil der freien Präferenz des Individuums entzieht und die wir ungeachtet der weitergehenden politisch-ideologischen Folgerungen auch bei Marx finden können, keineswegs.

Dadurch, dass Weber jedoch Klassenlagen grundsätzlich als Marktlagen und die entsprechenden Verteilungskämpfe als marktorientierten Wettbewerb auffasst sowie durch die ausdrückliche Einbeziehung eher soziokultureller Bedeutungsebenen, wie sie im Konzept der „Stände“ ihren Ausdruck finden, hat er entscheidenden Einfluss auf die westliche Schichtungssoziologie gehabt und stellt deren theoretische Wurzeln dar. Wie diese Wurzeln weiterentwickelt wurden, wird in den für unsere Fragestellung wichtigsten Punkten im Abschnitt 1.4. dargestellt werden.

1.4. Die theoretischen Grundlagen der Schichtungssoziologie

Die Vorstellung einer Gesellschaftsstruktur als Bild eines Gefüges von einander über- bzw. untergeordneten Schichten, die sich hinsichtlich bestimmter charakteristischer Merkmale unterscheiden und deren Mitglieder bezüglich dieser Merkmale untereinander typischerweise bestimmte Ähnlichkeiten aufweisen, ist weit verbreitet und auch außerhalb wissenschaftlicher Geltungssphären etabliert. Im Gegensatz zur allgemeinen Gebräuchlichkeit des Schichtungsbegriffs ist es jedoch schwierig, zu einer schlechthin gültigen und exakten Definition dessen zu gelangen, was mit diesem Begriff gemeint ist. So hat es innerhalb der wissenschaftlichen Diskussion der Nachkriegsjahrzehnte eine beträchtliche Anzahl unterschiedlicher Schichtungsmodelle gegeben, die sowohl theoretisch als auch empirisch unterschiedliche Schwerpunkte setzten und auf die im Einzelnen einzugehen, den in diesem Zusammenhang erforderlichen und sinnvollen Rahmen sprengen würde. Genau genommen macht es schon Schwierigkeiten, das Verhältnis von Theorie und Empirie überhaupt eindeutig zu bestimmen, da es ein entscheidendes Charakteristikum der Schichtungssoziologie war (und ist), dass sich die wissenschaftliche Auseinandersetzung zu einem großen Teil auf eine eher pragmatische Ebene mit eindeutig empirischer Zielsetzung verlagert hatte, auf der es vornehmlich um die Entwicklung und Verfeinerung von Methoden und konkreten Strukturmodellen als um theoretische Grundsatzfragen ging.

Angesichts der unbestrittenen Dominanz des Schichtungskonzeptes in der westlich geprägten Nachkriegssoziologie bedurfte es jedoch eines einflussreichen und grundsätzlich akzeptierten theoretischen Fundaments, welches ihre weitere Entwicklung zumindest insofern prägte, dass die zuvor beschriebene Zuwendung zu hauptsächlich empirisch-analytischen Fragestellungen möglich wurde. Wenngleich der Begriff „Schichtung“ für sich genommen nicht automatisch einer bestimmten Theorieperspektive zuzuordnen ist, da er zuvor beispielsweise auch schon von Marx oder Geiger (z.B. 1997), dem gerade im deutschen Sprachraum nach wie vor große Bedeutung beigemessen wird, gebraucht wurde, wird er nach heutigem Verständnis vor allem mit der strukturfunktionalistischen Theorieschule in Verbindung gebracht, deren Ausgangspunkt in den während der 40`er Jahre veröffentlichten Arbeiten von amerikanischen Soziologen wie Parsons oder Davis und Moore zu sehen ist.

Im Gegensatz zur seitens der Strukturfunktionalisten nicht selten betonten Nähe zu Webers Bemühungen um erfahrungswissenschaftliche Orientierung muss jedoch auch gesehen werden, dass die funktionalistische Gesellschaftstheorie streng genommen eine vorweggenommene und paradigmatische Interpretation gesellschaftlicher Verhältnisse im Allgemeinen und sozialer Ungleichheit im Besonderen enthält, die eigentlich im Widerspruch zu Webers Forderung nach der unbedingten Objektivität sozialwissenschaftlicher Erkenntnis steht. Historisch und kulturell betrachtet, verwundert es nicht, dass sich dieser theoretische Kernpunkt vor allem an Marx „reibt“. Denn die strukturfunktionalistische Grundfrage danach, wie Gesellschaft funktioniert, impliziert den Gedanken, dass sie im Wesentlichen funktioniert, und erfordert somit eine Perspektive, die sich von der Notwendigkeit Marx'schen Klassenkampfes, noch über deren Relativierung bei Weber hinaus, eindeutig distanziert. Ungleichheit an sich soll jedoch nicht im Sinne des realen Grades ihrer Ausprägung geleugnet werden. Der entscheidende Interpretationsunterschied ist vielmehr in der Einschätzung der subjektiven Bewertung derer zu sehen, die von ihr direkt und indirekt betroffen sind. Insofern stellen die funktionalistischen Ansätze auch einen theoretischen Versuch dar, Marx an seiner „Schwachstelle“, nämlich der Entwicklung des Klassenbewusstseins, zu widerlegen bzw. gerade die ausgebliebene konflikthafte Dichotomisierung der gesellschaftlichen Kräfte zu erklären und den gesellschaftlichen Konsens als „Normalzustand“ zu definieren.

Genau dieser Zusammenhang stellt sich in den frühen Arbeiten Parsons, wie z.B. „Ansatz einer analytischen Theorie der sozialen Schichtung“ (1973a) oder „Systematische Theorie in der Soziologie“ (1973b) noch relativ abstrakt dar. Wie oben angedeutet, ist die grundsätzliche Problemstellung, mit der sich Parsons auseinandersetzt, eine gänzlich andere als etwa bei Marx. Ging es Marx in erster Linie um Entwicklung und Veränderung von Gesellschaft, ist es Parsons Anliegen, ihre Stabilität anhand des funktionellen Charakters der sie konstituierenden Faktoren darzulegen. Die dramatische Verschärfung gesellschaftlicher Verteilungskämpfe, die bei Marx einen natürlichen und notwendigen Antrieb sozialer Entwicklung darstellt, wird somit im strukturfunktionalistischen Theoriegebäude zu einem „Fall“ außerhalb der Norm. Dennoch ist soziale Ungleichheit im Sinne einer vertikalen Rangordnung von besser- bzw. schlechter gestellten Positionen auch bei Parsons die Grundkategorie gesellschaftlicher Strukturen.

Der Unterschied zu Marx' Konflikttheorie ist jedoch darin zu sehen, dass diese Ungleichheit von den Betroffenen (also auch den schlechter gestellten) Individuen im Wesentlichen nicht als illegitim oder unmoralisch, etwa im Sinne von „Ausbeutung“, bewertet wird. Denn in letzter Konsequenz stellt sie eine Notwendigkeit für den Erhalt des Gesamtsystems dar, in das alle beteiligten Subjekte sozial und psychisch integriert sind, bzw. ihre Handlungsstrategien und –ziele auf diese Integration und die damit verbundenen positiven Konsequenzen ausrichten. Die Entstehung des hierzu notwendigen soziokulturellen Konsenses erläutert er in den wesentlichen Grundzügen folgendermaßen:

Der Ausgangspunkt jeglicher sozialen Realität ist das „handelnde Individuum“ (vgl. 1973b, S. 52 f.). Der allgemeine Bezugsrahmen, in dem sich diese Handlung vollzieht, ist die „Situation“, also die jeweiligen „Umweltbedingungen“. In diesem Sinne steht die individuelle Handlung immer im Bezug zu den anderen sozialen Subjekten, welche diese Handlung moralisch bewerten und dementsprechend auf sie reagieren:

„Die handelnde Person steht jedoch nicht allein. Sie ist in größerem oder geringerem Maße mit anderen handelnden Personen in einem sozialen System integriert. Dies bedeutet einerseits, dass die verschiedenen Handelnden der Tendenz nach in ihrem grundsätzlichen moralischen Empfinden übereinstimmen, d.h. dass sie die gleichen normativen Verhaltensmuster anerkennen. Andererseits werden dagegen für jeden einzelnen die anderen Individuen wichtig: Es kann ihm nicht gleichgültig sein, was sie tun, sagen oder auch nur subjektiv denken oder empfinden (1973a: S. 184).“

Dieser grundlegende gesellschaftliche Konsens hinsichtlich der moralischen Wertung individueller Handlungen entsteht nach seiner Ansicht durch die Aneignung entsprechender kognitiver Muster, welche „die wünschenswerte Richtung des Handelns in der Form von Zielen und Verhaltensmaßstäben bestimmen (1973b: S. 53).“ Diese Verhaltensmaßstäbe bilden somit Muster, die als charakteristische Merkmale der jeweiligen Kultur angesehen werden müssen. Inwiefern jemand diesen Maßstäben entspricht, wird ihm demzufolge von seiner sozialen Umwelt, in Form von „Belohnung“ oder aber Sanktionen wie z.B. Versagung von Anerkennung bzw. Bedürfnisbefriedigung usw., deutlich gemacht werden. So werden normative Verhaltenserwartungen im Laufe eines Sozialisationsprozesses verinnerlicht und somit Teil der Persönlichkeit.

In diesem Sinne stellen soziale Strukturen also ein System von Beziehungen zwischen Individuen dar. Diese Beziehungen entsprechen wiederum bestimmten Mustern, deren Erscheinungsbild von normativ verankerten Verhaltenserwartungen geprägt ist. Diese Erwartungen dienen gleichermaßen der subjektiven Bewertung der eigenen Handlung als auch der Einschätzung der Reaktionen, die jedwede Handlung im sozialen System, also bei den anderen Akteuren (für die jene Wertorientierungen ebenfalls gelten und zu denen das Individuum jederzeit direkt oder indirekt in Beziehung steht), auslösen könnte.

Was hier zunächst als interaktive Handlungstheorie erscheint, die ihre Wurzeln wohl in erster Linie bei Weber und im symbolischen Interaktionismus hat, erhält im Bezug auf die Genese und die Natur sozialer Strukturen in letzter Konsequenz jedoch einen anderen Charakter. Denn die erwähnten Verhaltensmaßstäbe werden im Strukturfunktionalismus zu einem derart stabilen Element der Handlungsschemata und der psychologischen Prägung der Gesellschaftsmitglieder, dass sie im Hinblick auf das Gesamtsystem die Gestalt von Institutionen annehmen (vgl. ebd., S. 56 f.):

„Das grundlegende, stabile Strukturelement der sozialen Systeme, dem nach der hier vertretenen Auffassung eine entscheidende Rolle in der theoretischen Analyse zukommen muß, ist also die Struktur jener institutionellen Muster, durch die die Rollen der Handelnden in den jeweiligen Systemen definiert werden (ebd.).“

An diesem Punkt nimmt Parsons' theoretische Konstruktion eine gewisse Wendung. Was seinen Ausgangspunkt noch in eher mikrosoziologischer Handlungstheorie und psychologisch interpretierten Interaktionsmustern hatte und somit den subjektiv-individuellen Einfluss, bzw. die damit verbundene Option soziale Systeme aktiv zu konstituieren, betonte, verselbstständigt sich nun zu institutionalisierten und objektiv vorgegebenen Rahmenbedingungen. Oder, um das oben verwendete Zitat „umzudrehen“, es entsteht der Eindruck, dass nicht der Handelnde seine Rolle definiert, sondern die Institutionen, welche den Charakter des sozialen Systems in wesentlichen Teilen bestimmen. „Die Institutionen sind gleichzeitig Resultanten und Steuerungsfaktoren des Handelns von Menschen in der Gesellschaft (ebd.).“ Auf diese Weise entsteht eine Art theoretischer Kreislauf, der scheinbar kaum noch Abweichungen zulässt und sich somit stets aufs Neue selbst reproduziert. Der soziale Mensch erschafft die Institutionen, die Institutionen erschaffen den sozialen Menschen.

Die nach dieser Interpretation beinahe symbiotisch erscheinende Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaft lässt nun das Prinzip der reinen Funktionalität zur primär wirksamen Steuerungskraft aller sozialen Prozesse werden. Denn die über die institutionell verankerten Verhaltensregeln entstehende normativ-moralische Gebundenheit an die Gesamtgesellschaft verknüpft das subjektive Interesse unauflösbar mit den Selbsterhaltungsinteressen des sozialen Systems. Jeglicher Konflikt zwischen diesen beiden Polen, jegliche Interessendivergenz (zumindest in der Form, dass sie die grundsätzliche Integration gefährden würde) wird auf der theoretischen Ebene praktisch ausgeschlossen. Was funktional notwendig oder positiv für das Gesamte ist, kann im übertragenen Sinne also kaum ausschließlich negativ für den Einzelnen sein. Die theoretische Möglichkeit der Entstehung wirklich tiefgreifender sozialer Konflikte, die so weit gehen, dass sie den Fortbestand des Systems, repräsentiert durch die institutionalisierten Rollen- und Verhaltenserwartungen, gefährden könnten, wird somit äußerst unwahrscheinlich. Die Marxsche Kernaussage, dass die Unterprivilegierten ihren Zustand der Unterprivilegierung (früher oder später) als Unterdrückung und somit als Unrecht interpretieren und sich deswegen gegen das System wenden, welches dieses Unrecht unmoralischerweise legitimiert, ist daher für Parsons obsolet.

Offensichtlich geht er jedoch über eine bloße Relativierung Marxscher Konfliktorientierung, wie man sie in Webers „marktorientiertem Verhalten“ sehen kann, weit hinaus. Bleibt Weber zum einen in diesem Punkt auf das rein Ökonomisch-Pragmatische beschränkt, das er zudem an entsprechende allgemeinere Rahmenbedingungen knüpft (nur in besonderen krisenhaft zugespitzten Situationen, wie z.B. existentieller Armut in größeren Bevölkerungsteilen, könnte der marktorientierte Wettbewerb zu einem offen geführten Klassenkampf im ursprünglichen Sinne werden), bewegt er sich zudem stets in einer Terminologie von objektiven Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten. Tiefgreifende soziale Konflikte im Sinne von Klassenkampf werden bei Parsons hingegen fast zur „objektiven Unmöglichkeit“. Denn die äußere „institutionelle Klammer“, welche die Gesellschaft zusammenhält, ist das Resultat eines grundlegenden normativen Konsenses, den alle ihre Mitglieder auch soweit verinnerlicht haben, dass er kaum zum Gegenstand existentieller Auseinandersetzungen werden kann. Tatsächlich wird an diesem Punkt deutlich, dass die strukturfunktionalistische Gesellschaftstheorie letztlich kaum weniger deterministisch als Marx' purer Ökonomismus ist, auch wenn

sie die determinierend wirkenden Kräfte in ihrem Ursprung eher sozial als sozio-ökonomisch definiert.

Was bedeutet ein solches Gesellschaftsmodell aber konkret für die Interpretation sozialer Ungleichheit? Wie zuvor bereits erwähnt, leugnet Parsons' Systemtheorie die Existenz und das Maß bestehender Ungleichheiten keineswegs. Aber in einem funktionalen System, in dem das Wohl des Einzelnen untrennbar mit dem Wohl der Gesellschaft verbunden ist, erscheint das Phänomen „Ungleichheit“ in einem gänzlich anderen Licht als z.B. bei Marx. Soziale Ungleichheit, die ihren Ausdruck in einer bestimmten Schichtung, einer bestimmten differentiellen Rangordnung erhält, wird von Parsons als eine Art universelles (und unabdingbar notwendiges) Grundelement jeder Art von sozialen Systemen angesehen (vgl. 1973a: S. 180).

Das zentrale Kriterium der sozialen Schichtung und der mit ihr einhergehenden differentiellen Rangordnung ist für ihn nun die „moralische Wertung“ (ebd., S. 181). Der Platz, den ein Individuum demzufolge innerhalb der Schichtungsordnung einnimmt, ist also von seiner Einschätzung durch die übrige Gesellschaft abhängig. Wird es von der Umwelt als „moralisch überlegen“ beurteilt, kann es einen entsprechend hohen Platz in der Rangordnung besetzen und die hiermit verbundene soziale Achtung, Autorität und auch materielle Wohlfahrt für sich in Anspruch nehmen.

„Wenn sich nicht ein funktional unmöglicher Zustand mangelnder Integration des sozialen Systems ergeben soll, so muß A's und B's Einschätzung eines Dritten, C, ungefähr übereinstimmen, und wenn sich die Notwendigkeit eines Vergleichs ergibt, so müssen sie sich über die jeweilige Einstufung von C und D in etwa einig sein (ebd., S. 183).“

Übereinstimmung bedeutet hier wiederum Konsens über diejenigen moralischen Maßstäbe, nach denen die soziale Umwelt und die in ihr wirkenden Akteure beurteilt werden. Wird aber die Richtigkeit dieser normativen Wertorientierungen nicht in Zweifel gezogen, so gilt dies ebenso für die Legitimität der mit ihr verbundenen Rangordnung. Dies würde bedeuten, dass auch diejenigen Gesellschaftsmitglieder, die in dieser hierarchischen Ordnung die unteren Positionen einnehmen und entsprechend wenig privilegiert und sozial anerkannt sind, ihren eigenen Status als „verdient“ ansehen und somit die eigene „moralische Minderwertigkeit“ akzeptieren. Ein solcher Zustand dürfte, Parsons' Argumentation folgend, eher zusätzliche Motivation sein, den institutionell verankerten Normen noch besser

und konsequenter zu entsprechen, um höhere soziale Anerkennung im sozialen System zu erhalten und den eigenen Status zu verbessern. So gesehen dient soziale Ungleichheit eher der Integration als der Desintegration und wird somit zur funktionalen Notwendigkeit innerhalb jeder Gesellschaft.

Etwas konkreter wird Parsons, wenn er diejenigen sozialen Aspekte benennt, anhand derer die Mitglieder eines sozialen Systems sich untereinander bewerten und somit die Schichtungsrankordnung erschaffen (ebd., S. 187 ff.):

1. Mitgliedschaft in einer Verwandtschaftsgruppe
2. Persönliche Eigenschaften
3. Leistungen
4. Eigentum
5. Autorität
6. Macht

Abgesehen von Punkt 1., in dem wohl eine gewisse Anlehnung an Webers „Stände“ zu sehen ist, lassen sich die übrigen fünf Kategorien im Prinzip in zwei Gruppen einteilen: „Persönliche Eigenschaften“ und „Leistungen“ stellen diejenigen Komponenten dar, die jemand aktiv in das soziale System einbringen kann. Dagegen sind „Eigentum“, „Autorität“ und „Macht“ die nach außen sichtbaren (bzw. für andere auch spürbaren) Indikatoren des moralischen Wertes der geleisteten Handlungen (hinsichtlich ihres allgemeinen Nutzens), der ihnen von der sozialen Umwelt beigemessen wird. Das heißt, dass Schichtung ihren Ausdruck zwar vor allem in objektiv feststellbarem Eigentum und den damit meist einhergehenden bzw. miteinander in Wechselwirkung stehenden Faktoren Macht und Autorität findet, jedoch innerhalb des strukturfunktionalistischen Theorierahmens kein ökonomisch interpretierbares Phänomen ist.

Im Gegensatz zu Marx ist soziale Ungleichheit, also hier Schichtung, in erster Linie auch als soziales Konstrukt zu verstehen, entstanden aus interaktiven Handlungs- und Beziehungsmustern und Ausdruck daraus resultierender gemeinsamer Wertmaßstäbe. Das Ökonomische bestimmt also nicht im Marxschen Sinne das soziale Leben, sondern ist lediglich der materielle bzw. symbolische oder praktische Ausdruck der funktionalen Differenzierung innerhalb sozialer Systeme. Diese Kernaussage Parsons' stellt einen wichtigen theoretischen Ausgangspunkt für später entwickelte Schichtungskonzepte wie z. B. den Status- und Prestigemodellen dar (z.B. Warner 1963).

Was sich bei Parsons noch eher allgemein-theoretisch und abstrakt darstellt, wurde schließlich von anderen US-amerikanischen Soziologen wesentlich direkter und deutlicher dargestellt. Stellvertretend seien hier Davis/Moore genannt. In ihrem seinerzeit sehr einflussreichem Aufsatz „Some principles of stratification“ (1945) stellen sie gleich zu Beginn klar:

„Starting from the proposition that no society is >>classless<< or unstratified, an effort is made to explain, in functional terms, the universal necessity which calls forth stratification in any social system (ebd., S. 242).“

Im Gegensatz zu der Ausdrücklichkeit, mit der hier die Vorgabe gemacht wird, soziale Ungleichheit und ihre Entstehung nicht nur zu erklären, sondern vielmehr ihre unabdingbare Notwendigkeit darzulegen, erscheint Parsons´ abstrahierende theoretische Herleitung geradezu zaghaft. Das hierfür letztlich ursächliche Hauptargument erscheint verblüffend einfach:

„As a functional mechanism a society must somehow distribute its members in social positions and induce them to perform the duties of these positions. It must thus concern itself with motivation at two different levels: to instill in the proper individuals the desire to fill certain positions, and, once in these positions the desire to perform the duties attached to them (ebd.).“

Damit die funktional verschieden wichtigen Positionen der Gesellschaft adäquat besetzt werden können, muss für diejenigen, die fähig wären, die entsprechende Position zu besetzen, ein hinreichender Anreiz bestehen, die mit ihr verbundenen Mühen und Aufgaben zu übernehmen. Um diesen Anreiz zu gewährleisten, müssen mit dem Erreichen und Ausfüllen dieser Positionen bestimmte „Belohnungen“ verbunden sein.

„If the duties associated with the various positions were all equally pleasant to the human organism, all equally important for the societal survival and all equally in need of the same ability or talent, it would make no difference who got into which positions, and the problem of social placement would be greatly reduced. But actually it does make a great deal of difference who gets into which positions, not only because some positions are inherently more agreeable than others, but also because some require special talents or training and some are functionally more important than others (ebd., S. 243).“

Nicht alle innerhalb der Gesellschaft zu besetzenden Positionen sind also funktional gleichwertig. Einige dieser Positionen erfordern besondere Fähigkeiten

und/oder besondere Qualifikationen. Für den Fortbestand der gesamten Gesellschaft ist es daher notwendig, dass diejenigen, welche über diese überdurchschnittlichen Fähigkeiten verfügen, auch tatsächlich die entsprechenden Positionen einnehmen. Um dies zu gewährleisten, muss die „Entlohnung“, die mit dem Ausfüllen dieser Position verbunden ist, ebenso überdurchschnittlich sein wie die gestellten Anforderungen. Die materiellen und sozialen Vorteile, die mit dem Besetzen einer bestimmten Position verbunden sind, müssen also entsprechend der mutmaßlichen Knappheit der erforderlichen Talente und Qualifikationen gestaffelt sein. „Einfach“ auszufüllende Positionen, deren durchschnittlichen Anforderungen relativ viele gerecht werden können, werden folglich weniger honoriert und haben aufgrund der beliebigen Austauschbarkeit ihrer in großer Anzahl verfügbaren potentiellen Inhaber einen geringeren funktionalen Stellenwert als die spezielleren Positionen, die besondere und seltene Fähigkeiten erfordern und demgemäß auch besonders erstrebenswert erscheinen sollen.

„If the rights and perquisites of different positions in a society must be unequal, then the society must be stratified, because that is precisely what stratification means. Social inequality is thus an unconsciously evolved device in which societies ensure that the most important positions are conscientiously filled with the most qualified persons (ebd.).“

Somit schließt sich der Kreis. Soziale Ungleichheit stellt also in diesem Zusammenhang ein funktionales Erfordernis für jede Gesellschaft dar, ohne dessen Erfüllung die Existenz des gesamten Systems gefährdet wäre. Aus dieser Perspektive gesehen, sind also Macht und materieller Besitz nicht die Ursache sozialer Schichtung, sondern lediglich deren lebensweltlich sicht- und spürbare Indikatoren.

„It should be stressed, however, that a position does not bring power and prestige because it draws a high income. Rather it draws a high income because it is functionally important and the available personnel is for some reason or another scarce (ebd., S. 246 f.).“

Im Vergleich zu Parsons beschäftigen sich Davis/Moore insgesamt kaum mit der theoretischen Entstehung sozialer Systeme, mit der Integration in diese Systeme oder mit der Entstehung verbindlicher Normen und ihnen entsprechender Werteeinstellungen (nur am Rande betrachten sie die integrierende Funktion von Religionen.). Das Kernstück ihrer Argumentation beschränkt sich auf das nackte Prin-

zip der Funktionalität. Eher unausgesprochen setzen sie voraus, dass die einzelnen Mitglieder einer Gesellschaft die Notwendigkeit dieser Funktionalität und die damit verbundenen Ungleichheiten als zwangsläufig und gerechtfertigt ansehen. Sollte diese innere Integration nicht hinreichend gewährleistet sein, ist es schließlich Aufgabe der Autoritäten, die Einhaltung der grundlegenden Normen durchzusetzen (ebd.). Zumindest an diesem Punkt deutet sich an, dass sich die theoretisch postulierte Funktionalität in der Realität nicht automatisch und ohne jeden Zwang mit der Vielzahl individuell-subjektiver Interessen decken muss.

Wie anhand dieser kurzen Darstellung einiger wichtiger Grundelemente der strukturfunktionalistischen Theoriebildung jedoch deutlich geworden sein sollte, ist es neben der funktionalen Notwendigkeit gerade die Frage nach der Legitimität sozialer Ungleichheit und der damit in Verbindung stehenden Identifikation und Integration in das soziale System als Ganzes, welche die entsprechenden Schichtungsmodelle deutlich von der Marxschen Theorie unterscheidet.

Vor dem zeitgeschichtlichen Hintergrund ihrer Entstehung betrachtet, muss es nicht verwundern, dass die westlich geprägte Soziologie Modelle hervorbrachte, denen das deutliche Bemühen anzumerken ist, der „marxistischen Drohung“ unausweichlicher Revolution und klassenloser Gesellschaft wissenschaftlich etwas entgegenzusetzen und das Gesellschafts-/Wirtschaftssystem der freien kapitalistischen Marktwirtschaft vom Vorwurf der Ausbeutung und Unterdrückung zu entlasten. Demzufolge erscheint es schlüssig, dass die daraus resultierende Systemtheorie genau dort ansetzt, wo der Marxismus Antagonismus, Klassenbewusstsein und Klassenkampf zum notwendigen und natürlichen Antrieb jedweder gesellschaftlichen Weiterentwicklung erklärt. Die nicht minder ideologisch beeinflusste Antwort der Strukturfunktionalisten lautet an diesem Punkt etwas überspitzt formuliert, dass eine solche Weiterentwicklung zum einen so gut wie nicht möglich und zum anderen nicht notwendig ist. Obgleich Parsons natürlich an keiner Stelle behauptet, seine abstrahierende Gesellschaftstheorie finde in der Realität einer völlig konfliktlosen Gesellschaft ihre spiegelbildliche Entsprechung oder die soziale Schichtung sei ein von allen weiteren Einflüssen und Verzerrungen bereinigtes Abbild moralischer Wertigkeiten, sieht er doch in jedem Fall eine vorherrschende Tendenz in Richtung sozialer Integration, die dem Gesamtsystem genügend Stabilität verleiht, um die Möglichkeit von Klassenkonflikten im marxistischen Sinne weitgehend ausschließen zu können. Die beinahe „orga-

nische“ Eingebundenheit des Individuums in das „Gesamtwesen“ Gesellschaft verschmelzt in letzter Konsequenz unausweichlich ihre Interessen. Soziale Integration wird dadurch zum allgegenwärtigen Transmissionsriemen individueller Wohlfahrt und garantiert somit den Fortbestand des Systems in Form von institutionalisierten Rahmenbedingungen, die individuelle Möglichkeiten und Grenzen festlegen. Jedwede Veränderung und Entwicklung wird nur innerhalb des Spielraums vorstellbar, den diese Rahmenbedingungen offenlassen. Dadurch, dass auf diese Weise die Frage nach der möglichen Entwicklung sozialer Systeme, auf die sich ja Marx' Hauptinteresse bezog, von vorne herein in den Hintergrund gestellt worden ist, konnte nun das Hauptaugenmerk auf die Analyse des „Ist-Zustandes“ von Gesellschaft gerichtet werden, was einer höheren Gewichtung der empirischen Forschung zugute kam. Allein aufgrund dieser Tatsache und aufgrund dessen, dass soziale Strukturen der theoretischen Einschätzung nach auch in ihrer Entstehung als vornehmlich soziales Phänomen (und nicht als ausschließlich ökonomisches) interpretiert werden, gelten weiterhin die Arbeiten Max Webers als eine der Wurzeln der Schichtungssoziologie. Wie an anderer Stelle bereits angedeutet, sollte dies jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass gerade diese a priori theoretisch postulierte „Quasi-Unmöglichkeit“ tiefgreifender (das System möglicherweise gefährdender) sozialer Interessenkonflikte mit Webers Terminologie der objektiven Möglichkeiten und der Objektivität sozialwissenschaftlicher Erkenntnis schwer vereinbar sein dürfte.

Diese Relativierung der vorstellbaren Tragweite gesellschaftlicher Konflikte bei Parsons oder Davis/Moore ist jedoch keinesfalls als Abwesenheit jeglicher Machtstrukturen oder uneingeschränkte Freiheit individueller Präferenzen zu verstehen. Allerdings lässt die relativ abstrakte Annahme, dass die innerhalb sozialer Interaktionsprozesse entstandenen Verhaltensnormen ihrerseits zu festen Institutionen werden, an denen sich jeder einzelne, will er keine Sanktionen oder anders geartete Nachteile in Kauf nehmen, orientieren muss, das Verhältnis zwischen individuellen Interessen und gesellschaftlichen Verhaltenserwartungen zu einer unscharfen Grauzone werden. Denn einerseits stellen diese Normen einen sich jenseits der individuellen Kontrolle befindlichen Zwang dar, andererseits repräsentieren sie einen gewissen Konsens, der von allen Mitgliedern der Gesellschaft mitgetragen und sogar aktiv konstituiert wird. So widersprüchlich dies zunächst auch

klingen mag, deutet sich hier an, dass auch das strukturfunktionalistische Gesellschaftsbild keines ohne Machtgefälle und institutionelle Zwänge ist.

Was sich auf der theoretisch-abstrakten Ebene lediglich andeutet, wird offensichtlicher bei der konkreten Frage nach sozialer Ungleichheit und ihren Strukturen. Denn im Vergleich zu Marx werden diese, was Existenz und Ausprägung betrifft, keineswegs relativiert. Der Unterschied liegt eher in der Bewertung dieser Ungleichheiten, die in der Schichtungstheorie als legitim und funktional notwendig angesehen werden.

„One kind of ownership of production goods consists in the right over labour of others. (...) Naturally this kind of ownership has the greatest significance for stratification, because it necessarily entails an unequal relationship. (...) Indeed in some respects the authority of the contractual employers is greater than that of the feudal landlord, inasmuch as the latter is more limited by traditional reciprocities (Davis/Moore 1945, S. 247)

Die weitreichende Bedeutung ökonomischen Besitzes (besonders von Produktionsmitteln) bzw. der daraus resultierenden Machtverhältnisse wird hier in unmissverständlicher Form herausgestellt. Einige Passagen des obigen Zitates könnten direkt einer von Marx' Schriften entstammen. Nur stellen selbst diese in der beschriebenen Weise relativ krass wirkenden Ungleichheiten oder Machtstrukturen für Davis/Moore eben eine funktionale Notwendigkeit dar, deren Legitimität daher nicht zur Debatte stehen kann. Ohne diese Ungleichheiten und die entsprechenden Schichtungsstrukturen ist die Existenz der Gesellschaft und somit auch die der von ihr abhängigen Individuen nachhaltig gefährdet bzw. nicht möglich. Auch die Existenz sozialer Konflikte wird zwar nicht geleugnet, aber ihnen wird größtenteils ein anderer Charakter als in der Marxschen Argumentation zugeschrieben. Besonders deutlich wird dies bei Parsons, wenn er feststellt:

„Die Struktur der Produktivkräfte, wie Marx sie für die kapitalistische Gesellschaft skizziert hat, ist real und von grundlegender Bedeutung. (...) Allerdings hatte Marx die Tendenz, die sozioökonomische Struktur der kapitalistischen Wirtschaft als eine einzige unteilbare Einheit zu behandeln statt analytisch zwischen einer Reihe verschiedener Variablen zu unterscheiden, die hier eine Rolle spielen. (...) Der Klassenkampf und seine strukturellen Grundlagen rücken somit in eine etwas veränderte Perspektive. Er erscheint nicht mehr im gleichen Sinne unvermeidlich, sondern wird auf Beziehungen zwischen einer Reihe von genauer bezeichneten

Faktoren zurückgeführt, die auf verschiedene Weise miteinander kombiniert werden können. Damit wird es Sache der empirischen Forschung festzustellen, wie stark das Element des Konfliktes jeweils ist (1973c, S. 206).“

Folgerichtig wird auch die „Utopie“ der klassenlosen kommunistischen Gesellschaft in Frage gestellt, denn „die Lehre von der Unvermeidbarkeit des Klassenkampfes ist ja in gewissem Sinne die Kehrseite des utopischen Faktors im marxistischen Denken (ebd.).“

So sehr also auch die Bewertung von Ungleichheitsstrukturen und die resultierenden Entwicklungsprognosen für die betrachteten Gesellschaftsformen auseinandergehen, besteht, was die eher phänomenologische und objektive Analyse sozialer Ungleichheit angeht, in den wesentlichen Punkten einige Übereinstimmung zwischen strukturfunktionalistischer Schichtungstheorie und marxistischer Perspektive. Denn auch wenn z.B. Parsons mit dem reinen Ökonomismus Marx´ bricht und Ungleichheitsstrukturen als letztlich soziales Phänomen auffasst, ist ihr eigentliches Erscheinungsbild und somit auch die individuelle Existenz doch weitgehend und ohne Frage durch sozioökonomische Lagen und die damit einhergehenden Macht- und Verteilungsverhältnisse geprägt.

1.5. Zusammenfassung und Ausblick

Um zu einem ersten Fazit zu gelangen, ist es notwendig, noch einmal an die imaginäre chronologische Entwicklungslinie der Sozialstrukturmodelle und der ihnen entsprechenden theoretischen Paradigmen zu erinnern. Ausgangspunkt ist hierbei die von Marx erreichte erste systematische Annäherung an die Frage nach Entstehung und Natur sozialer Ungleichheit, welche gleichzeitig auch als diejenige Position gilt, die aufgrund ihrer streng materialistischen Ausrichtung (und der damit einhergehenden Annahme der beinahe ausschließlichen Prägung subjektiver Lagen durch sozioökonomische Verteilungsmuster und Machtstrukturen) vom heutigen Blickpunkt aus in der Regel als die einseitigste und deterministischste angesehen wird. Die Entwicklungslinie setzt sich fort mit der Marx relativierenden, objektiv-wissenschaftlichen Position Webers über die strukturfunktionalistischen Schichtungsmodelle, die, teilweise an Weber anknüpfend, in ihren Grundlagen vor allem von amerikanischen Soziologen wie Parsons geprägt wurden und u.a. von dem Bemühen geprägt sind, die Marxschen Positionen, besonders was die Zwangsläufigkeit der seinerseits postulierten Entwicklungstendenzen anbetrifft, konkret zu widerlegen. Am Ende dieser gedachten Linie ständen schließlich die Lebensstil- und Milieu-Ansätze, welche die individuellen Lagen aufgrund weitgehender Freisetzung aus traditionellen Sozialisationsmechanismen nunmehr als weitgehend unabhängig von objektiven Ungleichheitsstrukturen ansehen. Bei oberflächlicher Betrachtung scheint diese Entwicklung eine gewisse Kontinuität aufzuweisen. Diese Kontinuität stellt sich als linearer Prozess dar, innerhalb dessen sich die entsprechenden Strukturmodelle immer weiter von ihrem Ausgangspunkt weg in eine weniger deterministische Richtung entwickelt haben, in der individuell-subjektiven Gestaltungsräumen und kulturellen Deutungsmustern stetig mehr Gewicht beigemessen wurde.

Eine solche Auffassung, die in der jüngeren Diskussion von den Vertretern des letztgenannten Paradigmas häufig mehr oder weniger direkt vertreten wird (vgl. z.B: Hradil 1977, Schulze 1995), impliziert umgekehrt, dass die skizzierte Genese der theoretischen Konzepte einer realen Entwicklung innerhalb der tatsächlichen sozialen Lebenswelt entspricht, die sich ebenso kontinuierlich in Richtung differenzierterer Verhältnisse bis hin zur (post-)modernen individualisierten Gesellschaft entwickelt haben müsste.

Wie aber der hier vorgenommene kurze Abriss einiger der wichtigsten theoretischen Stationen dieser Entwicklung zeigt, ist diese scheinbare Kontinuität, was die für die Sozialstrukturanalyse entscheidenden Zusammenhänge anbetrifft, definitiv nicht gegeben. Denn wie insgesamt deutlich geworden sein sollte, ist der Kernpunkt der theoretischen Differenzen vor allem in der Auseinandersetzung mit Marx' erkenntnistheoretischer Orientierung in Form des „Historischen Materialismus“ zu sehen. Sie ist es in erster Linie, die sich nicht mit Webers Anspruch der objektiven Wissenschaftlichkeit vereinbaren lässt und die Parsons de facto zu widerlegen versucht. Am deutlichsten wird diese Differenz, wenn es um diejenigen theoretischen Zusammenhänge geht, aufgrund derer Marx den Untergang des kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftssystems prognostiziert und fordert. Sowohl Weber als auch die Strukturfunktionalisten bemühen sich, Marx an diesem Punkt, an dem ja auch seine politisch-ideologische Motivation am unverhülltesten in Erscheinung tritt, zu relativieren bzw. des Irrtums zu überführen. Da für Weber derart weitreichende Prognosen generell wissenschaftlich nicht haltbar sind, weil es keine übergeordneten metaphysischen Gesetze gibt, welche die Geschichte lenken, stellen die von Marx prophezeiten Entwicklungen nur eine Möglichkeit unter vielen dar und der damit verbundene moralische Standpunkt eine unzulässige subjektive Bewertung.

Ein weiteres kritisches Moment ist in der einseitigen Verkürzung jeglicher sozialer Realität auf ursächlich rein ökonomisch interpretierbare Prozesse zu sehen. Weber und Parsons neigen hier im Gegensatz zu Marx differenzierteren Sichtweisen zu, die das Ökonomische in Wechselwirkung mit verschiedenen sozialen und kulturellen Faktoren sehen. In diesem Sinne ist die gesamte Dimension des Sozialen nicht die bloße Entsprechung ökonomischer Verhältnisse. Vielmehr werden originär sozioökonomisch bedeutsame Ungleichheitsstrukturen ihrerseits auch als Ergebnis sozialer Prozesse aufgefasst und haben daher nicht den Charakter eines dem Individuum gänzlich von „außen“ auferlegten Zwanges, der ihnen in der marxistischen Theorie zugesprochen wird. Aus dieser Perspektive heraus relativiert sich wiederum auch die zwangsläufige Linearität der von Marx erwarteten Entwicklungen, wobei Parsons und vor allem Davis/Moore deutlich weiter als Weber gehen und die grundsätzliche Stabilität gesellschaftlicher Systeme zum konzeptionellen Ausgangspunkt ihrer Überlegungen machen.

Was jedoch die objektiv/pragmatische Betrachtung des eigentlichen Phänomens sozialer Ungleichheit an sich anbetrifft, liegen die verschiedenen hier vorgestellten Theorieansätze relativ nahe beisammen. Die Existenz von Ungleichheit und ihre Verteilung innerhalb entsprechender Strukturen ist innerhalb aller hier vorgestellten Positionen wesentlicher Bestandteil der sozialen Realität. Ebenso besteht Konsens darüber, dass die Existenz dieser Ungleichheiten unauflösbar mit sozio-ökonomischen Verteilungsmustern verknüpft ist, in denen von einer objektiven Besser- oder Schlechterstellung hinsichtlich des materiellen Besitzes, der damit verbundenen sozialen Autorität und Macht und somit auch der subjektiven Wohlfahrt ausgegangen werden muss. Damit geht die grundlegende Erkenntnis einher, dass die einem Individuum innerhalb dieser Struktur zukommenden Möglichkeiten der subjektiven Bedürfnisbefriedigung und Entfaltung nicht unabhängig von objektiven Voraussetzungen betrachtet werden können und äußeren Grenzen unterworfen sind, die sich der individuellen Kontrolle letztlich entziehen.

Ein enger Zusammenhang zwischen objektiven und subjektiven Ungleichheitsformen ist ganz allgemein betrachtet also zentraler Bestandteil aller hier angesprochenen „großen“ Theorien, zumindest was die konkrete Analyse und Bewertung sozialer Strukturen angeht. Dieser Zusammenhang wird vornehmlich so interpretiert, dass die objektiven Verteilungsstrukturen maßgeblichen Einfluß auf die lebensweltliche Realität der sozialen Akteure nehmen. Diejenige Position, die ein Individuum innerhalb dieser Strukturen einnimmt, legt einen gewissen Spielraum fest, der die prinzipiellen Optionen des Subjektes, seine Bedürfnisse zu befriedigen bzw. seine Handlungsziele realisieren zu können, begrenzt. Einer bestimmten objektiven Lage entsprechen also spezifische Handlungsmöglichkeiten ebenso wie eine spezifische Einschätzung, welche die entsprechende Person durch die Umwelt erfährt. Da aber objektive Positionen nicht frei wählbar sind, sondern von denjenigen eingenommen werden, welche über die entsprechenden materiellen und immateriellen Ressourcen und Möglichkeiten verfügen, entziehen sich die tatsächlichen Verteilungsmuster in bestimmtem Maße der individuellen Kontrolle. In diesem Sinne kann in jeder Gesellschaft, in der Ungleichheiten oder Unterschiede bestehen, von objektiv besseren oder schlechteren Positionen gesprochen werden. Unabhängig davon, welcher Gestalt die entsprechenden Verteilungskämpfe sein mögen, wie die moralische Wertung dieser Ungleichheitsverhältnisse ausfällt oder ob und wie die objektiv Schlechtergestellten ihre Lage subjektiv verarbeiten

oder ggfs. kompensieren können, besteht in diesem zentralen Punkt Übereinstimmung in den dargestellten Positionen.

Wie groß oder absolut jedoch der Einfluss objektiver Ungleichheiten auf die individuelle Lebensführung jeweils konkret ist, bleibt außer bei Marx prinzipiell offen. Der Perspektive Webers und (wenn auch indirekter) Parsons entsprechend, ist diese Frage auch keine, die eine allgemeine Theorie beantworten könnte. Der grundsätzliche Zusammenhang zwischen objektiver Ungleichheit und subjektiven Interessen ist unbestritten, jedoch kann das Kräfteverhältnis zwischen diesen beiden Polen von Situation zu Situation variieren. Um es konkret bestimmen zu können, ist die Kenntnis der situativen, historischen, kulturellen und ökonomischen Rahmenbedingungen der jeweiligen Gesellschaft erforderlich. Die grundsätzliche Existenz dieses Verhältnisses wird dessen ungeachtet theoretisch aber vorausgesetzt.

Betrachtet man hingegen einige der neueren Lebensstil- und Milieuansätze, von denen im nächsten Kapitel ausführlicher die Rede sein soll, wird die klare Tendenz sichtbar, diesen theoretischen (Grund-)Konsens aufzukündigen. Denn die dort postulierte Individualisierung und Pluralisierung der Gesellschaft resultiert nicht nur in die Auflösung traditioneller Gemeinschaftsformen, sondern bedeutet folgerichtig auch eine generelle Aufwertung individueller Handlungspräferenzen und Handlungsoptionen. Der rein deskriptive Charakter der diesem Paradigma folgenden empirisch gebildeten Merkmalsaggregate ist daher nicht mehr in der Lage, Zusammenhänge zwischen den verschiedenen beteiligten Komponenten aufzuzeigen, außer dass diese Merkmale zusammengenommen den individuellen Charakter ihres Trägers angemessen darstellen sollen. Auf diese Weise führt die Individualisierungsthese ohne jede theoretische Notwendigkeit in ein Paradigma der im Wesentlichen freien individuellen Präferenz, in dem die Frage nach ungleichen objektiven Chancen und Möglichkeiten konzeptionell ausgeblendet bleibt.

Zurückbezogen auf unsere imaginäre Entwicklungslinie bedeutet dies auf der theoretischen Ebene einen radikalen Bruch mit dem zentralen Element der bisherigen Strukturforschung. Vorausgesetzt, dass auch die „älteren“ theoretischen Wurzeln zumindest in der spezifischen historisch-kulturellen Situation ihrer Entstehung einen gewissen Geltungsanspruch erheben durften, wovon auch die Lebensstiltheoretiker in der Regel ausgehen, bedeutete dies umgekehrt, dass sich innerhalb einer minimalen geschichtlichen Zeitspanne die soziale Realität in dra-

matischer Weise mitsamt der meisten bis dahin als grundlegend anerkannten Sozialisationsmechanismen gewandelt haben müsste. Ein derartig tiefgreifender Umbruch konnte bislang jedoch in keiner Weise schlüssig belegt oder erklärt werden. Ebenso sollte deutlich geworden sein, dass die allen klassischen Theorieperspektiven prinzipiell gemeinsame Kernannahme, subjektive Unterschiede durch objektive Ungleichheiten bedingt zu sehen, nicht zwangsläufig an bestimmte (weniger differenzierte) Formen von Sozialstruktur gebunden ist, sondern eher den Charakter eines der spezifischen sozialhistorischen Situation vorgeordneten Grundprinzips hat. Die Veränderung sozialer Erscheinungsformen in Richtung Individualisierung muss also in diesem Sinne keineswegs die Auflösung des generellen Zusammenhanges zwischen objektiver und subjektiver Differenzierung bedeuten. Eine derartige Annahme ist somit theoretisch zunächst weder zwingend noch plausibel. In welcher Form sich dieser Mangel innerhalb der aktuellen Milieu- und Lebensstilforschung manifestiert, soll im folgenden Kapitel anhand einiger populärer Beispiele genauer untersucht und diskutiert werden.

2. Kapitel:

„Neue“ Formen sozialer Ungleichheit und „neue“ Perspektiven in der Sozialstrukturanalyse - vom vertikalen zum horizontalen Paradigma

2.1. Einleitung

Wenn in der Überschrift zu diesem Kapitel von „neuen“ Perspektiven die Rede ist, dann sind damit die lebensstil- und milieuorientierten Modelle gemeint, die seit Mitte der 80'er Jahre vor allem in der Bundesrepublik intensiv diskutiert werden und in Folge dieser Diskussionen wachsende Akzeptanz gewonnen haben. Wenngleich der theoretische Status bzw. die Position, welche diesen Modellen im Spannungsfeld zwischen Strukturanalyse und Kulturosoziologie, zwischen mikro- und makrosoziologischer Analyseebene zugerechnet werden soll nach wie vor ungeklärt ist, erheben sie gerade auch in Bezug auf die Strukturfrage einigen Geltungsanspruch, indem sie implizit die Auflösung traditioneller Gemeinschaftsformen und Sozialisationsmechanismen voraussetzen. Ungeachtet aller weiteren konzeptionellen Unterschiedlichkeiten herrscht in diesem Punkt prinzipielle Einigkeit unter den Modernisierungsvertretern.

Im ersten Teil dieses Kapitels gilt es daher zunächst, die Entstehung dieses Konsenses nachzuzeichnen und in den wesentlichen Punkten in seiner aktuellen Form zusammenfassend darzustellen. Zu diesem Zweck scheint es zunächst geboten, den Beitrag Ulrich Becks (z.B. 1983, 1986), der rückblickend als Ausgangspunkt der Individualisierungsthese und aller sich daran anschließenden Folgefragen angesehen werden kann, zu untersuchen. Seine Überlegungen hinsichtlich einer Gesellschaft „jenseits von Klasse und Schicht“ (1986, S. 121) benannten konkret die wachsenden Zweifel an der Angemessenheit des bis dahin dominanten vertikalen Ungleichheitsparadigmas der Schichtungssoziologie. Unabhängig von der Streitbarkeit seiner interpretativen Leistungen gelingt es ihm jedoch, diejenigen sozialen Entwicklungstendenzen aufzuzeigen, die ohne Zweifel für die zu beantwortenden Fragen und Widersprüche hinsichtlich des Verhältnisses von objektiven und subjektiven Ungleichheitsformen ursächlich sind. Im Hinblick auf den Gesamtzusammenhang, in den Beck seine Überlegungen um die zunehmende Frei-

setzung individueller Lebensführung aus traditionellen Verbindlichkeiten und Gemeinschaftsformen stellt, bleibt jedoch auch festzuhalten, dass Beck im Gegensatz zu vielen Vertretern konkreter neuer Strukturmodelle (wie anhand der später folgenden Beispiele Sinus und Schulze deutlich werden sollte) die beschriebenen Individualisierungstendenzen nicht in erster Linie im Sinne emanzipatorischer Freisetzung interpretiert, sondern vor allem auch deren desintegrative Potentiale (Atomisierung, Frustration, Institutionenabhängigkeit) im Gesamtzusammenhang „Risikogesellschaft“ betont.

Nach dieser Darstellung der theoretischen und empirischen „Ausgangslage“ sollen im folgenden Teil einige der bisher erfolgten konkreten „Umsetzungsversuche“ der Forderung nach neuen Paradigmen innerhalb der Sozialstrukturanalyse untersucht werden. Gemäß der Beckschen Vorgabe einer Gesellschaft „jenseits von Klasse und Schicht“ sind in diesem Kapitel solche Positionen zu untersuchen, die explizit eine Abkehr von der vertikalen Interpretationsperspektive der Schichtungssoziologie fordern. Diese Ansätze setzen mehr oder weniger deutlich voraus, dass soziale Differenzierungen in der „modernisierten Gesellschaft“ letztlich an das Individuum gebunden sind und sich somit im Wesentlichen unabhängig von objektiven Faktoren entwickeln. Dementsprechend wird also nicht nur der Wandel des Verhältnisses von objektiven und subjektiven Komponenten postuliert, sondern die grundsätzliche Auflösung dieses Zusammenhangs, im Sinne des Einflusses objektiver auf subjektive Lagen.

Dieser Fokussierung entsprechend, werden die derart charakterisierbaren Arbeiten hier als „Entstrukturierungsansätze“ bezeichnet. Trotz der mittlerweile einigermaßen großen Vielzahl der Untersuchungen, die zu diesem Zweck näher betrachtet werden könnten, wird das Augenmerk hier vor allem auf drei von ihnen gerichtet, die besonders gut geeignet erscheinen, relativ typische und somit für die Bandbreite der aktuellen Diskussion repräsentative Positionen zu verdeutlichen, indem sie verschiedene Aspekte im Spannungsfeld von Theorie und Empirie in den Vordergrund stellen und sich sowohl methodisch als auch methodologisch unterscheiden.

Als Beispiel für eine rein empirisch orientierte Perspektive werden die Forschungsergebnisse des Sinus-Institutes und seine vielbeachteten Milieusegmentierungen (z.B. Becker/Nowak 1982, Flaig u.a. 1995) betrachtet. Aufgrund ihrer ursprünglichen Bestimmung für die Marketingforschung wurden hier, ohne

„theoretische Skrupel“, umfangreiche empirische Forschungen betrieben, die allein aufgrund der breiten Datenbasis und der fortlaufenden Verifizierung und Aktualisierung in diesem Zusammenhang von einigem Interesse sind. Nicht ohne Grund wird den Sinus-Milieus in der aktuellen Diskussion um neue Ungleichheitsformen oftmals eine zentrale Bedeutung zugeschrieben (z.B. Hradil 1992, Vester u.a. 1993, Schulze 1995). Neben einer Studie von Gluchowski (1987) dürften die Sinus-Milieus von Becker/Nowak zu den meistzitierten empirischen Arbeiten auf diesem Sektor zählen.

Einen wesentlich umfassenderen und letztlich auch anspruchsvolleren Versuch, neue Ungleichheitsformen als Teil komplexer sozialer Veränderungen zu erfassen, stellt „Die Erlebnisgesellschaft“ von Gerhard Schulze (1992, 1995) dar. Im Gegensatz zur rein pragmatischen Empirie Becker/Nowaks versucht Schulze in seiner Arbeit, die ermittelte Milieusegmentierung in einen recht umfassenden theoretischen Kontext einzubetten. Zunächst einmal begnügt er sich also nicht mit der rein deskriptiven Identifikation „neuer“ Ungleichheitsstrukturen, sondern versucht, die hierfür ursächlichen Vergesellschaftungsmechanismen aus einer kultursoziologischen Perspektive heraus zu erkennen und in ihrer Funktion zu bestimmen. Ein komplexes Vorhaben, das in seiner Umsetzung auch einige Fragen offen lassen muss.

Die dritte Position, die in diesem Zusammenhang thematisiert wird, ist die von Hörning u.a. (1996). Sie befasst sich vornehmlich mit theoretischen Fragestellungen bezüglich der prinzipiellen Problematik des bislang ungeklärten theoretischen Status des Lebensstilkonzeptes und ist insofern besonders interessant, als hier konkret versucht wird, Argumente für die eigenständige Bedeutung von Lebensstilen und ihrer vollständigen Entkopplung von vertikalen Ungleichheitsstrukturen zu finden. Wenngleich diese Entkopplung bislang in vielen Fällen nur mehr oder weniger implizit vorausgesetzt wurde, spiegeln Hörning u.a. die zunehmende Tendenz wider, Lebensstile als eigenständige und gewissermaßen unabhängige Variable aufzufassen und vollständig der individuellen Präferenz zuzuschreiben.

Aufgrund der oben dargelegten unterschiedlichen Eigenschaften der Arbeiten von Becker/Nowak, Flaig u.a., Schulze, sowie Hörning u.a. liefern sie einen guten Überblick über den aktuellen Stand der Lebensstil- und Milieuforschung und erscheinen zudem geeignet, die spezifischen Schwierigkeiten, die sich für diese An-

sätze innerhalb der vielschichtigen Beziehungsmuster von Struktur und Handeln ergeben, zu verdeutlichen. Die Fragen, die in diesem Zusammenhang aufgeworfen werden, sind als erste Hinweise auf die Möglichkeiten einer Reintegration von Lebensstilkontexten in gesamtstrukturelle Zusammenhänge, welche die „Entweder/Oder“ Mentalität der derzeitigen Strukturdebatte überflüssig machen könnten, zu bewerten. Sie bedürfen im abschließenden Abschnitt der weiteren Diskussion und Einschätzung.

2.2. Jenseits von Klasse und Schicht - Auf dem Weg zu anderen sozialen Strukturen?

Mit seinem Buch „Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne“ (1986) lieferte Ulrich Beck eines der mittlerweile populärsten und meistdiskutierten deutschen gesellschaftswissenschaftlichen Werke der jüngeren Vergangenheit ab. Dort entwirft er am Beispiel der Bundesrepublik das Bild einer sich zunehmend selbst negierenden modernen Industriegesellschaft, in der zahlreiche Entwicklungstendenzen tiefgreifende soziale Wandlungen in absehbarer Zeit erwarten lassen. Der argumentative Kern seiner Ausführungen ist, wie sich bereits im Titel andeutet, jedoch zu einem erheblichen Teil nicht in der Analyse des „Ist-Zustandes“, sondern vielmehr in den weitreichenden Prognosen, die er aus diesem Zustand folgert, zu sehen. Die „andere Moderne“, die Beck postuliert, hat sich schließlich noch nicht vollständig in unserer Gegenwart manifestiert. Vielmehr scheint sie uns erst am Ende des Weges zu erwarten, den die gesellschaftliche Entwicklung derzeit eingeschlagen hat. Die einer solchen Perspektive eigentümlichen Unschärfen sind Beck durchaus bewusst:

„Repräsentativ, wie die Regeln der empirischen Sozialforschung dies fordern, sind die Ausführungen nicht. Sie verfolgen einen anderen Anspruch: gegen die noch vorherrschende Vergangenheit, die sich heute schon abzeichnende Zukunft ins Blickfeld zu heben (ebd., S. 12).“

Es liegt auf der Hand, dass eine derart weitreichende zukunftsorientierte Interpretation sozialer Zustände, die sich lt. Beck ja erst angedeutet haben, zwangsläufig eher subjektiv-intuitiven Charakter haben muss. Sich dieses Umstandes sehr wohl gegenwärtig, kategorisiert er sein Buch folgerichtig als „ein Stück empirisch orientierter, projektiver Gesellschaftstheorie ohne alle methodischen Sicherungen (ebd., S. 13).“ Die von ihm angesprochene „sich heute schon abzeichnende Zukunft“ „malt“ er in überwiegend düsteren Farben, die „Risikogesellschaft“ als „Tanz auf dem zivilisatorischen Vulkan (ebd., S. 23).“ Aus einer wissenschafts- und technologiekritischen Perspektive heraus, die in einigen ihrer Grundzüge an Habermas (z.B. 1968) erinnert, beschreibt er eine postindustrielle Gesellschaft, die am Ende technischer Rationalisierungsprozesse und eigendynamischer Maximierung der Produktivkräfte dramatisch erscheinende existentielle Bedrohungen produziert hat. Diese Selbstgefährdungspotentiale manifestieren sich in Gestalt un-

kalkulierbarer, vornehmlich ökologischer, Risiken. Diese Risiken stellen eine universelle Gefahr dar, die weder vor regionalen noch vor sozialen Grenzen halt macht, wie es das Beispiel Tschernobyl belegte. Beck geht davon aus, dass diese Risikopotentiale und das praktisch exponentielle Wachstum der Gefährdungslagen daher im Begriff sind, zu dominanten sozialen und politischen Themen, die resultierenden Ängste zu einem zentralen Bewusstseinsinhalt der betroffenen Individuen zu werden. Die „drohende“ Risikogesellschaft unterwandert somit die zentralen Motivations- und Handlungsmuster der „alten“ Industriegesellschaft. Konzentrierte sich dort das soziale Leben auf das zentrale Bedürfnis nach sozialer Absicherung und das dementsprechende Streben nach individueller Wohlfahrt, bergen nun die benannten Gefährdungslagen das dominante soziale Konfliktpotential. Diese Verlagerung verläuft quer zu den klassenspezifischen Wohlfahrts- und Interessenlagen und lässt die ihnen typischen Verteilungskämpfe in den Hintergrund des Interesses treten:

„Reichtümer kann man besitzen, von Risiken ist man betroffen; sie werden gleichsam zivilisatorisch zugewiesen. Zugespitzt und schematisch gesprochen: In Klassen- und Schichtlagen bestimmt das Sein das Bewußtsein, während in Gefährdungslagen das Bewußtsein das Sein bestimmt (ebd., S. 31).“

An die Stelle von Abstiegsängsten, Klassenbewusstsein oder Aufstiegsorientierungen trete nunmehr das Problem des Umgangs mit den „zugewiesenen“ Gefährdungen und der Bewältigung der resultierenden Ängste und Verunsicherungen (vgl. ebd., S.101)

Die „Verteilungslogik von Modernisierungsrisiken“ (ebd., S.115) stellt für Beck jedoch nur einen bestimmten Aspekt der tiefgreifenden Veränderungen dar, die in seine hypothetische Risikogesellschaft münden. Denn die traditionellen sozialen Strukturen der Industriegesellschaft verändern sich nicht nur unter dem sozusagen externen Einfluss ökologisch-technischer Gefahren. Sie erfahren zudem eine kontinuierliche Aushöhlung durch neue soziale, kulturelle und biographische Unsicherheiten, die das gesamte innere Gefüge der Gesellschaft, zentriert um Fixpunkte wie Klasse, Familie, Ehe oder Beruf, beeinflussen. Zusammengefasst lautet seine These, dass wir Augenzeugen eines Gesellschaftswandels innerhalb der Moderne sind, in dessen Verlauf die Menschen aus den Sozialformen der industriellen Gesellschaft: Klasse, Schicht, Familie, Geschichtslagen von Männern und Frauen freigesetzt werden, ähnlich wie sie im Laufe der Reformation aus der welt-

lichen Herrschaft der Kirche in die Gesellschaft >entlassen< wurden (vgl. ebd., S.13 ff.). Diese „Freisetzung“ aus tradierten Bindungen und Gemeinschaftsformen verläuft nach seiner Ansicht in Richtung von Individualisierung und Pluralisierung von Lebensläufen, Lebensstilen, Handlungsschemata und Interessenlagen.

Was die Interpretation sozialer Ungleichheit angeht, entsteht für Beck somit eine widersprüchliche Situation. Einerseits bestehen die vertikalen ökonomisch begründeten Ungleichheiten in unveränderter Form und Ausprägung fort, andererseits bestimmen sie die Handlungen der Individuen nicht mehr in so eindeutiger Form wie es die Klassen- und Schichttheoretiker postulieren. Die Voraussetzung für eine solche Entkoppelung individueller Handlungen und Interessen von sozialen Ungleichheitsstrukturen im vertikalen Sinne hat wiederum die mittlerweile an der Schwelle zu einer „anderen Moderne“ stehende Industriegesellschaft selbst erschaffen:

„Die Dynamik des sozialstaatlich gesicherten Arbeitsmarktes hat die sozialen Klassen im Kapitalismus ausgedünnt oder aufgelöst. Wir stehen - marxistisch gedacht - mehr und mehr dem (noch unbegriffenen) Phänomen eines Kapitalismus ohne Klassen gegenüber mit allen damit verbundenen Strukturen und Problemen sozialer Ungleichheit (ebd., S. 117).“

Wenn dem so sein sollte, stellt sich die Frage, wie es möglich ist, dass diese stabilen und nach wie vor in unveränderter Relation fortbestehenden Verteilungsstrukturen ihre prägende Kraft auf individuelle Lebens- und Wohlfahrtslagen weitgehend eingebüßt haben. Die Antwort auf diese Frage ist Becks Argumentation zufolge in erster Linie darin zu sehen, dass trotz weiterhin vorhandener Ungleichheiten der allgemeine Wohlstand und die vorhandene soziale Absicherung ein derart hohes Niveau erreicht haben, dass selbst ein Zustand relativer Unterprivilegierung nicht mehr in der Art und Weise mit dem Diktat der nackten materiellen Existenzsicherung verbunden ist, wie es für die Entwicklung traditioneller Klassen- oder Schichtidentitäten Voraussetzung gewesen sei. Ursache dieser speziellen Entwicklung ist für ihn der sogenannte „Fahrstuhleffekt“ (ebd., S. 122), gekennzeichnet durch ein „kollektives Mehr an Einkommen, Bildung, Mobilität, Recht, Wissenschaft, Massenkonsum (ebd.).“ Durch die absolute kollektive Erhöhung des Lebensstandards werden demzufolge die charakteristischen Grundvoraussetzungen für Klassenlagen und –identitäten unterwandert.

2.2.1. Der Wandel der objektiven Lebensbedingungen und seine subjektiven Folgen

Die massive Veränderung der Lebensbedingungen, die sich in einem historisch betrachtet relativ kurzen Zeitraum von wenigen Jahrzehnten ereignete, ist hierbei wohl als allgemein anerkannte und demographisch gesicherte Tatsache zu betrachten, die für sich genommen keiner Diskussion bedarf. Die Reallöhne haben sich zwischen 1880 und 1970 mehr als verdreifacht, der Lebensstandard ist dementsprechend gestiegen. Die rein materielle Bedürfnisbefriedigung und Existenzsicherung rückte im Rahmen dieser Entwicklung ein Stück weit aus dem Zentrum des alltäglichen individuellen Bewusstseins. Musste der durchschnittliche Arbeiter 1950 noch etwa 75% seines Gehaltes für Kleidung, Nahrung und Wohnung aufbringen, waren es 1973 nur noch 60%. Die materiellen Freiräume wuchsen also, Konsum- und Luxusgüter wie Radio, Fernsehen, Auto oder später Videorekorder und Stereoanlage wurden für die breite Mehrheit zur alltäglichen Selbstverständlichkeit. Der Wohnkomfort verbesserte sich, Extras wie Urlaubsreisen wurden erschwinglich und waren nicht mehr ausschließlich den überdurchschnittlich Wohlhabenden vorbehalten. Sparguthaben konnten angelegt werden, Haus- und Wohnungseigentum wurde auch für Arbeiterfamilien realisierbar (vgl. ebd., S. 122 f.).

Dieser zeitgeschichtlich gesehen dramatische Anstieg des materiellen Lebensstandards geht jedoch mit anderen Freisetzungsprozessen einher. So haben sich, wie Beck feststellt, auch die Verhältnisse zwischen Lebenszeit und Arbeitszeit verschoben. Zunächst ist in diesem Zusammenhang festzuhalten, dass die Lebenserwartung generell gestiegen ist. Der Eintritt in das Erwerbsleben ist durchschnittlich einige Jahre nach hinten, der Austritt einige Jahre nach vorne gerückt. Dies nicht einmal mitgerechnet, sank die Erwerbsarbeitszeit im vergangenen Jahrhundert etwa um ein Viertel. So gesehen treffen also finanzielle Freiräume mit zeitlichen zusammen, die lt. Beck zu einer Form von Massenkonsum führten, der die sozialen Kreise neu mischte und zumindest partiell zu zunehmenden Überschneidungen führte und ein Stück weit auch die Loslösung von traditionellen klassen- und familienbezogenen Lebensweisen begünstigte (ebd., S. 124 f.).

Anders gewendet bedeutet dies auch, dass die z.B. innerhalb der Schichtsemantik zentrale Kategorie der Erwerbsarbeit ein Stück ihres prägenden

und identitätsstiftenden Einflusses verloren haben müsste. Die subjektive Aufwertung erwerbsarbeitsunabhängiger Tätigkeiten ist mittlerweile in einer Reihe von Arbeiten thematisiert worden (z.B. Hörning u.a. 1990, Offe 1984) und wird als wichtiger Beleg für den postulierten Wertewandel angesehen. An die Stelle klassenkultureller Attribute treten nun, so Beck, verstärkt ungleiche Konsumstile, die in Einrichtung, Kleidung, Medienkonsum, persönlicher Inszenierung usw. ihren Ausdruck finden (ebd., S. 125).

Ein weiterer Aspekt, der die Prozesse von Individualisierung und Pluralisierung begünstigt, ist für Beck in der deutlich gewachsenen sozialen Mobilität zu sehen. Gerade bei den unteren Statusgruppen sei durch die Expansion des tertiären Sektors bei gleichbleibendem Abstand nach „Oben“ ein erhebliches Wachstum der (relativen) Aufstiegschancen zu konstatieren. Der heutige Arbeitsmarkt ist jedoch nicht nur durch diese Möglichkeiten, sondern auch durch beträchtliche Mobilitätsanforderungen gekennzeichnet. Dies und auch die zunehmende alltägliche Distanz zwischen Familie und Arbeitsplatz bewirkt demzufolge eine relative Entbindung von Familie, Nachbarschaft und regionaler Lebenskultur (vgl. ebd., S. 126).

Ein anderer zentraler Baustein in Becks Entstrukturierungshypothese ist schließlich die massive Bildungsexpansion, die etwa mit Beginn der 60'er Jahre einsetzte. Empirisch lässt sie sich z.B. am quantitativen Bedeutungsgewinn weiterführender Schularten ablesen, die im Vergleich zu den 50'ern in den 80'er Jahren von annähernd doppelt so vielen Jungen und dreimal so vielen Mädchen besucht wurden (ebd., S. 128; vgl. a. z.B. Berger 1986, S.101 ff.). Dieser Prozess ist auch Beleg für eine gewisse „Entprivilegierung“ des Zugangs zu höheren Bildungsformen und bewirkt einen regelrechten „Bildungsriss“ zwischen den Generationen. Unabhängig von der damit einhergehenden inflationären Entwertung der erworbenen Bildungszertifikate schreibt Beck dem tatsächlich gestiegenen allgemeinen Bildungsstandard auch spürbaren Einfluss auf traditionelle Orientierungen, Denkweisen und Lebensstile zu. Denn auch auf der subjektiv-psychischen Ebene scheint die höhere Bildung Selbstfindungs- und Reflexionsprozesse zu begünstigen, die verbunden mit einem erhöhten Informationsfluss eine differenziertere Beurteilung des „Selbst“ und der sozialen Umwelt fördern. Auch dies kann dazu beitragen, vorgezeichnete Lebensläufe, die früheren Generationen weitaus selbstverständlicher erschienen sein mögen, zu hinterfragen und gestiegene Selbstverwirklichungsbedürfnisse zu schaffen.

All diese Aspekte zusammengenommen, so folgert Beck durchaus schlüssig, führen in Verbindung mit der gestiegenen Anzahl der potentiellen Optionen und der schwierigen Aufgabe innerhalb dieser Vielfalt die „für sich richtige Wahl zu treffen“ zur zunehmenden Entstandardisierung von Lebenslagen und Lebensläufen.

Fassen wir an dieser Stelle Becks Entstrukturierungshypothese noch einmal kurz getrennt nach Ursachen und Wirkungen zusammen:

1. Ursachen

- a) Durch den Anstieg der Reallöhne und die Errungenschaften des Wohlfahrtsstaates ist ein historisch einmaliges Niveau materiellen Wohlstandes und sozialer Absicherung erreicht worden.
- b) Durch die spürbare Verkürzung der Lebensarbeitszeit ist sowohl im Hinblick auf den Eintritt als auch das Scheiden aus dem Berufsleben ein beträchtlicher Zuwachs arbeitsfreier Zeit zu konstatieren. Auch für die Dauer des Erwerbslebens findet eine Verschiebung zugunsten freier Zeit aufgrund verkürzter Arbeitszeiten statt.
- c) Die Struktur des Arbeitsmarktes verlangt von den betroffenen Individuen Mobilität und Flexibilität. Zwischen Privat- und Arbeitsleben können zunehmende geographische und soziale Distanzen treten. Die erforderliche Beweglichkeit macht eine flexible Lebensführung notwendig und kontinuierliche Biographieverläufe unwahrscheinlicher.
- d) Die Bildungsexpansion bewirkt neben der qualitativen Entwertung der Abschlüsse auch deren deutliche quantitative Zunahme. Es entstehen intellektuelle Potentiale, die ihrerseits selbstreflexive Prozesse begünstigen und die Rolle individueller Bedürfnisse und Ansprüche bei der Gestaltung von Biographien verstärken.

2. Wirkungen

- a) Der zuvor beschriebene „Fahrstuhleffekt“ hat die gesamte Gesellschaft auf ein Wohlstandsniveau befördert, auf dem die „nackte“ Sicherung der materiellen Existenz ein Stück weit aus dem Zentrum individueller Handlungs- und Motivationsschemata gerückt wurde. Zusammen mit den durch die Bildungsexpansion gewachsenen reflexiven Potentialen und der resultierenden differenzierteren Betrachtung sozialer Umwelten wird eine Art Wertewandel begünstigt. „Allein schon der längere Verbleib in den Bildungsinstitutionen, die intensivere Erfahrung der Lern- und Lehrmethoden und der sozialen Prozesse, die sich maßgeblich von denen der klassischen betrieblichen Erfahrung unterscheiden, begünstigt eine zunehmende Distanzierung von traditionellen Denk- und Verhaltensweisen, verursacht einen Riß zwischen den Generationen (ebd., S. 128).“
- b) Einer der wichtigsten Effekte dieses „Wertewandels“ ist in der abnehmenden Bedeutung der Berufsarbeit im Lebenskonzept zu sehen. Neben der schwindenden Verbindlichkeit und Stabilität eingeschlagener beruflicher Karrieren und der steigenden Wechselhaftigkeit individueller Biographien werden in Verbindung mit den finanziellen und zeitlichen Freiräumen berufsarbeitsunabhängige Handlungs- und Verhaltenskontexte immer wichtiger.
- c) Die abnehmende Bedeutung der Arbeit im individuellen Lebenskonzept sowie die andererseits gewachsenen Mobilitätsanforderungen hinsichtlich der Erwerbsarbeit führen zu einer zunehmenden Auflösung ehemals homogener sozialer Kontexte. Zwischen Familie, Arbeit und Freizeit schieben sich vermehrt regionale und soziale Distanzen, welche die Kontinuität ehemals wirksamer Sozialisationszusammenhänge in partiell voneinander unabhängige Erfahrungsbereiche entstrukturieren.
- d) Klassen und Schichten im herkömmlichen Sinne, die in Bezug auf die rein formale Existenz sozioökonomischer Eckdaten in unveränderter Form weiterhin fortbestehen, wird durch die zunehmende Auflösung kollektiver Erfahrungsmöglichkeiten der „soziale Nährboden“ entzogen. Die Homogenität objektiver Lagen ist also durch die fortschreitende Individualisierung zum einen Teil nicht mehr gegeben und zum anderen Teil nicht mehr unmittelbar erfahrbar. Durch diese relative Freisetzung werden soziale Beziehungen instabiler, wechselhafter und abhängiger von situativen und thematischen Berührungspunkten.

Deutlich wird dies beispielsweise auch daran, dass sich in politischen Fragen vermehrt wechselnde Koalitionen gegenüberstehen und selbst die Kernfamilie, gerade angesichts vermehrter Berufstätigkeit von Frauen, vor eine soziale Zerreißprobe zwischen „doppelter“ beruflicher Belastung und Wahrung sozialer Nähe gestellt wird.

2.2.2. Diskussion

Wie dieser knappe Abriss der wichtigsten Eckpfeiler der Beckschen Individualisierungsthese und des resultierenden Bildes einer Gesellschaft „jenseits von Klasse und Schicht“ verdeutlicht, ist eines der Hauptprobleme seiner Argumentation ihr weitgehend spekulativ-generalisierender Grundcharakter. Fundament seiner Ausführungen ist zunächst eine Reihe empirisch durchaus gesicherter Fakten. Die absolute Erhöhung des Wohlstandes und die gewachsene soziale Absicherung durch wohlfahrtsstaatliche Maßnahmen sind Folge eines rasanten ökonomischen Wachstums in den Nachkriegsjahrzehnten und haben trotz mittlerweile deutlich spürbarer Gegenteilstendenzen in einer historischen Perspektive immer noch ein einmalig hohes Niveau. Gleiches gilt für die Bildungsexpansion, die aufgrund ihrer enormen Entwicklung vor allem in den 60´er und 70´er Jahren einen regelrechten Bildungsriss zwischen den Generationen verursachte und der sicherlich eine Kernrolle innerhalb der Modernisierungsdiskussion beigemessen werden muss. Richtig ist auch, dass sich dieses Mehr an Bildung und materiellen Freiräumen mit mehr Freizeit bzw. berufsarbeitsfreier Zeit verbindet. Ebenso ist es sicherlich zutreffend, dass die rasante technisch-ökonomische Entwicklung und die damit einhergehenden Rationalisierungs- und Differenzierungsprozesse die gesamte Infrastruktur der Gesellschaft in einer Weise verändert haben, die auch an das Individuum differenziertere Anforderungen stellt. Besonders deutlich lässt sich dies an der Situation des modernen Arbeitsmarktes ablesen, der dem Einzelnen zunehmende physische wie psychische Mobilität und Flexibilität abverlangt. Anders gewendet bedeutet die Erfüllung dieser differenzierten Anforderungen Diskontinuitäten und Entstandardisierungseffekte für den Verlauf individueller Biographien.

Es ist nur folgerichtig, davon auszugehen, dass all diese bedeutsamen Veränderungen der äußeren objektiven Lebensbedingungen spürbare Effekte sowohl auf

die Gesellschaft insgesamt als auch auf subjektive Lebenslagen, Einstellungen und Handlungen haben müssen. Die grundsätzliche Richtung, in der diese Effekte prinzipiell wirksam sein dürften, liegt auf der Hand und ist weitgehend auch im Beckschen Sinne interpretierbar. An diesem Punkt soll es jedoch ausreichen festzuhalten, dass Beck durchaus zutreffend folgert, dass im Zuge der skizzierten Entwicklungen zunächst einmal die nackte materielle Existenzsicherung ein Stück aus dem Zentrum des alltäglichen subjektiven Bewusstseins gerückt sein dürfte.

Daraus ergibt sich wiederum, dass der gesamte Bedeutungskomplex der Berufsarbeit, dem sowohl in der Klassen als auch der Schichtungssoziologie die Rolle des dominanten Sozialisationsmechanismus zugesprochen wird, etwas von seiner ehemals unangefochtenen Bedeutung eingebüßt haben müsste (und zwar im materiellen wie auch im Sinne moralisch-ethischer Wertmaßstäbe). Darüber hinaus dürfte es kaum verwundern, dass die entstandenen Freiräume kein soziales Vakuum darstellen und dem Nachfrageprinzip entsprechend eine Differenzierung des kulturellen Marktes, des Angebotes an die gewachsenen individuell subjektiven Möglichkeiten entstanden ist. Ausgehend von einer solchen grundsätzlichen Aufwertung freizeitbezogener kultureller Handlungskontexte, die auch im individuellen Bewusstsein ihre Entsprechung finden dürfte, erscheint es zunächst nicht grundsätzlich falsch, von einem Wertewandel zu sprechen. Ein solcher Wertewandel scheint jedoch nicht nur auf die Entstehung hedonistischer Orientierungen beschränkt zu sein, sondern drückt sich partiell auch in einer kritischen Distanz zur technisch-ökonomischen Wachstumslogik der hochentwickelten Industriegesellschaft, den sogenannten postmaterialistischen Werthaltungen, aus.

All diese berechtigten und nachvollziehbaren Überlegungen vorausgesetzt, müsste sich tatsächlich eine spürbare Diversifizierung von Lebenslagen und Lebensläufen in der alltäglichen Realität manifestiert haben, müsste die „unterstellte“ Uniformität subjektiver Lagen und die Unmittelbarkeit ihrer primären Prägung durch sozioökonomische Verteilungsstrukturen einer genauen Überprüfung unterzogen werden. Eine solche Überprüfung kann und will Beck jedoch zu keinem Zeitpunkt leisten, ist er sich doch der projektiv-theoretischen Natur seiner Ausführungen durchaus bewusst, charakterisiert er selbst die „Risikogesellschaft“ als eine Art erstes Vordenken, als einen Versuch „die sich bereits abzeichnende Zukunft ins Blickfeld zu heben (ebd., S. 12).“ Trotz des generellen und zwangs-

läufigen Fehlens methodischer Absicherungen ist es im Grunde genommen müßig, sich an der grundsätzlichen Angreifbarkeit derart projektiver Inhalte aufzuhalten. Gerade unter qualitativen Gesichtspunkten steht die Fruchtbarkeit derart vorausschauender, methodischer Zwänge entledigter Reflexionen nicht zur Debatte. Gilt es jedoch über diese theoretisch-reflexive Annäherung hinaus um den Gewinn konkreter Erkenntnisse, bedarf es einer gewissen Sensibilität für die Relativität der von Beck gezogenen Schlussfolgerungen.

Alle von ihm thematisierten sozialen Prozesse müssen prinzipiell als Entwicklungstendenzen betrachtet werden. Die für seine weitere Interpretation dieser Tendenzen zentrale Überlegung ist in der Annahme zu sehen, sie seien sozusagen die Wurzeln oder Vorboten sich ankündigender wesentlich tiefgreifenderer Veränderungen. Das heißt, sie müssten sich weiter verstärken und ausbreiten. Um dies jedoch einer tatsächlichen Überprüfung unterziehen zu können, muss vor allem eine zentrale Frage beantwortet werden: Wenn Beck davon ausgeht, dass sich die sozialen Strukturen derzeit in einer Art Übergangsprozess befinden, müssten sie demzufolge auch ein Übergangsstadium darstellen, in dem sowohl die "alten" wie auch die "neuen" Verhältnisse teilweise präsent sind. Um aber die Behauptung, diese "neuen" Verhältnisse seien im Begriff, die "alten" letztlich vollständig abzulösen, überprüfen zu können, bedarf es der konkreten Frage nach den genauen Kräfteverhältnissen und ihrer genauen Lokalisierung innerhalb der Gesellschaft.

Denn gerade im teils spekulativen Charakter von Becks Ausführungen offenbaren sich einige offensichtliche Zuspitzungen, welche die (ja auch seinerseits freimütig zugestandene) Subjektivität seiner Überlegungen sichtbar werden lassen. Als Beispiel sei hier nur an seine etwas dramatisch anmutende Schilderung der Unmöglichkeit stabiler Familienverhältnisse als Folge der gewachsenen Anforderungen, die der Arbeitsmarkt und die berufliche Karriere an die beteiligten Partner stellen, erinnert. Wenngleich die grundsätzliche Problematik sicher nicht von der Hand zu weisen ist, dürfte das Bild der vollmobilen "Spagatfamilie" (ebd., S. 202) oder "Verhandlungsfamilie auf Zeit" (ebd.), zerrissen durch die beiderseitigen Karriereambitionen, sicherlich noch nicht dem Regelfall bundesrepublikanischer Familienrealität entsprechen. Zwar hat die Bedeutung der "typisch bürgerlichen" Klein- oder Kernfamilie quantitativ in den letzten Jahrzehnten abgenommen, die Scheidungsraten sind gestiegen und eine spürbare Diversifizierung von Haushalts- und

Familienformen hat stattgefunden, aber das muss längst nicht bedeuten, dass die "Normalfamilie" deswegen nicht mehr existent oder im Begriff zu verschwinden sei. Zwar ging der Anteil an Familienhaushalten in der Zeit zwischen 1972 und 1993 von 69% auf 59% zurück, jedoch handelt es sich bei den Letztgenannten in immerhin 82% der Fälle um die typische Familienform Ehepaar mit Kind(ern) (Stat. Bundesamt, 1993, S. 242 f.). Zudem ist es interessant festzustellen, dass entgegen der wachsenden Instabilität der Paarbeziehungen immer noch eine starke Orientierung hin zur monogamen Partnerschaft und eine ungebrochene Wertschätzung der "Institution Elternschaft" feststellbar ist (vgl. Peuckert 1996, S. 269 ff.). Wenngleich dieser kurze demographische Diskurs wenig über die alltägliche Lebensrealität dieser Familien aussagt, wird deutlich, wie spekulativ die Annahme eines weitgehenden Bedeutungsverlustes (bzw. einer Bedeutungsänderung) der "klassischen" Institution Familie zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist, und dass die Tendenz zur Veränderung möglicherweise nur "eine Seite der Medaille" darstellt.

Auf dieselbe Weise, wie es hier kurz am Beispiel "Familie" verdeutlicht wurde, ließen sich in beinahe allen anderen Punkten zumindest berechtigte Zweifel am prognostischen Wert der von Beck skizzierten Entwicklungen anmelden. Um solche Zweifel ggf. erhärten oder entkräften zu können, ist es unabdingbar, sowohl die Stabilität als auch den Wandel sozialer Strukturen in die Überlegungen einzu beziehen. Erst wenn es gelingt zu verstehen, welche Faktoren in diesem Spannungsfeld zusammenwirken, ist es möglich, die Widersprüchlichkeit zwischen stabilen objektiven Strukturen einerseits und Individualisierung subjektiver Lebenslagen andererseits überzeugender und fundierter zu beurteilen. Wenn es also gilt, die Becksche Konzeption einer postmodernen Gesellschaft "jenseits von Klasse und Schicht" im Sinne konkreter empirischer Sozialstrukturanalyse zu überprüfen, muss sie an dem Punkt wiederaufgenommen bzw. konkretisiert werden, an dem sie eine erste allgemeine Annäherung an die ihrerseits thematisierten sozialen Veränderungen leistet. Das Aufgreifen und Fortführen eines argumentativen Ansatzes, der sich strenggenommen ohnehin im Bereich der Spekulation befindet, kann in letzter Konsequenz ebenso nur Spekulation bleiben. Um also den zweiten Schritt nicht vor dem ersten zu machen, gilt es zunächst, zum eigentlichen Ausgangspunkt zurückzukehren, denn selbst wenn die beschriebenen Modernisierungstendenzen eindeutig das von Beck vermutete Ausmaß erreicht haben sollten, ist längst noch nicht geklärt, ob sie auch zwingend im Sinne eines

kompletten Paradigmenwechsels hinsichtlich der Betrachtung sozialer Ungleichheit interpretiert werden müssen.

In dieser Hinsicht erscheint es interessant, kurz zu prüfen, an welchem theoretischen Punkt sich die Befürworter neuer Ungleichheitsmodelle, ausgehend von Becks grundsätzlichen Überlegungen, derzeit befinden. Ungeachtet der Vielzahl unterschiedlicher Vorgehensweisen und unterschiedlicher Schwerpunktsetzungen auf der Ebene der konkreten Operationalisierung lebensstilorientierter Konzepte scheint im Hinblick auf die generelle Notwendigkeit subjektiv-kulturell-zentrierter Ungleichheitsdeutungen und deren kausaler Entkoppelung von objektiven Strukturen weitgehender Konsens unter den Vertretern neuer Strukturperspektiven zu herrschen (vgl. z.B. Hradil 1996, Michailow 1994 u.1996, Schulze 1995, Hörning u.a. 1996 usw.). Dieser Konsens bezieht sich auf einen theoretischen Ausgangspunkt, der nach wie vor beinahe deckungsgleich mit den von Beck skizzierten Entwicklungstendenzen zu sein scheint:

"Einerseits sind es die massenkulturellen Veränderungen, wie die Pluralisierung von Lebensstilen, die kulturelle Strukturierung der Sozialstruktur, die stärker alltagsprägende Kraft von Lebensstilen und Milieus, andererseits waren es sozialstrukturelle Veränderungen, wie die Wohlstandsexplosion, die Mehrung sozialer Sicherheit, die Bildungsexpansion, die Massenarbeitslosigkeit, das Aufkommen der neuen sozialen Bewegungen und der Einwanderungen, die die erwähnten soziokulturellen Folgen hervorgebracht, in die herkömmlichen Domänen von Kultursociologie und Sozialstrukturanalyse eingegriffen und sie aufeinanderzubewegt haben (Hradil 1996, S. 13)."

"Vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Modernisierungs- und Differenzierungsprozesse etablierte sich in den achtziger Jahren die Lebensstilforschung. Sie versteht sich als eine Reaktion auf die vorangetriebenen gesellschaftlichen Ausdifferenzierungsprozesse in Richtung einer Diversifizierung und Differenzierung sozialer Lagen, die jenseits von Klasse und Schicht zu einer Pluralisierung und Heterogenität disparater Teillagen geführt haben (Hörning u.a. 1996, S. 33)."

"Der in jüngster Zeit beachtliche Aufschwung von Lebensstilforschungen und -analysen gründet nicht zuletzt in der Tatsache, dass in Folge des sozialen und technischen Wandels in modernen Gesellschaften objektive sozialstrukturelle Bedingungen immer weniger die Ausführungen von Sozialformen bedingen (Michailow 1994, S. 27)."

Die im Grunde gleichbleibende (und fast beliebig fortsetzbare) Wiederholung immer gleicher inhaltlicher Ausgangslagen suggeriert, dass vieles von dem, was Beck projektiv vorausahnte, mittlerweile zur unumstößlichen Gewissheit geworden ist. Die Selbstverständlichkeit, mit der dies vorausgesetzt wird, spiegelt jedoch im Vergleich zu Beck keinerlei gesicherten bzw. empirisch belegten Erkenntnisfortschritt wider, sondern befindet sich streng methodisch betrachtet nach wie vor in einer Grauzone intuitiver Generalisierung mit allen damit verbundenen Unwägbarkeiten.

Das Aufgreifen der Beckschen Entstrukturierungsthesen innerhalb der Sozialstrukturanalyse und Kulturosoziologie thematisiert vorwiegend leider nicht seine Thesen als solche, sondern vielmehr deren Operationalisierung und Fruchtbarmachung für konkrete empirische Fragestellungen. Auffällig in diesem Zusammenhang ist auch, dass die eigentliche Kernaussage seiner Arbeit, zentriert um den Begriff Risikogesellschaft, also die weitreichenden Gefährdungspotentiale, die zunehmende Institutionenabhängigkeit des (individualisierten) sozialen Subjekts und dessen zunehmende Desintegration, in diesem Zusammenhang keinerlei Beachtung findet. Aufgenommen wird dort lediglich die vermeintliche Auflösung der vertikal-objektiven Ungleichheitsstruktur, die als Anlass für die Suche nach den „neuen“ nunmehr gültigen Interpretationsmöglichkeiten sozialer Ungleichheit bewertet wird. In gewisser Hinsicht werden hier also möglicherweise Antworten gesucht, ohne vorher Fragen gestellt zu haben. Die Resultate dieser Empirie *können* rückwirkend nur die zugrundegelegten Hypothesen bestätigen.

2.3. Neue Strukturmodelle - Versuche der Operationalisierung der Kritik an der traditionellen Sozialstrukturanalyse

Der theoretisch-projektive Entwurf einer Gesellschaft „jenseits von Klasse und Schicht“ wurde vor allem von der Kulturosoziologie und der Sozialstrukturanalyse aufgenommen und diskutiert. Ausgehend von der prinzipiellen Korrektheit der Beckschen Beobachtungen und Interpretationen stellt sich die Frage, welche Aussagekraft das schichtungssoziologische Bild sozialer Ungleichheit angesichts zunehmender Individualisierungs- und Pluralisierungstendenzen noch für sich beanspruchen kann.

In erster Linie geriet hierbei die Frage nach dem Zusammenhang objektiver Ungleichheitsstrukturen und individueller Handlung bzw. subjektiver Disposition in den Mittelpunkt des Interesses. Ihrer funktionalistisch geprägten theoretischen Ausrichtung folgend, gehörte die Annahme der über Sozialisationsprozesse gesteuerten Prägung subjektiver Lebensführung durch objektive Ungleichheitsstrukturen zu den zentralen Postulaten der Schichtungssoziologie. Von diesem Postulat ausgehend müsste man annehmen, dass sich die objektiv-sozioökonomischen Ungleichheitsverhältnisse auf der Ebene der subjektiven Lebensführung und Mentalitäten widerspiegeln. Dies steht jedoch im offensichtlichen Widerspruch zu der von Beck herausgearbeiteten zunehmenden Diskontinuität zwischen stabilen Verteilungsverhältnissen und der wachsenden Heterogenisierung individueller Lagen und Biographien.

Unter diesem Gesichtspunkt erschien eine grundsätzliche Überprüfung bisheriger Annahmen hinsichtlich des Verhältnisses zwischen objektiven und subjektiven Ungleichheitsstrukturen angebracht. Teile der zeitgenössischen Soziologie entwickelten in diesem Zusammenhang Positionen, die den erwähnten Widerspruch durch eine Art Paradigmenwechsel aufzulösen versuchen.

Die primäre theoretische Annahme hinter diesen Positionen wird von Konietzka (1995, z.B. S. 95) treffend als Entstrukturierungshypothese interpretiert. Der Kern dieser Entstrukturierungshypothese ist in dem Bruch mit der schichtungssoziologischen Annahme der relativ typischen Prägung subjektiver Mentalitäten und Lagen durch objektive strukturelle Voraussetzungen zu sehen, denn: „selbst gleiche strukturelle Bedingungen, z.B. des Einkommens, der Macht, der sozialen Sicher-

heit oder der Arbeitsbedingungen (müssen) sich nicht für alle Bevölkerungsteile notwendigerweise gleich auswirken“ (Hradil 1983, S. 108). Wenn aber Struktur und Handeln nicht mehr in unmittelbarem Zusammenhang gebracht werden können, gilt es sozusagen die intervenierenden Aspekte ausfindig zu machen. Da die traditionellen theoretischen Betrachtungsweisen sozialer Ungleichheit im Spannungsfeld von gesellschaftlichen Bedingungen und individuellen Möglichkeiten dem erstgenannten Faktor die dominierende Bedeutung zuschrieben, liegt es zunächst nahe, die beobachtbaren Diversifizierungen mit einer gewachsenen Autonomie individueller Interpretationsleistungen und Handlungsstrategien in Verbindung zu bringen. Gerade hinsichtlich des vermuteten Grades dieser Autonomie unterscheiden sich die verschiedenen neueren sozialstrukturellen Ansätze beträchtlich. Diese Frage stellt sozusagen den theoretischen Kernpunkt der aktuellen Diskussion dar.

Die Spannbreite der in diesem Zusammenhang vertretenen Positionen reicht daher von der Ergänzung schichtungssoziologischer Deutungsmuster (z.B. Vester u.a. 1993, Müller 1992a, Hradil 1983) bis hin zu einer vollständigen theoretischen Reorientierung im Sinne eines autonom-individualistischen bzw. soziokulturellen Ungleichheitsverständnisses (vgl. z.B. Hörning u.a. 1996, Schulze 1995, Becker/Nowak 1982, Flaig u.a. 1994, Michailow 1994). Die letztgenannte Position würde im Sinne Konietzkas (1995) sogar eine „doppelte Entstrukturierungshypothese“ darstellen, da hier nicht nur von einer Änderung der bisher für typisch gehaltenen Zusammenhänge zwischen Struktur und subjektiven Lagen ausgegangen wird, sondern deren völlige Entkoppelung postuliert wird.

Ungeachtet der grundsätzlichen Übereinstimmung hinsichtlich der Notwendigkeit einer gewissen Reorientierung innerhalb der Sozialstrukturanalyse in Richtung einer Öffnung der bislang vornehmlich strukturbezogenen Konzepte für subjektiv-soziokulturelle Bedeutungszusammenhänge sind mittlerweile eine Reihe von konkreten Umsetzungsversuchen mit unterschiedlichen theoretischen und empirischen Schwerpunktsetzungen unternommen worden.

Zu den populärsten vornehmlich empiriezentrierten Ansätzen sind in jedem Fall die Sinus-Milieus (Becker/Nowak 1982, Flaig u.a. 1994) und das Milieumodell Gluchowskis (1987) zu zählen, denen jeweils ein spezifisches Erkenntnisinteresse jenseits der allgemeinen Sozialstrukturfrage in Form von Marketingforschung (Sinus) bzw. Wahlforschung (Gluchowski) zugrunde liegt. Vor allem aufgrund der

konkreten und differenzierten Ergebnisse, die diese beiden Arbeiten hervorgebracht haben, sind sie sozusagen als empirische Anhalts- oder Ausgangspunkte zu zentraler Bedeutung gelangt. Besonders die Sinus-Milieus sind, wohl auch aufgrund der zugrunde liegenden Datenmenge und der systematischen Aktualisierungen, als Vergleichsmöglichkeit und Referenz aus den derzeitigen Bemühungen zur Konzeptualisierung „neuer“ Formen sozialer Ungleichheit nicht wegzudenken.

Einem eher direkten sozialstrukturellen Kontext sind hingegen einige andere Arbeiten zuzuordnen, die sich dementsprechend um eine umfassendere auch theoretisch begründete Perspektive bemühen. Zu diesen gleichermaßen theoretische Konzepte wie empirische Umsetzung thematisierenden Beiträgen müssen vor allem die Milieustudien für Deutschland West und Ost von Vester u.a. (1993 bzw. 1995) sowie die „Erlebnisgesellschaft“ von Gerhard Schulze (1995) und der „Rational Choice“-Ansatz von Lüdtker (1990) gezählt werden. Anschließend an diese „Klassiker“ erscheinen unter den „neueren“ lebensstilorientierten Arbeiten zum Thema besonders die Untersuchungen von Spellerberg (1996), Otte (1996), Zenger (2000) und Herlyn u.a. (1994) erwähnenswert.

Ohne eigene umfassende empirische Forschungen unternommen zu haben, liefern Autoren wie etwa Hradil (z.B. 1983, 1987, 1989, 1992), Michailow (1996) oder Berger (z.B. 1994) eher theoretische Beiträge zur aktuellen Diskussion über Status und Konzeption des Lebensstilbegriffs.

Zusammenfassend lässt sich also feststellen, dass sich die bislang veröffentlichten Beiträge zum Thema neuer Perspektiven innerhalb der Sozialstrukturanalyse in erster Linie in zweierlei Hinsicht unterscheiden. Zum einen hinsichtlich der unterschiedlichen Gewichtung theoretischer und empirischer Fragestellungen und zum anderen in Bezug auf das theoretische Verhältnis objektiv-struktureller Bedingungen und individueller Handlungen und Mentalitäten bei der Bestimmung von Ursachen und Formen sozialer Differenzierungsmuster.

Um einen, wenn auch zusammenfassenden und in diesem Rahmen natürlich begrenzten, Überblick über die Bandbreite der hinsichtlich dieser beiden Aspekte vertretenen Positionen zu gewinnen, sollen nun einige der zuvor erwähnten Arbeiten, die eher der „doppelten Entstrukturierungsperspektive“ entsprechen und einen grundsätzlichen Wechsel vom vertikalen zu einem horizontalen Ungleich-

heitsparadigma postulieren, etwas differenzierter dargestellt und analysiert werden.

2.4. Die Sinus-Milieus

2.4.1. Empirische und theoretische Konzeption

Entsprechend ihrer eigentlichen Bestimmung als valides empirisches Instrument zur Marketing-, Meinungs- und Konsumforschung sind die von Becker/Nowak (1982) erstmals vorgestellten und entwickelten Sinus-Milieus nicht gerade aus einem explizit soziologischen Erkenntnisinteresse heraus entstanden. Dennoch stehen sie inhaltlich in einem direkten Bezug zu den von Beck aufgeworfenen Fragestellungen hinsichtlich sozialer Entstrukturierungen, hervorgerufen durch Individualisierung und Pluralisierung sozialer Ungleichheit, die dann in der Sozialstrukturanalyse in Form einer kritischen Auseinandersetzung mit der Klassen- und Schichtungssoziologie aufgenommen wurden. Deshalb und vor allem aufgrund der ersten in diesem Zusammenhang greifbaren Ergebnisse sind sie zu einem zentralen Bezugspunkt für beinahe jede weitere empirische Annäherung an die vermeintlich „jenseits von Klasse und Schicht“ (vgl. Beck 1986, S.121) ausdifferenzierte Sozialstruktur geworden, sei es als Vergleichsmöglichkeit für andere empirische Milieustudien (z.B. Vester u.a. 1993, 1995; Schulze 1995) oder als Grundlage für andere eher punktuelle Forschungsinteressen im Bereich individuell-subjektiver Lebenswelten oder soziokultureller Entwicklungen (z.B. Kritzmöller 1996, Flaig u.a. 1994).

Das Interesse der Sozialstrukturforschung an den Lebensweltanalysen des Sinus-Forschungsprogramms ergibt sich demnach aus einer theoretischen Ausgangslage, die sich grundsätzlich mit derjenigen der Kritiker traditioneller Ungleichheitsmodelle deckt:

„Die Entwicklung dieses Forschungsprogramms resultierte zunächst aus der Unzufriedenheit mit den herkömmlichen Strategien der empirischen Sozialforschung, die sich als zu wenig sensibel erwiesen, das Alltagsleben ihrer Zielgruppen in seiner Vielfalt und nicht zuletzt unter dem Aspekt sich verändernder Einstellungen und Wertorientierungen adäquat zu erfassen (Becker/Nowak 1982, S. 247).“

Erwartungsgemäß stellt sich der inhaltliche Ausgangspunkt von Becker/Nowak als im Wesentlichen an Beck angelehnte zusammenfassende Darstellung gesellschaftlicher Modernisierungs- und Differenzierungstendenzen dar, die sich jenseits

der zu groben Raster traditioneller sozialwissenschaftlicher Betrachtungsweisen manifestieren.

„Wir leben in einer Zeit starken gesellschaftlichen Wandels. Immer mehr Menschen reagieren mit Orientierungslosigkeit oder Angst auf Phänomene wie Umweltzerstörung, wachsende Arbeitslosigkeit, Kriegsgefahr, und eine ebenfalls wachsende Zahl vorwiegend jüngerer Menschen versucht angesichts eben dieser Phänomene, eigene, alternative Wege zu gehen. Etablierte Normen und Wertvorstellungen werden angezweifelt, neue, oft als postmateriell apostrophierte Werte gewinnen gesamtgesellschaftlich an Bedeutung (ebd., S. 248).“

Unabhängig vom kausalen Bezug auf ausnahmslos negativ-bedrohliche Phänomene von hoher gesellschaftspolitischer Relevanz und deren soziale Konsequenzen, die angesichts der eigentlichen Interessen im Marketingbereich den restlichen Ausführungen der Autoren etwas fremd und beziehungslos gegenüberstehen, stellen im Kern die Begriffe „Sozialer Wandel“ und „neue Werte“ den avisierten Forschungsschwerpunkt dar. Denn wenn die nähere Untersuchung dieser beiden Aspekte bzw. der beteiligten sozialen Prozesse zum Anlass für die Entwicklung neuer Forschungsinstrumente genommen wird, bedeutet dies im Umkehrschluss, dass die bislang üblichen Verfahrensweisen in diesem Zusammenhang nicht mehr in der Lage sind, zu einem adäquaten Verständnis dieser Phänomene zu verhelfen. Die theoretischen Ausgangslage des Sinus-Forschungsprogramms stellt also eine direkte Kritik an den traditionellen Ungleichheitsmodellen dar.

Grundsätzlich nachvollziehbar, zielt diese Kritik an den „herkömmlichen Strategien der empirischen Sozialforschung“, sprich an den gebräuchlichen Verfahrensweisen der Schichtungssoziologie, also zunächst einmal auf ihre tatsächlich ja recht grobe, simplifizierende und vor allem auch abstrahierende Perspektive auf Phänomene sozialer Ungleichheit. Beschränkt auf die Erfassung weniger soziodemographischer Merkmale erscheinen sie relativ fern von alltäglicher Lebensführung und subjektiver Realität. Konkret bedeutet dies, dass z.B. die zuvor erwähnten modernisierten Wertorientierungen als wesentliche Verursacher sozialen Wandels aus der Interpretation und Analyse schichtungsrelevanter Strukturdaten nicht abgeleitet werden können. Abhilfe versprechen sich die Autoren von einer prinzipiell eher mikrosoziologischen Herangehensweise:

„Mit dem Rückgriff auf individuelle Lebenswelten als kleinste Beobachtungseinheiten können lebensferne Abstraktionen vermieden werden, die sich allzu häufig ergeben, wenn die soziale Wirklichkeit ausschließlich nach soziodemographischen Kategorien geordnet wird (ebd.).“

Auch hier also die explizite Betonung der unbefriedigenden Distanz zwischen sozialwissenschaftlicher Praxis und „sozialer Wirklichkeit“ und der demzufolge eingeschränkten Aussagefähigkeit der Erstgenannten. Jenseits dieser knappen und sehr allgemeinen Überlegungen liefern Becker/Nowak jedoch keine weitere Differenzierung ihrer theoretischen Ausgangslage. Ihr Hauptaugenmerk richten sie vielmehr auf die methodische Umsetzung ihrer Forschungsabsicht sowie auf die Interpretation und Verwendungsmöglichkeiten der schließlich gewonnenen Daten.

Bezugnehmend auf den Lebensweltbegriff Husserls beschreiben sie ihr methodisches Konzept als eine spezielle Art der Annäherung an und Interpretation von sozialer Wirklichkeit, die sich auf das Alltagswissen und die Alltagsrealität der beteiligten Individuen konzentriert (ebd., S. 250). Dieses Alltagswissen und somit die subjektive Konstruktion sozialer Realität steht demnach im Zentrum des Forschungsinteresses und -konzepts. Dies verdeutlicht, dass die Autoren den Begriff „Lebenswelt“ in erster Linie im Sinne der individuellen Interpretation derselben auffassen. Nicht also die objektiven Bedingungen, die diese Lebenswelten möglicherweise formen, sondern ihre individuelle „Verarbeitung“ ist somit Gegenstand ihrer Untersuchung. So gesehen orientiert sich das Sinus Forschungsprogramm nicht nur methodisch weg von der Schichtungssoziologie, es verfolgt gewissermaßen auch ein anderes Erkenntnisinteresse. Darum ist es nicht allzu verwunderlich, dass sich „eine Ergebnisdarstellung im Sinne der traditionellen Schichtdifferenzierung für die Analyse unserer Daten nicht besonders bewährt, weil das herkömmliche Schichtungsmodell auf Merkmale der subjektiven Lebenslage eben gar nicht Bezug nimmt (ebd., S. 255).“ Wenn die vom Sinus-Institut erhobenen Daten also in erster Linie Informationen repräsentieren, die sich inhaltlich teilweise explizit außerhalb der Schichtungsemantik befinden, gewinnt auch die geübte Kritik an den Schichtungsmodellen einen besonderen Charakter. Dementsprechend dürfte es nicht nur so sein, dass die Schichtungssoziologie, die ihrerseits gehobenen Ansprüche nicht mehr befriedigend erfüllen kann, sondern vielmehr so, dass ihr Anspruch an sich, also ihr eigentliches Forschungsinteresse, mittlerweile zumindest teilweise obsolet geworden sein müsste.

Während diese Schlussfolgerung 1982 bei Becker/Nowak eher indirekt anklingt, werden Flaig u.a. (1994, S. 55) zwölf Jahre später deutlicher. Ihre theoretische Ausgangslage fassen sie folgendermaßen zusammen:

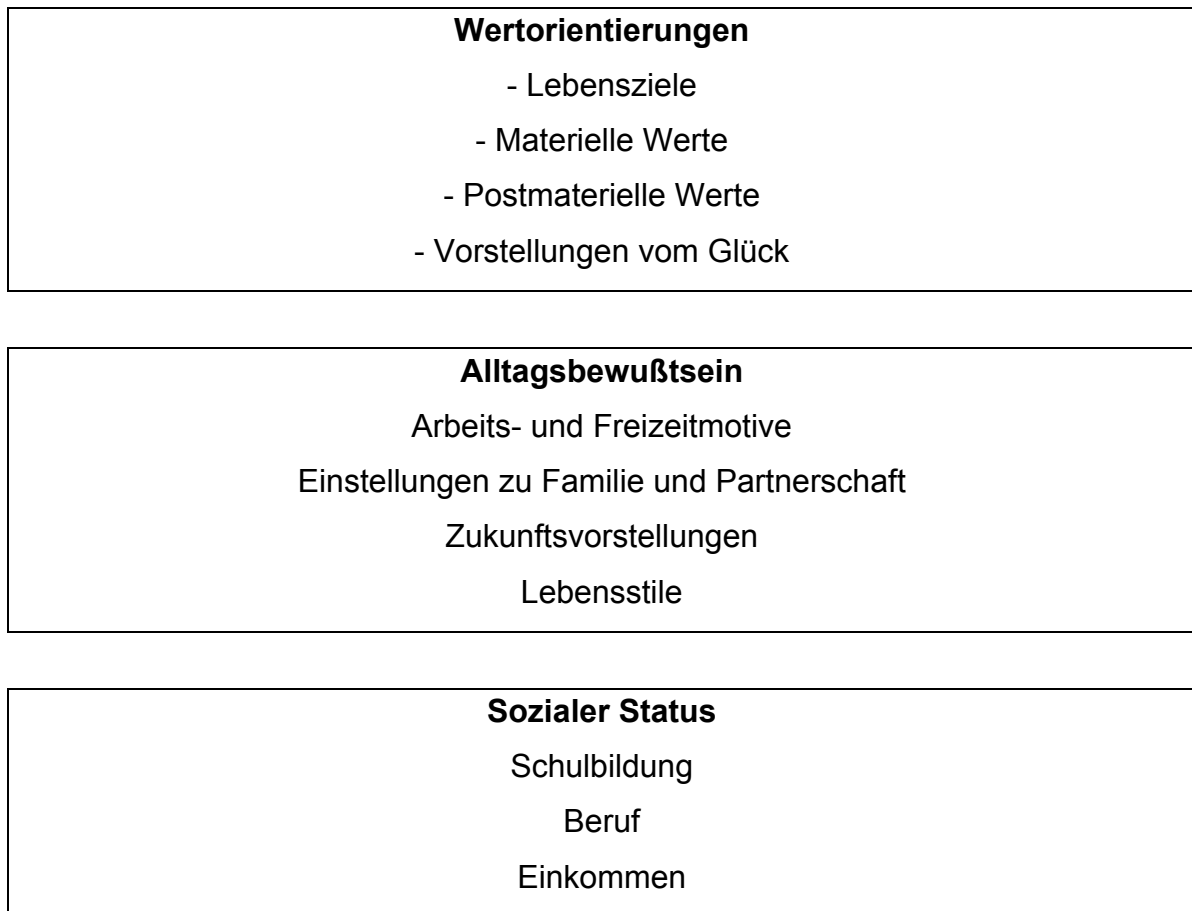
- „1. Dem Schicht- bzw. Klassenparadigma zugrundeliegende sozioökonomische Lebensbedingungen wie Einkommen oder Bildung werden in der Alltagswelt moderner Gesellschaften in sehr unterschiedlichen ästhetisch-stilistischen Inszenierungen wirksam, sicht- und erfahrbar.
2. Gleiche sozioökonomische Lebensbedingungen produzieren offensichtlich ungleiche Stilwelten.
3. Bestimmte Stilwelten scheinen sich losgelöst vom Schicht- bzw. Klassenzusammenhang und den ihn strukturierenden Merkmalen zu entfalten, während andere wiederum schicht- bzw. klassenspezifischen sozialhierarchischen Linien folgen.
4. Die Unterschiedlichkeit von Lebensstilen ist für die Alltagswirklichkeit von Menschen - und somit für die Prozesse subjektiver Sinnkonstitution - vielfach bedeutender als die Unterschiedlichkeit sozioökonomischer Lebensbedingungen.
5. Soziale Zugehörigkeit wird weniger von schicht- bzw. klassenspezifischen Merkmalen geprägt als von Lebensstilgemeinsamkeiten und deren Wahrnehmung.“

Um sich diesen „Lebensstilgemeinsamkeiten und deren Wahrnehmung“ empirisch annähern zu können, sind die schichtungssoziologisch gebräuchlichen objektiv-sozioökonomischen Indikatoren demzufolge ungeeignet, da sie ihren prägenden Einfluss auf individuelle Lebenswelten anscheinend weitgehend eingebüßt haben. Wenn, dieser Argumentation folgend, die subjektive Interpretation sozialer Wirklichkeit sich aber nicht mehr aus den objektiven Gegebenheiten folgern lässt, muss dieser subjektive Anteil an der Konstitution sozialer Wirklichkeit selbst zum zentralen Forschungsgegenstand und im Falle der Sinus-Milieus auch zum zentralen Definitionskriterium der resultierenden Ungleichheitsformen werden. Zusammenfassend wird hier also ein grundlegender Wandel der Entstehung und Bedeutung sozial relevanter Ungleichheitsformen behauptet, der folgerichtig auch einen entsprechenden Paradigmenwechsel innerhalb der sozialwissenschaftlichen Betrachtungsweisen von sozialen Strukturen erforderlich macht.

Um diesem Anspruch methodisch gerecht werden zu können, gilt es nun, Becker/Nowak zufolge „Alltagswissen“ und „Alltagsrealität“ möglichst unverfälscht rekonstruieren zu können. Um dies zu erreichen, müssen die erforderlichen Daten durch eher qualitative offene Interviewformen erhoben werden, spezifiziert lediglich durch einen im Vorfeld entwickelten Themenleitfaden, der um Lebensbereiche wie Arbeitswelt, Familienleben, Freizeitverhalten, soziale Kontakte, Konsumwünsche und -ziele, Zukunftsperspektiven, politische Grundüberzeugungen oder Tagträume zentriert ist. Dennoch, und vor allem trotz des deutlichen Bruchs mit schichtungssoziologischen Theorieperspektiven, ist auch der soziale Status, gemessen an Schulbildung, Beruf und Einkommen der interviewten Personen, Definitionskriterium der Milieuzuordnung.

Im Einzelnen fassen Becker/Nowak die ihren Milieuzuordnungen zugrunde liegenden Definitionskriterien folgendermaßen zusammen:

Abb. 2.4.1. Kriterien der Milieuzuordnung



Quelle: Becker/Nowak 1982, S. 258

Eine etwas differenziertere Fassung der Definitionskriterien, hier „Milieu-Bausteine“ genannt, findet sich 1994 bei Flaig u.a.:

Abb. 2.4.2. Milieu-Bausteine

Lebensziel	- Werte, Lebensgüter, Lebensstrategie, Lebensphilosophie
Soziale Lage	- Größe (Anteile an der Grundgesamtheit) und - soziodemographische Struktur der Milieus
Arbeit/Leistung	- Arbeitsethos, Arbeitszufriedenheit - Beruflicher und sozialer Aufstieg - Materielle Sicherheit
Gesellschaftsbild	- Politisches Interesse, Engagement - Systemzufriedenheit - Wahrnehmung und Verarbeitung gesellschaftlicher Probleme (technologischer Wandel, Umwelt, Frieden etc.)
Familie/Partnerschaft	- Einstellung zu Partnerschaft, Familie, Kindern, Rollenbilder - Geborgenheit, emotionale Sicherheit - Vorstellungen vom privaten Glück
Freizeit	- Freizeitgestaltung, Freizeitmotive - Kommunikation und soziales Leben
Wunsch- und Leitbilder	- Wünsche, Tagträume, Phantasien, Sehnsüchte - Leitbilder, Vorbilder, Identifikationsobjekte
Lebensstil	- Ästhetische Grundbedürfnisse (Alltagsästhetik) - Milieuspezifische Lebenswelten

Quelle: Flaig u.a. 1994, S. 71

Anhand dieser „Definitionskriterien“ und „Milieu-Bausteine“ verdeutlicht sich, dass die Sinus-Daten in erster Linie subjektiv-individuelle Werte, Einstellungen und die daraus folgenden Verhaltensmuster thematisieren. Mit Ausnahme der „klassischen“ statusbezogenen Variablen bzw. der Einbeziehung der „soziodemographischen Struktur des Milieus“ werden hauptsächlich Werte und normative Orientierungen (Lebensziele, Leitbilder), entsprechende Einstellungen zu zentralen sozialen Themenkomplexen (Familie, Beruf/Arbeit, Gesellschaft) oder unmittelbares Verhalten (Lebensstil, Freizeit) erhoben.

Das Ergebnis der anhand dieser inhaltlichen Kriterien vorgenommenen „Lebensweltforschung“ des Sinus-Instituts ist sozusagen die Identifizierung bestimmter Typologien „mit jeweils charakteristischen Einstellungen und Lebensorientierungen (ebd., S. 255)“, denen die befragten Personen mehr oder weniger eindeutig zugeordnet werden konnten. Der gemeinsame Nenner, auf den diese Typologien gebracht wurden, ist mit dem Begriff „Soziales Milieu“ gefunden, der im Gegensatz zur Analyseeinheit „Soziale Schicht“ die Einbeziehung von Merkmalen der subjektiven Lebenslage verdeutlichen soll.

„Ausgangspunkt für diesen Schritt war die Erkenntnis, die sich aus dem Datenmaterial selbst ergab, dass Alltagsbewußtsein und Alltagshandeln, eben Lebenswelt, nicht nur von demographischen Merkmalen, sondern auch von milieuspezifischen kulturellen Bedingungen, von milieuspezifischen Wertorientierungen geprägt ist (ebd., S. 255 f.).“

Mit „Sozialen Milieus“ sind also spezifische soziokulturelle Räume gemeint, in denen „Menschen ähnlicher Lebensauffassung und Lebensweise (Flaig u.a. 1994: S. 55)“ zusammengefasst werden können. Das heißt, die Tatsache soziokultureller Differenzierungen, die teilweise quer zu den mutmaßlichen Schichtzugehörigkeiten verlaufen können, wird hier in einer Weise verarbeitet, die das vertikale Paradigma der Schichtungssoziologie nahezu umkehrt. Im Mittelpunkt des Sinus-Milieu-Modells steht somit explizit die „soziologische Lebensstilinterpretation (ebd.)“. Diese „Lebensstile“ werden demzufolge nicht mehr in kausale Beziehung zu den schichtungsrelevanten objektiven Ungleichheitsmerkmalen gesetzt, es sei denn zur rein deskriptiv-ergänzenden Charakterisierung der Milieutypologien.

Die inhaltliche Klassifikation dieser „milieuspezifischen Lebenswelten“ (in denen sozusagen die Träger der hierfür charakteristischen Lebensstile typischerweise anzutreffen sind) ist Flaig u.a. zufolge weniger Resultat

theoretischer Vorüberlegungen als vielmehr logische und offensichtliche Folgerung aus dem Bild, das die zugrunde liegenden Daten liefern. Zunächst wurden die folgenden acht Milieus aufgrund der 1979 und 1980 gesammelten empirischen Fallanalysen definiert und unterschieden:

- Konservatives gehobenes Milieu
 - Kleinbürgerliches Milieu
 - Traditionelles Arbeitermilieu
 - Entwurzelttes Arbeitermilieu
 - Aufstiegsorientiertes Milieu
- Technokratisch-liberales Milieu
 - Hedonistisches Milieu
 - Alternatives linkes Milieu

(Becker/Nowak 1982, S. 259)

Die milieuspezifischen Wertorientierungen werden folgendermaßen charakterisiert:

Abb. 2.4.3. Milieuspezifische Wertorientierungen

Konservatives gehobenes Milieu	<ul style="list-style-type: none"> ● Familien- und Privatheitsethos ● konservativer Humanismus, soziales Engagement ● Konservative Werte: Glaube, Pflichtbewußtsein, soziale Verantwortlichkeit, Harmonie, ethisches Selbstverständnis ● Leistung, Selbstverwirklichung im Beruf ● Materieller Erfolg und Prestige
Kleinbürgerliches Milieu	<ul style="list-style-type: none"> ● Familienharmonie, Konventionalismus ● Besitz, materielle Sicherheit, Status und Prestige ● Trad. Autoritarismuswerte: Ehrfurcht, Sauberkeit, Ordnung ● Anale Werte: Arbeitsethos, Sparsamkeit, Zielstrebigkeit
Traditionelles Arbeitermilieu	<ul style="list-style-type: none"> ● Sicheres Alter, Arbeitsplatzsicherheit ● Pragmatisch-resignative Akzeptanz der eigenen sozialen Lage ● Gerechtigkeit, Menschenwürde in der Arbeitswelt ● Solidarität, Geselligkeit, Nachbarschaftshilfe ● Realistisches Denken, Sparsamkeit, Fleiß
Entwurzeltes Arbeitermilieu	<ul style="list-style-type: none"> ● Anomie: Gefühl der Normlosigkeit, Machtlosigkeit, Sinnlosigkeit ● Auflösung allgemeinverbindlicher Normen und Werte ● Verlust der traditionellen Arbeiterkultur ● Konsum, Geld ● Offenheit, Direktheit, körperliche Attraktivität
Aufstiegsorientiertes Milieu	<ul style="list-style-type: none"> ● Materielle Sicherheit ● Sozialer Aufstieg, Prestige, Erfolg ● Berufliche Leistung, soziale Anpassung ● Hoher Lebensstandard, Konsum ● Selbstverwirklichung, „Neue Menschlichkeit“
Technokratisch-liberales Milieu	<ul style="list-style-type: none"> ● Prestige, Konsum, hoher Lebensstandard ● Materielle Sicherheit ● Berufliche Leistung, Erfolg, Selbstverwirklichung ● „Neue Menschlichkeit“ (Kritik an der mangelnden Mitmenschlichkeit in unserer Gesellschaft) ● Toleranz, Liberalität ● Sachlichkeit, Vernunft, Fortschrittsdenken
Hedonistisches Milieu	<ul style="list-style-type: none"> ● Orientierungslosigkeit im Werte- und Sinnbereich ● Zivilisationskritische Werte, Menschlichkeit ● Selbstverwirklichung, Freiheit, Selbständigkeit, Kreativität ● Konsum, Prestige, Genuß
Alternatives linkes Milieu	<ul style="list-style-type: none"> ● Selbstverwirklichung im Beruf und im Privatleben, Kreativität ● Zivilisationskritik, Echtheit, Natürlichkeit ● Kommunikation, Mitmenschlichkeit ● Politisches und soziales Engagement, Freiheit, Gerechtigkeit

Quelle: Becker/Nowak 1982, S. 260

Wie zuvor bereits angesprochen, ist einer der augenscheinlichsten Vorteile der Sinus-Milieus ihre regelmäßige Aktualisierung. Die folgende Tabelle zeigt die Entwicklung der prozentualen Anteile der acht identifizierten Milieus von 1982 bis 1990.

Tab. 2.4.1. Entwicklung der Milieustruktur 1982-1990

Soziale Milieus	1982	1983	1984	1985	1986	1987	1988	1989	1990
	%	%	%	%	%	%	%	%	%
Koservativ gehobenes Milieu	8,7	9,1	8,8	9,1	8,6	8,6	8,2	7,9	7,4
Kleinbürgerliches Milieu	28,3	28,1	27,2	26,0	25,6	25,3	25,1	24,4	23,5
Traditionelles Arbeitermilieu	9,8	10,3	9,8	9,2	8,5	8,1	7,4	6,7	5,4
Traditionsloses Arbeitermilieu	9,2	9,5	9,4	9,6	10,1	10,6	10,9	12,0	12,8
Aufstiegsorientiertes Milieu	20,3	20,7	21,5	23,1	23,7	24,2	24,9	25,4	26,7
Technokratisch-liberales Milieu	9,1	9,4	9,6	9,7	9,7	9,4	9,1	8,8	8,7
Hedonistisches Milieu	10,4	9,0	9,8	9,9	10,7	10,8	11,8	12,2	13,1
Alternatives Milieu	4,0	4,0	3,7	3,4	3,4	3,0	2,6	2,6	2,3

Quelle: Flaig u.a. 1994, S. 72

Die dargestellten Entwicklungstendenzen stellen eine moderate Bestätigung der seitens der Sinus-Forscher vertretenen Modernisierungshypothese dar. Während mit dem Kleinbürgerlichen und dem Traditionellen Arbeitermilieu zwei eher konventionell eingestellte Gruppen offenbar geschrumpft sind, finden sich die deutlichsten Wachstumsraten in modernisierten Milieus wie dem Hedonistischen, dem

Aufstiegsorientierten bzw. dem desintegrierten Traditionslosen Arbeitermilieu¹. Einzig das Alternative Milieu, dessen postmaterielle Tendenzen bislang als exemplarisch für den postulierten Wertewandel galten, zeigt eine kontinuierliche Abnahme. Die absoluten Zahlen zeigen jedoch auch, dass die grundsätzliche Situation und somit der Widerspruch zwischen soziokulturell modernisierten und konventionellen sozialen Teilpopulationen sowie den übrigen erkennbaren Zwischenstufen unverändert Bestand hat.

Im Rahmen einer weiteren Aktualisierung im Jahre 1992 wurde dem Modell mit dem „Neuen Arbeitermilieu“ ein weiteres Segment hinzugefügt (Flaig u.a. 1994, S. 73), und 1995 wurde im Internet eine Darstellung der Sinus-Milieus veröffentlicht, in der das Technokratisch-liberale sowie das Alternative Milieu nicht mehr auftauchen, während ein „modernes bürgerliches“ und ein „liberal-intellektuelles“ Milieu Erwähnung finden. Insgesamt interpretieren Flaig u.a. die hier dargestellte Entwicklung der Milieustruktur seit 1982 im Sinne von drei Grundtendenzen:

„- *Modernisierung* im Sinne einer Öffnung des sozialen Raumes durch höhere Bildungsqualifikationen, wachsende Kommunikationsbereitschaft und - damit verbunden - erweiterte Entfaltungsspielräume, versinnbildlicht in der Herausbildung des Neuen Arbeitnehmersmilieus.

- *Regression* durch die Zunahme anomischer Prozesse (wachsende soziale Deklassierung, Orientierungslosigkeit, Sinn- und Werteverlust) und daraus resultierender autoritärer und aggressiver Neigungen: Das Traditionslose Arbeitermilieu und das Hedonistische Milieu breiten sich aus.

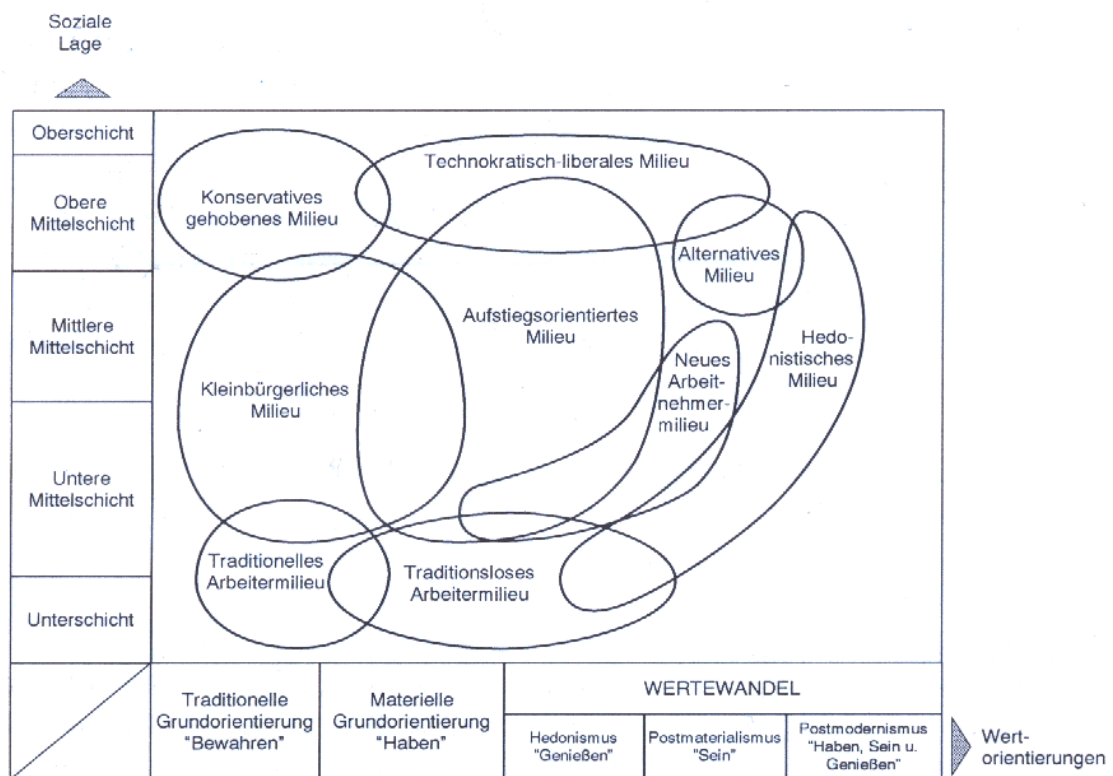
- *Segregation*, d.h. Auseinanderdriften der Lebens- und Wertewelten, zunehmende Abschottung der Sozialen Milieus gegeneinander und Radikalisierung milieuspezifischer Einstellungs- und Verhaltensweisen (ebd., S. 73).“

¹ Ursprünglich „Entwurzeltes Arbeitermilieu“

2.4.2. Zur qualitativen Bedeutung der Sinus-Milieustruktur

Was die „nackten“ Zahlen der zuvor beschriebenen Verteilungen und prozentualen Anteile nicht zeigen können und die im vorigen Abschnitt aufgestellte Segregationshypothese in diesem Ausmaß nicht unbedingt vermuten lässt, ist die faktisch weitreichende Überschneidung verschiedener Milieus und die fließenden Übergänge zwischen ihnen. Die Abbildung 2.4.4. zeigt die Position der Sozialen Milieus in einem Raum dessen horizontale Achse die „Soziale Lage“ im objektiven Sinne der Schichtungssoziologie darstellt, während die Vertikale dem subjektiven Modernisierungsgrad (bzw. -charakter) entspricht:

Abb. 2.4.4 Soziale Lage der Sinus-Milieus



Quelle: Flaig u.a. 1994, S. 74

Abgesehen vom überaus interessanten Zusammenhang, der hier zwischen den vornehmlich anhand der charakteristischen Wertorientierungen unterschiedenen Milieus und der objektiven sozialen Lage hergestellt wird und im folgenden Abschnitt eingehender zu diskutieren ist, werden vielfältige Berührungspunkte und Überlappungen innerhalb der Milieustruktur sichtbar. Bemerkenswert erscheinen

in diesem Zusammenhang nicht nur die erwartungsgemäß „fließenden“ Übergänge zwischen bestimmten inhaltlich „verwandten“ Milieus, sondern auch die relative Vielzahl der Überlappungen zwischen Milieugruppen, deren Wertorientierungen den hier vorgenommenen Definitionen folgend, deutlich verschieden bzw. teilweise geradezu gegensätzlich sein müssten (z.B. das Alternative mit dem Hedonistischen Milieu, das Aufstiegsorientierte mit dem Traditionslosen Arbeitermilieu usw. - generell werden Überlappungen mit bis zu vier weiteren Milieus sichtbar). Zwar ist es zunächst durchaus kein Wunder, dass in einem zweidimensionalen Raum in jeder Richtung „Grenzübergänge“ existieren, aber die Frage nach der inneren Konsistenz der Milieus und der generellen Möglichkeit, individuelle Orientierungen im Sinne sozialer Strukturen zu interpretieren, stellt sich dennoch. Diese Problematik verdeutlicht sich, wenn die Sinus-Milieus als statistische bzw. konzeptionelle Grundlage bei spezifischen, an Geschmacks- und Verhaltensdimensionen orientierten Forschungsinteressen angewendet werden.

So haben sich z.B. verschiedene Arbeiten mit dem Zusammenhang von Einrichtungsstilen und Milieuzugehörigkeiten beschäftigt. Das heißt, der postulierte Anspruch, soziale Gruppen anhand alltagsästhetischer Dimensionen unterscheiden zu können, erfährt hier sozusagen eine Art Gegenprobe. Flaig u.a. konnten im Rahmen einer solchen 1987 durchgeführten Untersuchung „das Spektrum der Wohnstile“ in neun unterschiedliche Geschmacksdimensionen unterscheiden:

Tab. 2.4.2. Geschmacksdimensionen von Wohnstilen

Geschmacksdimensionen	Anteil*	Potential*
„Rustikalität“	38,9 %	14,00 Mio.
„Bürgerliche Tradition“	20,3 %	7,31 Mio.
„Klassische Modernität“	17,6 %	6,34 Mio.
„Nostalgie“	15,9 %	5,72 Mio.
„Legere Gemütlichkeit“	15,4 %	5,54 Mio.
„Repräsentative Individualität“	13,4 %	4,82 Mio.
„Konventionelle Gemütlichkeit“	11,6 %	4,18 Mio.
„Antikonventionalismus“	4,0 %	1,44 Mio.
„Avantgarde“	2,7 %	0,97 Mio.

* Basis: Deutsche Wohnbevölkerung in den alten Bundesländern zwischen 18 und 64 Jahren
 Quelle: Flaig u.a. 1994, S. 124

Anhand der ermittelten Indexwerte lässt sich nun darstellen, in welchen Milieus diese Geschmacksdimensionen schwerpunktmäßig vorzufinden sind. Der Indexwert für die Gesamtstichprobe liegt für jede Dimension bei 100. Werte, die größer als 100 sind, bedeuten somit eine überdurchschnittliche Präsenz der jeweiligen Geschmacksdimension im jeweiligen Milieu. Die Ergebnisse stellen sich folgendermaßen dar:

Abb. 2.4.5. Milieus innerhalb der Geschmacksdimensionen

Indexwerte „Rustikalität“

Konservatives gehobenes Milieu	106
Kleinbürgerliches Milieu	137
Traditionelles Arbeitermilieu	135
Traditionsloses Arbeitermilieu	137
Aufstiegsorientiertes Milieu	91
Technokratisch-liberales Milieu	55
Hedonistisches Milieu	51
Alternatives Milieu	33

Indexwerte „Bürgerliche Tradition“

Konservatives gehobenes Milieu	134
Kleinbürgerliches Milieu	106
Traditionelles Arbeitermilieu	73
Traditionsloses Arbeitermilieu	97
Aufstiegsorientiertes Milieu	107
Technokratisch-liberales Milieu	90
Hedonistisches Milieu	93
Alternatives Milieu	85

Indexwerte „Klassische Modernität“

Konservatives gehobenes Milieu	64
Kleinbürgerliches Milieu	72
Traditionelles Arbeitermilieu	54
Traditionsloses Arbeitermilieu	96
Aufstiegsorientiertes Milieu	122
Technokratisch-liberales Milieu	132
Hedonistisches Milieu	136
Alternatives Milieu	90

Indexwerte „Nostalgie“

Konservatives gehobenes Milieu	148
Kleinbürgerliches Milieu	114
Traditionelles Arbeitermilieu	133
Traditionsloses Arbeitermilieu	108
Aufstiegsorientiertes Milieu	88
Technokratisch-liberales Milieu	81
Hedonistisches Milieu	75
Alternatives Milieu	47

Indexwerte „Legere Gemütlichkeit“

Konservatives gehobenes Milieu	90
Kleinbürgerliches Milieu	66
Traditionelles Arbeitermilieu	105
Traditionsloses Arbeitermilieu	99
Aufstiegsorientiertes Milieu	101
Technokratisch-liberales Milieu	106
Hedonistisches Milieu	143
Alternatives Milieu	160

Indexwerte „Repräsent. Individualität“

Konservatives gehobenes Milieu	68
Kleinbürgerliches Milieu	47
Traditionelles Arbeitermilieu	51
Traditionsloses Arbeitermilieu	77
Aufstiegsorientiertes Milieu	131
Technokratisch-liberales Milieu	107
Hedonistisches Milieu	165
Alternatives Milieu	175

Indexwerte „Konvent. Gemütlichkeit“

Konservatives gehobenes Milieu	103
Kleinbürgerliches Milieu	105
Traditionelles Arbeitermilieu	171
Traditionsloses Arbeitermilieu	143
Aufstiegsorientiertes Milieu	91
Technokratisch-liberales Milieu	50
Hedonistisches Milieu	86
Alternatives Milieu	36

Indexwerte „Antikonventionalismus“

Konservatives gehobenes Milieu	18
Keinbürgerliches Milieu	13
Traditionelles Arbeitermilieu	73
Traditionsloses Arbeitermilieu	20
Aufstiegsorientiertes Milieu	130
Technokratisch-liberales Milieu	103
Hedonistisches Milieu	280
Alternatives Milieu	340

Indexwerte „Avantgarde“

Konservatives gehobenes Milieu	0
Kleinbürgerliches Milieu	11
Traditionelles Arbeitermilieu	89
Traditionsloses Arbeitermilieu	22
Aufstiegsorientiertes Milieu	126
Technokratisch-liberales Milieu	156
Hedonistisches Milieu	289
Alternatives Milieu	78

Quelle: Flaig u.a. 1994, S. 126 f.

Anhand dieser Verteilung der Milieus über die verschiedenen „Geschmacksdimensionen“ wird Verschiedenes deutlich. Zunächst veranschaulichen die fettgedruckten Milieubezeichnungen die Schwerpunkte innerhalb der jeweiligen Dimension. Anhand dieser Schwerpunkte wird transparent, dass sowohl die „modernerer“ als auch die eher konventionellen Einrichtungs- oder Wohnstile erwartungsgemäß in den Milieus überdurchschnittlich anzutreffen sind, die auch ihrer Orientierung und sonstigen Lebensführung nach in den Sinus-Typisierungen als entsprechend „modernisiert“ oder „traditionell“ eingestuft werden. Insofern findet also die Sinus-Milieusegmentierung hier eine konkrete Bestätigung auf der Ebene der real anzutreffenden Handlungs- und Geschmacksmuster.

Auf der anderen Seite stellt diese Bestätigung aber auch gewissermaßen nur die „halbe Wahrheit“ dar. Denn jenseits der entsprechend hervorgehobenen Schwerpunkte wird auch eine relativ weitgefächerte und differenzierte Verteilung der Milieus über die „Geschmacksdimensionen“ deutlich. Das heißt, dass prinzipiell (mit einer einzigen Ausnahme) alle Milieus in jeder Dimension auftauchen und umgekehrt. Auch wenn hierbei einige deutlich über- bzw. unterdurchschnittliche Indexwerte (siehe z.B. Geschmacksdimension „Antikonventionalismus“) ein durchaus eindeutiges Bild ergeben, zeigt sich doch eine ziemlich breite Mitte mit relativ gleichmäßigen Verteilungen. Gemessen an dem vertretenen Anspruch, anhand der Milieusegmentierung differierende alltagsästhetische Schemata als die sozial wirksamen „Segregationslinien“ oder Distinktionsmechanismen sichtbar zu machen, zu denen sie sich, wie behauptet, jenseits schichtungssoziologischer Definitionskriterien entwickelt haben sollen, zeigen sich hier überraschend „unscharfe“ Muster. Zumindest was diese Untersuchung von Wohnstilen betrifft,

scheinen also die vom Sinus-Institut ermittelten Milieus eine Erhebungsgrundlage von teilweise begrenzter „Trennschärfe“ zu sein.

Werden die oben dargestellten Verteilungen der Indexwerte umgeordnet, so dass nunmehr den Milieus die verschiedenen Geschmacksdimensionen zugeordnet werden, kann dieser Einwand verdeutlicht werden:

Abb. 2.4.6. Geschmacksdimensionen in den Milieus

Konservatives gehobenes Milieu

Rustikalität
Bürgerliche Tradition
Klassische Modernität
Nostalgie
Legere Gemütlichkeit
Repräsentative Individualität
Konventionelle Gemütlichkeit
Antikonventionalismus
Avantgarde

Kleinbürgerliches Milieu

106	Rustikalität	137
134	Bürgerliche Tradition	106
64	Klassische Modernität	72
148	Nostalgie	114
90	Legere Gemütlichkeit	66
68	Repräsentative Individualität	47
103	Konventionelle Gemütlichkeit	105
18	Antikonventionalismus	13
0	Avantgarde	11

Traditionelles Arbeitermilieu

Rustikalität
Bürgerliche Tradition
Klassische Modernität
Nostalgie
Legere Gemütlichkeit
Repräsentative Individualität
Konventionelle Gemütlichkeit
Antikonventionalismus
Avantgarde

Traditionsloses Arbeitermilieu

135	Rustikalität	137
73	Bürgerliche Tradition	97
54	Klassische Modernität	96
133	Nostalgie	108
105	Legere Gemütlichkeit	99
51	Repräsentative Individualität	77
171	Konventionelle Gemütlichkeit	143
73	Antikonventionalismus	20
89	Avantgarde	22

Aufstiegsorientiertes Milieu

Rustikalität
Bürgerliche Tradition
Klassische Modernität
Nostalgie
Legere Gemütlichkeit
Repräsentative Individualität
Konventionelle Gemütlichkeit
Antikonventionalismus
Avantgarde

Technokratisch-liberales Milieu

91	Rustikalität	55
107	Bürgerliche Tradition	90
122	Klassische Modernität	132
88	Nostalgie	81
101	Legere Gemütlichkeit	106
131	Repräsentative Individualität	107
91	Konventionelle Gemütlichkeit	50
130	Antikonventionalismus	103
126	Avantgarde	156

Hedonistisches Milieu

Rustikalität
Bürgerliche Tradition
Klassische Modernität
Nostalgie
Legere Gemütlichkeit
Repräsentative Individualität
Konventionelle Gemütlichkeit
Antikonventionalismus
Avantgarde

Alternatives Milieu

51	Rustikalität	33
93	Bürgerliche Tradition	85
196	Klassische Modernität	90
75	Nostalgie	47
143	Legere Gemütlichkeit	160
165	Repräsentative Individualität	175
86	Konventionelle Gemütlichkeit	36
280	Antikonventionalismus	340
289	Avantgarde	78

Ungeachtet der Tatsache, dass natürlich auch die Betrachtung aus dieser Perspektive einige deutlich hervorstechende und somit charakteristische Spitzenwerte vor allem am traditionellen und am modernisierten Pol der Verteilung zeigt (Konservativ gehobenes Milieu, Kleinbürgerliches Milieu, Hedonistisches Milieu, Alternatives Milieu), lässt sich allgemein feststellen, dass jedes Milieu für etwa 5-6 Geschmacksdimensionen ungefähr durchschnittliche (in der Nähe des Indexwertes 100) bis überdurchschnittliche (deutlich über 100) Wertschätzung zeigt. Besonders in der Mitte einer solchen soziokulturell differierenden Milieustruktur lässt sich eine überraschend gleichmäßige Wertigkeit von zum Teil deutlich unterscheidbaren Geschmacksdimensionen beobachten.

Nicht nur, aber in besonderem Maße, gilt dies für die drei grau unterlegten Zellen der Darstellung. Die augenscheinlich gleichmäßigsten Werte zeigt das Aufstiegsorientierte Milieu mit dem niedrigsten Wert für Nostalgie (88) und dem höchsten für Antikonventionalismus (130). Alle anderen Dimensionen liegen dazwischen, eine wirklich deutliche Präferenz ist somit nicht feststellbar. Gerade der direkte Vergleich „traditioneller“ und „moderner“ Geschmacksdimensionen verdeutlicht das unklare Bild, das die vorliegenden Zahlen vermitteln. Gemessen z.B. an den Spitzenwerten der „Aufstiegsorientierten“ (Antikonventionalismus: 130/Avantgarde: 126) liegen die Werte für den direkten „konservativen“ Gegenpol (Rustikalität: 91/Bürgerliche Tradition: 107) bemerkenswert hoch. Angesichts dieser Widersprüchlichkeit dürfte es schwer fallen, von einem für dieses Milieu typischem Geschmack zu sprechen, und die statistische Wahrscheinlichkeit, den Wohn- und Einrichtungsstil eines Milieuangehörigen vorhersagen zu können, dürfte denkbar gering sein. Ähnliches gilt auch für das Technokratisch-liberale Milieu, bei dem lediglich eine relativ deutliche Unterrepräsentierung der Dimensionen „Rustikalität“ und „Konventionelle Gemütlichkeit“ festzustellen ist, ansonsten aber eine dem Aufstiegsorientierten Milieu nicht unähnliche gleichmäßige Verteilung bei 7 von 9 Dimensionen vorherrscht. Selbst im Hedonistischen Milieu, das in den Bereichen „Antikonventionalismus“ und „Avantgarde“ deutlich überrepräsentiert ist (Indexwerte von 280 bzw. 289), ist traditioneller Geschmack im Sinne von „Bürgerliche Tradition“ (Indexwert: 93) oder „Konventionelle Gemütlichkeit“ (Indexwert: 86) beinahe durchschnittlich häufig vertreten. Ähnliche „Reibungspunkte“ lassen sich für beinahe jedes andere Milieu

konstatieren, so dass die Annahme auch innerhalb eines Milieus die unterschiedlichsten „Geschmäcker“ antreffen zu können, durchaus berechtigt erscheint.

Diese recht „freien“ Überlegungen stellen zum jetzigen Zeitpunkt zwar noch weiter zu untersuchende (aber begründete) Spekulationen dar, scheinen aber angesichts der hier untersuchten Daten durchaus einige Berechtigung zu haben. Denn wenn man sich vergegenwärtigt, dass die Sinus-Milieus methodologisch ja gerade um den zentralen Begriff „Alltagsästhetik“ herum konstruiert sind und sich diese „Alltagsästhetik“ wohl in kaum einem Bereich besser nachvollziehbar widerspiegeln könnte als in Wohn- und Einrichtungsstilen, ergibt sich doch ein bemerkenswert vielschichtiges Bild. Ungeachtet der empirischen Qualität und statistischen Validität der Sinus-Milieus könnte dies ein Hinweis darauf sein, dass sich jenseits der griffigen Typisierungen der einzelnen Milieus wesentlich vielseitigere Verhaltensmuster manifestieren, als es die „sauberen“ Milieusegmentierungen vermuten lassen könnten. Möglicherweise ergibt sich hier ein genereller Hinweis auf Probleme, die sich ergeben, wenn theoretisch subjektive Mentalitäten thematisiert, empirisch aber klare Strukturen ermittelt werden sollen.

Genau diese Problematik deutet sich auch in einer anderen Studie zur Interdependenz von Lebensstil und Wohnungseinrichtung an, die sich an der Sinus-Milieustruktur orientiert. Diese von Kritzmöller (1996) durchgeführte qualitative Untersuchung beruht auf 10 Leitfadeninterviews zu Wohn- und Lebensstilen. Die interviewten Personen wurden sowohl vor wie auch nach den Interviews anhand der zum jeweiligen Zeitpunkt verfügbaren Informationen einem der Sinus-Milieus zugeordnet. Auch hier also, wie bei den von Flaig u.a. publizierten Ergebnissen, die interessante Frage danach, wie brauchbar die Sinus-Milieus bei der konkreten Anwendung auf spezifische Verhaltensmuster wohl sein würden. Zur „Ex-Post-Milieuzuordnung“ gibt Kritzmöller zu jedem Einzelfall einen zusammenfassenden Kommentar ab (ebd., S. 303 ff.):

„Herr G. verfügt neben jenen dem Traditionellen Arbeitermilieu zugeschriebenen Eigenschaften hinaus über spezifische Merkmale, welche ich als typisch für die bäuerliche Lebensweise erachte. Sie erfuhren durch Sinus keine Berücksichtigung (...).

Die Positionierung Frau V's im Koordinatensystem im Bereich des Technokratisch-liberalen Milieus steht außer Frage. Nach der Erforschung der Werthaltungen Frau V's, welche die Bewohnerin zudem zur Wahl ihrer Einrichtung bewogen, differieren aber grundlegende Eigenschaften ihrer selbst von der Beschreibung dieser Gruppe. (...).

Die Koordinatenposition Frau L's kann ebenfalls zweifelsfrei definiert werden und entspricht der ex-ante vorgenommenen Lokalisierung. Ihrer Integration in das Aufstiegsorientierte Milieu widerspricht dagegen, - wie bereits bei Frau V. - das Fehlen eines wesentlichen, dieser Personengruppe zugeordneten Merkmals.

Schien Tinas Zugehörigkeit zum Hedonistischen Milieu ex-ante unstrittig, so ergab die Auswertung der Gespräche, dass sie mittels jener hedonistischen Eigenschaften eine Fassade aufbaute, welche primär der Angstreduzierung dient, keinesfalls aber ihren Überzeugungen entspricht. Deshalb führte ihre eingehendere Untersuchung zur Revidierung der ursprünglich getroffenen Annahme und legt Tinas Positionierung im Grenzbereich des Traditionslosen Arbeitermilieus zum Aufstiegsorientierten Milieu nahe.

Ralfs Lebensstil vereint im Hinblick auf die soziale Lage, wie auch die Progressivität, gestreute Merkmale nicht eines, sondern mehrerer, benachbarter Milieus, deren Dominanz zwar situationsspezifisch variiert, jedoch keine Gewichtung erlaubt.(...)

Ebenso bedarf die Charakterisierung von Frau B. einer Einbeziehung gleichrangiger Werthaltungen, welche die nahezu gesamte horizontale Breite des Koordinatensystems einnehmen. Deshalb verlangt auch ihre Lokalisierung die Einbeziehung eines breiteren Spektrums als dem eines Punktes und könnte in linearer Form unter Einbeziehung des Konservativ-gehobenen, des Technokratisch-liberalen und des Alternativen Milieus erfolgen.

Elkes Positionierung im Modell scheiterte an der Verteilung ihrer Einstellungen auf zwei divergierende Bereiche, die keine Berührungspunkte aufweisen. Da sie sich

gleichermaßen über konservative wie hedonistisch-progressive Merkmale definiert, existiert kein Milieu, welches ihre Person zu charakterisieren vermag. (...)“

Auch wenn Kritzmöllers Ergebnisse aufgrund der geringen Zahl der untersuchten Einzelfälle keinen Anspruch auf statistische Repräsentativität erheben können, spiegeln die qualitativ untersuchten Einzelfälle eben jene Relativität wider, die sich auch in den „größeren“ Zahlen von Flaig u.a. andeuten. Angesichts des eigentlichen Erkenntnisinteresses, das Kritzmöllers Studie zugrunde liegt, ist es naheliegend, dass die untersuchten Personen als „für jedes Milieu typische Vertreter“ (ebd., S. 139) ausgewählt wurden. Selbst bei diesen vermeintlich „typischen Vertretern“ werden jedoch bei der ex-post Zuordnung in jedem Fall spezifische Probleme und Inkonsistenzen sichtbar, die je nach Lage der Fakten von einzelnen Widersprüchen bis hin zur vollständigen Vermischung divergierender Merkmale reichen und eine Zuordnung im Sinne der Sinus-Milieus erschweren bzw. teilweise unmöglich machen. Ebenso wie die ihrerseits kritisierte Schichtungssoziologie scheinen die von Sinus ermittelten Milieustrukturen an Aussagekraft zu verlieren, je mehr man sich von der Ebene der griffigen und klaren Verteilungen und der abstrahierenden Charakterisierungen zum konkreten Einzelfall bewegt. Die begrenzte qualitative Aussagekraft, die sich in der Interpretation der Abb. 2.4.8. bereits andeutete, scheint sich also auch hier zu bestätigen.

2.4.3. Diskussion

Bei erster Betrachtung der zuvor dargestellten empirischen Vorgehensweise, ihrer Ergebnisse und der resultierenden Milieustruktur fällt auf, dass das eigentliche und sozusagen namensgebende Charakteristikum der einzelnen Milieus in den typischen Wertorientierungen zu sehen ist. Entgegen des bei Flaig u.a. (ebd., S. 70) ausdrücklich herausgestellten „komplexen Gefüges milieukonstituierender Merkmale“ (dargestellt in der Abb. 3.1.2: „Milieu-Bausteine“) werden die Milieus also letztendlich - und durch die gewählte Bezeichnung auch offensichtlich - als „Wertemilieus“ interpretiert. Wenngleich weder theoretisch begründet, noch explizit praktisch behauptet, wird so zumindest indirekt der Eindruck suggeriert, dieser „Milieu-Baustein“ sei den anderen sozusagen „vorgeordnet“ oder bedinge sie gewissermaßen. Denn die auf diese Weise herausgestellte Typologie der Milieus unter-

scheidet sie nun einmal nicht anhand der sozialen Lage oder der Freizeitgestaltung, sondern in erster Linie anhand der Wertorientierungen, seien sie nun alternativ, hedonistisch, aufstiegsorientiert, konservativ oder liberal. Eine solche inhaltliche Zentrierung der Milieustruktur erklärt sich zwar aus dem spezifischen Interesse der Autoren, die im postulierten Wertewandel einen entscheidenden Indikator für die ihrerseits thematisierten Modernisierungsprozesse sehen, entbehrt darüber hinaus jedoch einer genaueren theoretischen Herleitung. Denn die verschiedenen „Milieu-Bausteine“, aus denen sich die spezifische Charakterisierung und die empirische Konstruktion der Milieus zusammensetzt, wird nicht im Sinne abhängiger und unabhängiger Variablen differenziert und die Frage nach möglichen Kausalzusammenhängen zwischen den beteiligten Faktoren bleibt ausgeblendet.

Das heißt letztlich, dass die Sinus-Milieus zwar einen Eindruck von der Verteilung bestimmter Werthaltungen, Interpretations- und Handlungsmuster oder Lebensstile vermitteln, aber keinerlei Rückschluss darüber erlauben, wie sie entstanden sind oder welche Faktoren an ihrer Entstehung ursächlich beteiligt gewesen sein könnten. Somit befindet sich die Sinus-Milieustruktur in einer „Grauzone“ theoretischer Beliebigkeit. Die ausgewählten Milieubausteine sind zwar inhaltlich nachvollziehbar, theoretisch gesehen jedoch nicht ausreichend begründet und daher prinzipiell austauschbar. Die einzelnen milieukonstituierenden Dimensionen werden qualitativ nicht unterschieden und die resultierenden Milieus könnten somit namentlich auch anhand der Politikstile, der Freizeitgestaltung oder der sozialen Lage unterschieden werden. Was bleibt, ist die Beschreibung bestimmter Merkmalskonstellationen, die bei gleicher methodischer Vorgehensweise, aber anderer Interessen- oder Motivlage, auch völlig anders aussehen könnte.

Der Anspruch, die ermittelte Milieusegmentierung bzw. die hier vertretene Operationalisierung des Begriffs „Soziale Milieus“ als zugrunde liegende Analyseeinheit selbst sei ein adäquates und objektives sozialwissenschaftliches Instrument zur Ermittlung sozialer Differenzierungen und allgemeiner Sozialstruktur in der modernisierten Industriegesellschaft, bleibt somit unerfüllt.

Auch naheliegende Fragen nach Ursachen, Wirkungen und Zusammenhängen bei der Entstehung der Milieus werden weder gestellt noch beantwortet. Schaffen die Werthaltungen die Milieus oder die Milieus die Werthaltungen? In welchem Verhältnis stehen die subjektive Alltagswelt und die objektive Lebenswelt (die ja nach

wie vor existieren muss, solange auf die Gesamtgesellschaft als solche in Form eines Strukturmodells welcher Art auch immer Bezug genommen wird)? Solange Elemente beider Dimensionen als theoretisch gleichwertige rein deskriptive Determinanten in die Milieukonstitution einfließen, kann diese Problematik schlicht und einfach nicht thematisiert werden. Wie aber kommt es dann zu den charakteristischen Milieutypisierungen, wie kommt es zu irgendwelchen identifizierbaren Mustern, zu irgendeiner Konsistenz, zu irgendeiner deutlich begrenzten Anzahl von Milieus? Wenn die resultierenden Merkmalskombinationen zufällig bzw. als reines Produkt individueller und somit sozialwissenschaftlich nicht weiter erklärbarer Präferenz entstanden wären, würden sie kaum eine identifizierbare Struktur (auch keine Milieustruktur) ergeben.

Obwohl das Sinus-Milieu-Modell in seiner Interpretation als holistischer Sozialstrukturansatz theoretisch lediglich eine individualistische Interpretation der abgebildeten Differenzierungsmuster zulässt, sehen es seine hier zitierten Vertreter in einer ganz anderen Tradition.

So halten es z.B. Flaig u.a. (ebd., S. 35) „für wenig überzeugend, die Einäugigkeit sogenannter objektiver sozialwissenschaftlicher Sichtweisen unsererseits nun durch subjektivistische Einäugigkeit zu ersetzen.“ Dementsprechend versucht „der von uns in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre entwickelte Milieuanatz diese Einsicht ebenso forschungspraktisch umzusetzen wie z.B. - von anderer theoretischer Warte aus - Bourdieus Untersuchungen zur Struktur der französischen Gegenwartsgesellschaft, deren Erkenntnislogik auf die Verknüpfung von objektivem und subjektivem Sein zielt (ebd.).“

Was hier geflissentlich übersehen wird, ist, dass die „forschungspraktische Umsetzung“ dieser theoretischen Erkenntnis in keiner Weise gerecht wird. Objektives und subjektives Sein werden hier nicht verknüpft, sondern zu vereinheitlichten Merkmalsaggregaten vermischt, die nachträglich keinerlei Erkenntnisgewinn dahingehend ermöglichen, welche Zusammenhänge zwischen den einzelnen Merkmalsdimensionen bestehen, außer dass sie „irgendwie“ zusammen auftreten. Wenn das Milieumodell selber jedoch keinerlei Information über das „wie“ und „warum“ der Milieuzugehörigkeiten liefern kann, muss jeder Versuch, soziale Prozesse auf dieser Grundlage zu interpretieren, zur Tautologie werden. Wenn allorten der vermeintliche Wertewandel diskutiert wird und wie von Flaig u.a. hinsichtlich der Frage nach politischer Bildung die erheblichen desintegrativen Poten-

tiale der Pluralisierungstendenzen beklagt werden, kann kein sozialwissenschaftlicher oder gesellschaftspolitischer Handlungsansatz entstehen, solange wir nicht verstehen, *wie* die entsprechenden Werthaltungen entstanden sind oder *welche* sozialen Faktoren sie begünstigen oder hemmen. Genau diese entscheidende Frage beantwortet das Sinus-Modell definitiv nicht, weil es lediglich eine rein deskriptive Phänomenologie darstellt, die per se den Vorwurf der theoretischen Beliebigkeit nicht entkräften kann.

Auch die im obigen Zitat nachzulesende Bezugnahme auf Bourdieu (dessen Ansatz sich die vorliegende Arbeit im vierten Kapitel ausführlicher widmen wird) spiegelt die Verkennung dieser Tatsache wider. Der entscheidende Unterschied zwischen Bourdieu und Sinus sind nicht verschiedene theoretische Perspektiven, sondern vielmehr, dass Bourdieus Ansatz im Gegensatz zum Sinus-Modell *über eine theoretische Perspektive verfügt*. Denn während Bourdieu den Versuch unternimmt, soziokulturelle Differenzierungen aus einer klassensoziologischen Perspektive heraus zu analysieren und zu verstehen, begnügen sich die Sinus-Forscher damit, die „neue Vielfalt“ voller Respekt zu bestaunen und nicht ohne teilweises Unbehagen zu konstatieren, dass nichts mehr ist, wie es einst war. Den entscheidenden Unterschied zur Vorgehensweise Bourdieus und ihre Missinterpretation durch Flaig u.a. verdeutlicht das folgende Zitat (ebd., S. 24):

„Die neuere empirisch orientierte Sozialforschung ist sich seit den für diese Sicht bahnbrechenden Arbeiten Bourdieus über die beiden diesen Befund im wesentlichen markierenden Sachverhalte selbst sehr weitgehend einig: dass nämlich zum einen die Wahrnehmbarkeit und die Wahrnehmung von Lebensstilen in sinnlich ausdrucksvollen Zeichensystemen der Präsentation, des Verhaltens und der typischen Umgebung von Personen deren soziale Zuordnung bestimmen und dass zum anderen die sozialen Großgruppen in ihren inneren Zuneigungen und ihren äußeren Abneigungen gegeneinander in ausschlaggebender Weise von diesen sinnfälligen Zeichensystemen bestimmt werden.“

Es ist richtig, dass Bourdieu gewissermaßen „Pionierarbeit“ leistete, indem er jenseits der allgemeinen Sozialisationstheorien von Klassen- und Schichtungssoziologie diese „Zeichensysteme“ thematisiert hat. Entscheidend ist jedoch, dass er sie gerade nicht als unabhängigen und somit ursprünglichen Faktor für die beobachtbaren soziokulturellen Differenzen betrachtet, sondern versucht aufzudecken, inwiefern sie von objektiven Ungleichheiten bedingt werden. Nicht also die

„Zeichensysteme“ selbst bestimmen die innere Konsistenz und die äußere Abgrenzung der sozialen Gruppen, sondern die spezifischen sozialen Bedingungen und deren individuelle „Verarbeitung“ zu eben jenen „Zeichensystemen“. Aber auch ohne den Vergleich mit Bourdieu bemühen zu müssen, offenbaren sich hier entscheidende inhaltliche Lücken. Denn wenn diese „sinnfälligen Zeichensysteme“ die soziale Zuordnung bestimmen, wer oder was bestimmt die Zeichensysteme? Möglicherweise können die Mitglieder bestimmter sozialer Gruppen anhand der symbolisierten Bedeutungen ihres Auftretens und ihrer Erscheinung identifiziert werden, aber es sind doch nicht diese Verhaltens- und Kommunikationsmuster selbst, die eine soziale Gruppe erschaffen, sondern die Subjekte und sozialen Prozesse, die diese Muster zum Zweck der Identifikation oder Distinktion hervorbringen.

Die Verkennung (oder Ausblendung) dieses Sachverhalts führt zusammen mit der beschriebenen theoretischen Beliebigkeit, die bei allem forschungspraktischen Eifer anscheinend aus dem Blickfeld geraten ist, zu einer Reihe von Fehleinschätzungen. Wenn eine Forschungsarbeit sich ausdrücklich über den Begriff „Sozialästhetik“ definiert und methodisch auf dieses Ziel ausgerichtet ist, wird sie keine anderen Ergebnisse hervorbringen können als die, nach denen sie gefragt hat. Die Feststellung, dass dieser Begriff zum Ausdruck bringen soll, „dass die alltagsästhetischen Muster in zunehmenden Maße die alten sozioökonomischen Differenzierungsmuster überlagern und sie in zunehmenden Maße zu verdrängen beginnen“ (ebd., S. 27), ist somit weniger das Ergebnis der Arbeit an den Sinus-Milieustudien, sondern wird ihr vielmehr ohne genauere Überprüfung vorausgesetzt. Dass aber „alltagsästhetische Zeichensysteme“ zum dominanten Faktor sozialer Differenzierung schlechthin geworden sind (dass die „alten“ sozioökonomisch-vertikalen Strukturen bis zu einem bestimmten Zeitpunkt noch vollständig gültig waren, wird ebenso wenig hinterfragt), ist jedoch eine Behauptung, die bis heute darauf wartet, jenseits vager und allgemein-alltäglicher Beobachtungen wissenschaftlich belegt zu werden. Die Sinus-Milieusegmentierung jedenfalls kann diesen Beweis mitnichten antreten. Mit derselben Berechtigung, mit der ihre Vertreter aus ihr eine zunehmende Überlagerung sozioökonomischer Differenzierungen durch alltagsästhetische Muster herauslesen, könnte man die vorliegenden Daten auch im Sinne einer „Unterwanderung“ des bunten pluralisierten Scheins durch die alten objektiven Zwänge und Grenzen interpretieren. Und

welcher Faktor hier als der dominante angesehen wird, hängt zum jetzigen Zeitpunkt wohl eher mit der Perspektive des Betrachters als mit gesicherten Erkenntnissen zusammen.

Die Einseitigkeit, mit der sowohl Flaig u.a. als auch Becker/Nowak ihre Ergebnisse interpretieren, überrascht auch angesichts der Tatsache, dass sie ihre „alltags-ästhetische“ Milieustruktur zumindest graphisch durchaus mit dem vertikalen Paradigma der Schichtungssoziologie in Verbindung bringen (vgl. Abb. 2.4.5.). Zwei Dinge werden hierbei deutlich:

1. Im soziokulturellen Bereich der Lebensstile und der ihnen zugrunde liegenden Einstellungen und Interpretationsmuster hat sich anscheinend tatsächlich eine Pluralisierung ereignet, die sich im Widerspruch zu den abstrahierenden und verallgemeinernden schichtungssoziologischen Sozialisationstheorien befindet. Vergleichbare objektiv-sozioökonomische Lagen können durchaus in Verbindung mit offensichtlich differierenden Lebensstilen oder Mentalitäten auftreten.

2. Andererseits bezieht sich diese Differenzierung vor allem auf die breite Mitte. Am oberen und unteren Pol der Verteilung bleiben die Zusammenhänge durchaus konsistent im Sinne objektiver Ungleichheitsmodelle. Ferner bleibt zu konstatieren, dass jedem Milieu eine relativ typische objektive Lage zugeschrieben werden kann, obwohl sich in der Mitte verschiedene Milieus in vergleichbarer sozialer Lage befinden. Somit muss festgestellt werden, dass auch die postulierte Entstrukturierung offensichtlich an objektive Grenzen stößt. Die Tatsache allein, dass *eine* bestimmte soziale Lage nicht in jedem Fall eindeutig *einem* bestimmten Lebensstil zugerechnet werden kann, rechtfertigt noch nicht die Annahme, der Zusammenhang zwischen objektiver und subjektiver Lage selbst sei inzwischen obsolet geworden. Die Fragen, die sich daraus ergeben sollten, können nur gelöst werden, wenn gerade dieser Zusammenhang intensiv und neu untersucht wird, nicht aber, wenn man ihn a priori ausblendet.

Dass all dies von Sinus nicht thematisiert wird, ist vermutlich auch im Zusammenhang mit dem vornehmlichen Verwendungszweck der Milieustudien zu sehen, der wie Becker/Nowak am Beispiel des Zigaretten- und Automobilmarktes (1983, S. 263 ff.) darlegen, in der „Nutzung einer lebensnahen Klassifikation (...) für die Marktsegmentierung, für die Zielgruppenplanung und für die Analyse von Produkt-schicksalen“ (ebd.) zu sehen ist. Möglicherweise ist es auch diesen ökonomischen Interessen zu verdanken, dass der interessierten Öffentlichkeit bislang hauptsäch-

lich saubere und übersichtliche Ergebnisse präsentiert wurden, die aber, wie sich anhand der Untersuchungen zu Wohn- und Einrichtungsstilen andeutete, im Rahmen konkreter „forschungspraktischer Überprüfungen“ vielleicht teilweise relativiert werden müssen. Nicht zu Unrecht bemerkt auch Kritzmöller in diesem Zusammenhang (ebd., S. 306 f.):

„Eine anwendungsspezifische Problematik verweist auf die Begründung von Milieuzugehörigkeit. Das Vorliegen von Einzelwerten, so Flaig et al., reiche zu einer Charakterisierung nicht aus. (...) Hingegen stellt das Vorliegen aller im Rahmen der Milieubeschreibungen genannten Merkmale einen realiter kaum erreichbaren Idealfall dar. (...) Sinus gibt jedoch weder Auskunft über die Inhalte des Milieu-Indikators, noch darüber, wie viele zutreffende Eigenschaften eine korrekte Einordnung erfordert. Zudem widerspricht dieses Informationsdefizit dem von Sinus erhobenen Anspruch der Wissenschaftlichkeit.“

Aber auch ungeachtet dieser methodischen Fragen muss differenziert betrachtet werden, was unter dem Strich als praktischer Nutzen oder Erkenntnisfortschritt der vorliegenden Sinus-Ergebnisse bleibt. An die allgemeine Kritik an der Schichtungssoziologie anknüpfend, haben sie im Rahmen ihrer umfangreichen empirischen Studien weitere Indizien dafür liefern können, dass die groben Raster der traditionellen vertikal orientierten Schichtungsmodelle bestimmte soziokulturelle Modernisierungs- und Differenzierungsprozesse tatsächlich nicht adäquat erfassen können. Die faktische Existenz teilweise differierender Lebensstile und Mentalitäten bei homogenen sozialen Lagen konnte belegt werden. Die theoretische und empirische Aufforderung, die dieser Sachverhalt für die Sozialstrukturanalyse darstellt, ist jedoch nicht in angemessener Form angenommen worden. Die beinahe vollständige Preisgabe theoretischer Einbindung behaftet die Ergebnisse mit dem Makel der Beliebigkeit und Relativität. Die Interpretation der empirisch ermittelten Differenzierungsstrukturen kann der inhaltlichen Logik des Milieu-Modells folgend nur individualistisch ausfallen und der eigens vertretene Anspruch eine Verknüpfung objektiver und subjektiver Aspekte vorzunehmen, bleibt daher unerfüllt. Auch wenn die Sinus-Milieus eine umfangreiche Datengrundlage zur weiteren Erforschung gesellschaftlicher Differenzierungstendenzen darstellen, sind sie selbst und die Interpretationsmuster, die ihnen zugrunde liegen, wohl nicht der „Königsweg“ zur Lösung der aktuellen Fragen nach sozialen Differenzierungen und Strukturen.

2.5. Die Erlebnisgesellschaft: Eine kultursoziologische Interpretation „neuer“ Ungleichheitsformen

2.5.1. Schulzes Theorieansatz

Eine weitere sehr populäre und vieldiskutierte Arbeit im Zusammenhang mit der Frage nach gesellschaftlicher Pluralisierung und der möglichen Entstehung „anderer“, nicht vertikal interpretierbarer Ungleichheitsformen, ist „Die Erlebnisgesellschaft“ von Gerhard Schulze (z.B. 1995). Im Gegensatz zu den Sinus-Milieus handelt es sich hier jedoch nicht um eine beinahe ausschließlich empirisch-forschungspraktisch orientierte Arbeit. Wenngleich auch bei Schulze eine konkrete empirische Umsetzung im Zentrum der Untersuchung steht, ist sie doch „eingebettet“ in einen differenziert ausgearbeiteten und konsequent kultursoziologisch fokussierten theoretischen Rahmen. Weder die Frage nach der grundsätzlichen Veränderung gesamtgesellschaftlicher Rahmenbedingungen noch die nach den daraus resultierenden Konsequenzen für individuell-subjektive Handlungsschemata und Sozialisationsprozesse oder deren Einfluss auf soziale Strukturen im Sinne ungleicher „Großgruppen“ bleibt hierbei prinzipiell unbeantwortet.

Die theoretische Perspektive bzw. das Interpretationsmuster, dem Schulze dabei folgt, entspricht einer interaktionistisch-subjektivistischen Orientierung und grenzt sich somit ebenso wie Beck und die Sinus-Vertreter deutlich von der traditionellen schichtungssoziologischen Semantik ab. Wurde in der Schichtungssoziologie bei der Analyse der Beziehung von objektiven Bedingungen und deren subjektiver Verarbeitung zu konkreten sozialen Verhältnissen das Hauptaugenmerk auf die objektive Dimension gelegt, ist Schulzes Vorgehensweise also genau umgekehrt.

Die Notwendigkeit eines solchen Perspektivenwechsels sieht er in Anlehnung an Beck in einer rapiden Veränderung der allgemeinen sozialen Bedingungen in den Nachkriegsjahrzehnten:

„Ansteigen des Lebensstandards, Zunahme der Freizeit, Expansion der Bildungsmöglichkeiten, technischer Fortschritt, Auflösung starrer biographischer Muster - jener Wandel der Situation, der sich zusammenfassend als Vermehrung der Möglichkeiten bezeichnen lässt, ist in der Soziologie umfassend aufgearbeitet und dokumentiert worden. Im Folgenden wird die objektive Entwicklung zum Aus-

gangspunkt der Frage gemacht, was es subjektiv bedeutet, unter solchen Umständen zu leben (ebd. S. 33).“

Die grundsätzliche Zunahme individuell zur Verfügung stehender Möglichkeiten und Freiräume hat, so Schulze, zu einer prinzipiellen Veränderung der Qualität der Beziehung zwischen Subjekt und objektiver Situation geführt. Je mehr Möglichkeiten dem Subjekt zur Verfügung stehen, desto schwächer werden objektive situative Zwänge empfunden. Denn dieses „Mehr“ an Möglichkeiten ist gleichbedeutend mit der gewachsenen Wählbarkeit der Situationen selbst. Indem das Individuum zunehmend Entscheidungsfreiheit darüber gewinnt, welche Situationen es bewusst aufsucht oder welche es meidet, wird es zum tendenziell dominanten Faktor bei der Konstruktion sozialer Realität (vgl. z.B. Schulze 1992, S. 71 f.).

Zentraler Faktor oder zentrale subjektive Motivation innerhalb dieser individuell-bewussten Konstruktionsleistungen ist demzufolge die „Erlebnisorientierung“ der beteiligten Akteure:

„Unter dem Einfluß der Erlebnisorientierung verändert sich die Gesellschaft. Dies zu beschreiben ist das Ziel der folgenden Untersuchung. ‘Erlebnisgesellschaft’ als Titel dieser Arbeit soll die zentrale Perspektive mit einer Kurzformel kennzeichnen. (...) ‘Erlebnisgesellschaft’ ist ein graduelles Prädikat, das die im historischen und interkulturellen Vergleich relativ große Bedeutung von Erlebnissen für den Aufbau der Sozialwelt bezeichnet. (...) Der Titel besagt nicht: diese Gesellschaft ist eine Erlebnisgesellschaft, sondern: sie ist es mehr als andere, und zwar in einem Ausmaß, dass es sich lohnt, ihre soziologische Analyse auf diesen Aspekt zu fokussieren (Schulze 1995, S. 15).“

Die Veränderungen der objektiven Bedingungen, die es ermöglichten, dass der Aspekt der Erlebnisorientierung, in der von Schulze angenommenen Weise zur vordergründig wirksamen Kraft beim „Aufbau der Sozialwelt“ geworden ist, versucht er in Form einer vergleichenden Beschreibung verschiedener Gesellschaftsformen zu verdeutlichen:

Hierbei geht er von der Grundannahme aus, „dass die Konstruktion von Bedeutungen in alltagsästhetischen Episoden durch zentrale existentielle Probleme bestimmt wird, die für die Menschen in einer gegebenen Kultur normal sind. Die fundamentalen Lebensziele hängen von den objektiven Verhältnissen ab, in denen man lebt (ebd., S.138).“ Ändern sich also die spezifischen objektiven Verhältnisse innerhalb einer bestimmten Kultur, kann es zu Bedeutungsverschiebungen auf der

Ebene der „existentiellen zentralen Probleme“ und somit auch zu einer entsprechenden Änderung von Formen und Inhalten des alltäglichen sozialen Handelns der beteiligten Subjekte kommen. Um diesen Gedankengang zu illustrieren, beschreibt Schulze drei verschiedene Gesellschaftstypen, die gemäß ihres spezifischen sozialhistorischen Zustands ebenso spezifische Anforderungen an die betroffenen Individuen und deren Alltagsorganisation stellen.

Den ersten Gesellschaftstypus bezeichnet er als „Korporative Gesellschaft“. Dieser Typus entspricht grundsätzlich dem, was in den Sozialwissenschaften gemeinhin unter einer traditionellen Gesellschaft verstanden wird. Die ihr zugrunde liegende soziale Situation ist relativ starr und fest gefügt. Die Position, die der Einzelne in dieser Gesellschaft einnimmt, ist schicksalhaft festgelegt und in der Regel von Geburt an vorbestimmt. Die dementsprechende existentielle Problemperspektive ist auf die überlebensnotwendige Zugehörigkeit zur Gemeinschaft und die innere und äußere Orientierung an den zugrunde liegenden Werten konzentriert. Auf der Ebene der Alltagsästhetik „dominiert die Lebensphilosophie: die Vergegenwärtigung von Normen, Weltbildern, Mythen, religiösen Überzeugungen und eingeschliffenen sozialen Handlungsmustern, welche die Identität ihrer Gemeinschaft ausmachen; die Verherrlichung der Eliten, welche die Gemeinschaft als Symbolfiguren verkörpern; die Devotion gegenüber Gott und den Göttern, welche die Gemeinschaft metaphysisch garantieren (ebd., S.139).“ Demnach ist die „Korporative Gesellschaft“ also gekennzeichnet von verfestigten Konventionen und einer weitestgehend tradierten sozialen Ordnung.

Der nächste Gesellschaftstypus, dem sich Schulze widmet, ist die „Kompetitive Gesellschaft“. Diese Gesellschaftsform entspricht dem schichtungssoziologischen Bild einer hierarchisch-vertikalen Struktur von sozialen Großgruppen, die sich in erster Linie über ihre sozioökonomische Situation definieren lassen. Im Gegensatz zur „Korporativen Gesellschaft“ sind die sozialen Grenzen zwischen den verschiedenen Gruppen hier prinzipiell durchlässig (auch wenn gerade nach „unten“ hin gewisse Schließungstendenzen typisch sind), so dass soziale Mobilität im Bereich des Möglichen liegt. Das „zentrale Existenzproblem“ in der „kompetitiven Gesellschaft“ ist, der vertikalen Struktur entsprechend, im Kern statusbezogen. Während die unteren Schichten versuchen, in der Hierarchie nach oben zu kommen, wollen sich die oberen möglichst nach unten abgrenzen. Das individuelle Lebensprojekt ist also um die Aufgabe zentriert, den eigenen sozialen Status möglichst zu

verbessern bzw. einen sozialen Abstieg zu verhindern. Dass den Mobilitätsmöglichkeiten spezifische Grenzen gesetzt sind, liegt an der ungleichen Verteilung von Chancen und Einschränkungen, die in der Summe ihrer Auswirkungen die Lebenssituation des Einzelnen prägen und seine Möglichkeiten innerhalb der Hierarchie objektiv und direkt erlebbar begrenzen. Primär wirksame Faktoren in diesem Zusammenspiel sind z.B. Beruf, Einkommen, Bildung, soziale Absicherung, aber auch Wohnsituation, Ernährung, Arbeitsbelastung u.s.w..

„Die fundamentale Semantik der kompetitiven Gesellschaft hat außenorientierten Charakter. Die Kategorien des grundlegenden Wahrnehmungsrasters sind situativ definiert; soziale Wirklichkeit wird ökonomisch im Hinblick auf Ungleichheit von Ressourcen modelliert. Auch der dimensionale Raum alltagsästhetischer Schemata ist dieser Basisvorstellung homolog (ebd., S. 140).“

Somit stellt die „Kompetitive Gesellschaft“ praktisch den realen historischen Spezialfall einer vertikal geschichteten Gesellschaft dar, deren typische Ungleichheitsstrukturen eben auch nur in dieser Gesellschaftsform vorzufinden sind.

Die sozialwissenschaftlichen Perspektiven, die sich an diesem Gesellschaftstypus orientieren, wären somit, im Falle einer Veränderung der objektiven Gegebenheiten, die für die „Kompetitive Gesellschaft“ typisch und ursächlich sind, gleichermaßen überholt und als theoretisches wie auch empirisches Instrument zur Analyse sozialer Differenzierungen schlicht nicht mehr geeignet.

Genau dies impliziert Schulze, wenn er sich anschließend der dritten und nach seiner Ansicht gegenwärtig vorherrschenden Gesellschaftsform, der „Erlebnisgesellschaft“, zuwendet:

„Situatives Charakteristikum dieses Gesellschaftstyps ist ein aus der Perspektive des Einzelnen unendlich großer Möglichkeitsspielraum und ein voll entwickelter Erlebnismarkt. Ständige Versorgung mit und Entsorgung von Erlebnisangeboten ist ebenso selbstverständlich wie eine kontinuierliche Nachfrage nach Erlebnissen. Jenseits der Überlebensfrage, stimuliert durch unausgesetzten alltagsästhetischen Wahlzwang, haben die Individuen das existentielle Grundproblem, ihr Leben zu erleben. Damit beginnt die Herrschaft der Bedeutungsebene des Genusses. Auswahl und Gruppierung der Zeichen bestimmt sich nach ihrer Eignung für kollektiv etablierte Erlebnisroutinen. (...) Darüber hinaus wird nun auch der objektive Erlebnisreiz für die Gruppierung und Zuordnung von Zeichen zu alltagsästhetischen

Schemata wichtig. In der dimensionalen Struktur alltagsästhetischer Schemata setzen sich allmählich psychophysische Dispositionen durch (ebd., S. 140 f.).“ Der zentrale „Überlebenszwang“ und somit die dominierende individuelle Handlungsmotivation in der „Erlebnisgesellschaft“ ist also nicht mehr die materielle Existenzsicherung und der daraus folgende Wettbewerb um grundsätzlich begrenzte sozioökonomische Ressourcen und Zugangsmöglichkeiten, sondern das subjektive „Navigieren“ im „Ozean“ der grenzenlosen Möglichkeiten, die Schulzes Logik folgend prinzipiell auch jedem gleichermaßen zur Verfügung stehen müssten. Nicht das Erreichen eines möglichst hohen sozialen Status, eines befriedigenden materiellen Lebensstandards und die damit verbundene soziale Anerkennung ist in diesem Sinne die zentrale Lebensaufgabe der beteiligten Individuen. Vielmehr ist es die Notwendigkeit und der Zwang, aus der Vielfalt der zur Verfügung stehenden Optionen die für sich subjektiv „richtige“, also die verheißene Erfüllung tatsächlich einbringende Wahl zu treffen. Soziale Ungleichheit und die daraus resultierenden Strukturen sind somit geprägt von diesen subjektiven Entscheidungen und den interindividuellen Mustern, die sich aus den getroffenen Wahlentscheidungen ergeben. Das heißt, dass sowohl auf der Individualebene gewisse Routinen und Muster entstehen müssen, die einen sinnvoll interpretierbaren Zusammenhang darstellen, wie auch gewisse allgemeinverbindliche oder verständliche Zeichensysteme, die eine Zuordnung von Handlungen und Personen in einem sozialen Kontext erlauben.

2.5.2. Die veränderte Qualität der Beziehung zwischen Subjekt und Situation

Um diese erste allgemeine Annäherung an Schulzes theoretischen Entwurf, der nach seiner Ansicht vollzogenen Transformation der modernen westlichen Industriegesellschaft hin zur Erlebnisgesellschaft zu vertiefen, sollen einige der wesentlichen beteiligten Faktoren nun noch einmal näher betrachtet werden.

Der kleinste gemeinsame Nenner der beschriebenen sozialen Veränderungen ist, Schulzes Perspektive folgend, auf der Ebene des Individuums zu finden. Spezifisch für die Entstehung der Erlebnisgesellschaft ist eine besondere Relevanzverschiebung im Verhältnis der beiden - die Handlungsmodi letztlich prägenden - Faktoren Subjekt und Situation:

„Initialereignis für den Wandel der Beziehung zwischen Subjekt und Situation ist der Rückgang situativer Begrenzungen. Wer etwa um die Mitte des 20. Jahrhunderts geboren wurde, konnte diesen Rückgang selbst erfahren: Expansion der auf dem Markt angebotenen Produkte, Steigerung von Einkommen und Freizeit, Technisierung der Haushalte; Zunahme der räumlichen Mobilität; Erweiterung der Kommunikationsmöglichkeiten durch das Telefon; Abnahme sozialer Kontrollen durch Nachbarschaft, Verwandtschaftsgruppen, berufsbestimmende Milieus und Religionsgemeinschaften; Anwachsen der für jeden zu jeder Zeit verfügbaren Informationsmenge u.s.w. (Schulze 1992, S. 69).“

Um den Wandel der Beziehung zwischen Subjekt und Situation besser charakterisieren zu können, bedient sich Schulze nun einer bestimmten Terminologie. Meint der Begriff „Subjekt“ hierbei die individuelle, nicht weiter aufspaltbare Einheit von Körper und Bewusstsein, ist mit „Situation“ derjenige Ausschnitt der objektiven Umwelt bezeichnet, mit dem das Subjekt zu einem bestimmten Zeitpunkt in Beziehung steht. Der Terminus „Betreffen“ bezeichnet in diesem Zusammenhang den Anteil der Situation an dieser Beziehung, der Begriff „Handeln“ den des Subjekts. Jeder dieser beiden Oberbegriffe schließt weiterhin drei verschiedene Modi mit ein. Für den Bereich des Betreffens sind es die Modi „Begrenzen“, „Nahelegen“ und „Auslösen“, für das Handeln „Einwirken“, „Symbolisieren“ und „Wählen“ (vgl. ebd., S. 68).

Das „Begrenzen“ steht hierbei für die Eingeschränktheit des jeweils zur Verfügung stehenden Möglichkeitsspielraums (etwa durch Geldknappheit, soziale Abweisung, Mobilitätsgrenzen, Kommunikationsbarrieren etc.), während das „Nahelegen“ mit den Lernprozessen des Subjekts in Verbindung steht, indem sich über die wachsende Erfahrung bestimmte kognitive Muster herausbilden, die bei Wahrnehmung ähnlicher situativer Reize auch ähnliche Interpretationen und Handlungsweisen hervorbringen. Dieser Aspekt, das Betroffensein bzw. die selektive Wahrnehmung bestimmter Reize und die durch diese Wahrnehmung verursachte Handlung, ist schließlich mit dem Modus „Auslösen“ gemeint (vgl. ebd.).

Diesen drei Modi des Betreffens stehen die drei obengenannten Modi des Handelns gegenüber. Mit „Einwirken“ ist die aktive situationsverändernde Handlung, also die konkrete Auseinandersetzung mit vorgegebenen objektiven Realitäten, gemeint. „Symbolisieren“ hingegen heißt Zeichen setzen. Diese Zeichen haben für das Objekt bestimmte Bedeutungen, von denen es annimmt, dass sie von Außen-

stehenden ebenso verstanden werden. Das „Symbolisieren“ ist also eine Art Kommunikationsform, die auf die jeweiligen Interaktionspartner ausgerichtet ist und auf Distinktion oder Integration abzielen kann. Das „Wählen“ schließlich bezeichnet die Auseinandersetzung mit alternativen Möglichkeiten, die in einer Situation zur Verfügung stehen können. Das heißt, ohne die Situation direkt verändern zu müssen, ist es von der freien Wahl des Subjekts abhängig, was es aus ihr macht, welche Aspekte es betont, austauscht oder eliminiert (vgl. ebd., S. 68 f.).

„In der Beziehung zwischen Subjekt und Situation treten die genannten Modi simultan auf; wir haben es mit wechselnden Mischungsverhältnissen zu tun. Die analytische Trennung der sechs Modi erlaubt es, den globalen Wandel der Mischungsverhältnisse zu beschreiben. Ein Aspekt dieses Wandels ist die Umstrukturierung von Existenzformen; ein Aspekt dieser Umstrukturierung ist der Wandel sozialer Ungleichheit (ebd., S. 69).“

Die oben bereits beschriebenen objektiven Veränderungen, die wachsende Vielfalt der Optionen, bedeuten im Umkehrschluss, bezogen auf das Verhältnis Situation/Subjekt, den situativen Rückgang des Modus „Begrenzen“, während das „Nahlegen“ und „Auslösen“ an Gewicht gewinnt:

„In einem Möglichkeitsraum, dessen Umfang die Handlungskapazität des Subjekts bei weitem übertrifft, ist der Einfluß, den die (nicht eliminierbare) Begrenztheit der Möglichkeiten auf die Entwicklung von Existenzformen hat, im Vergleich zu einem restringierten Möglichkeitsraum gering. Relativ wichtig ist dagegen die Prägung des Subjekts durch seine Situationgeschichte (Modus des Nahelegens) und die Konfrontation mit situativen Vorgaben im Hier und Jetzt, die das Subjekt als Material für seine Existenzformen verwendet (Modus des Auslösens), etwa in Schaufenstern ausgelegte Waren, Zufallsbekanntschaften, Gesprächsfetzen in Talkshows, Musik aus dem Autoradio usw. (ebd.).“

Diesem vermuteten Wandel hinsichtlich der Modi des Betreffens entspricht ein Wandel des Verhältnisses der Handlungsmodi. Aufgrund der sich zunehmend entfaltenden Optionsvielfalt ist hier der Aspekt des Wählens in den Vordergrund getreten. Anstatt auf unkomfortable Situationen aktiv einwirken zu müssen, erlauben es die gewachsenen Wahlmöglichkeiten oft, solche Situationen von vornherein zu meiden und stattdessen attraktiver erscheinende Alternativen zu realisieren. Auch die Ebene des Symbolisierens ist in diesem Zusammenhang „freier“ geworden und durch weniger gesellschaftliche Konventionen eingeschränkt und

die daraus resultierenden Symbolisierungen haben folglich weniger fremdbestimmten Charakter (vgl. S. 70, ebd.).

Die Kette der theoretisch angenommenen Kausalzusammenhänge entwickelt Schulze nun weiter von der Ebene des Subjekts hin zu den daraus resultierenden sozialen Gegebenheiten. Die zuvor beschriebenen Relevanzverschiebungen zwischen den Modi des „Handelns“ und des „Betreffens“ lassen sich im Wesentlichen auch als Veränderung der Beziehung zwischen Subjekt und Situation zusammenfassen. Ist es z.B. in einer kompetitiven Gesellschaftsform stärker die Situation, welche die Existenzform des Subjekts bestimmt, gewinnt bei wachsendem Möglichkeitsraum wiederum das Subjekt zunehmend an Bedeutung. Die spezifische Existenzform wird also eher von der subjektiven Wahl des Individuums abhängig. Diese eher subjektbestimmten Handlungen und die einzelnen Existenzformen, die sie hervorbringen, verändern auch den Charakter der sozialen Strukturen, die sie bilden. Dieser Wandel der Vergesellschaftungs- und Vergemeinschaftungsprozesse verursacht nach Schulze einen generellen Bedeutungswandel innerhalb der Konstitution und Eigenschaften sozialer Ungleichheiten.

In dem selben Sinne sieht er auch die gesellschaftlichen Bedingungen bei der Entstehung sozialer Milieus entscheidend verändert. Dass trotz der prinzipiell nahezu unbegrenzten Möglichkeiten zur individuell-persönlichen Entfaltung letztlich doch kein ebenso unübersichtliches wie vielfältiges Durcheinander individueller Stile entsteht, stellt für Schulze indes keinen Anlass zur Diskussion dar. Auch „seine“ Erlebnisgesellschaft stellt strukturell gesehen eine überschaubare Ordnung sozialer Großgruppen dar. Die Begründung hierfür ist denkbar einfach, denn ohne eine soziale Segmentierung, so Schulze, entstünde gewissermaßen ein Chaos ohne jeden sozialen Orientierungspunkt, in dem die existentiellen Interaktions- und Identifikationsbedürfnisse der beteiligten Personen kaum oder nur noch unter großen Schwierigkeiten befriedigt werden könnten (vgl. Schulze 1995, S. 171). Somit trägt der Begriff der sozialen Milieus der Annahme der prinzipiellen sozialen Notwendigkeit gewisser Ordnungsprinzipien in Form der Herausbildung sozialer Großgruppen Rechnung:

„Soziale Milieus sind kollektive Konstruktionen im Ordnungsvakuum. Sie schränken Variabilität ein und verhindern ein Chaos. Eben deshalb ist die Existenzhypothese der Milieusegmentierung plausibel (ebd.).“

Wenn sich nun aber an der grundsätzlichen Tatsache einer geordnet-strukturierten Gesellschaft durch den auch von Schulze postulierten Individualisierungsschub nichts ändert, wie ändert sich dann der inhärente Charakter sozialer Milieus und welches sind die Faktoren, die nunmehr bei ihrer Konstitution wirksam werden?

War die Milieustruktur der „geschichteten“ sozusagen kompetitiv ausgerichteten Gesellschaft noch orts- und statuszentriert, gilt dies für die Milieus der Erlebnisgesellschaft mitnichten. Wie oben dargelegt, bedeutet die zunehmende Auflösung dieser speziellen Milieutypen jedoch nicht das Verschwinden sozialer Milieus an sich. Die „Keimzelle“ der Wandlung der Milieustruktur ist daher für Schulze folgerichtig die veränderte Beziehung zwischen Subjekt und Situation (vgl. ebd., S. 169). In der „Knappheitsgesellschaft“, in der sich die individuellen Handlungsdispositionen primär am Wettbewerb um beschränkte Ressourcen orientierten, ist die objektive Situation - die Begrenzung örtlicher und sozialer Umwelten - auch für die Entstehung von Beziehungsmustern und Gemeinschaftsformen bestimmend gewesen. Die objektive Situation hat die Beziehungsmöglichkeiten also weitgehend vorgegeben (vgl. ebd., S.176). In Schulzes Erlebnisgesellschaft hat sich aber das Verhältnis Subjekt/Situation aufgrund des objektiv gewachsenen Spielraums prinzipiell zur Verfügung stehender Möglichkeiten ganz entscheidend in Richtung des Subjekts verschoben. Dementsprechend herrscht nun bei der Entstehung sozialer Beziehungen nicht mehr die „Beziehungsvorgabe“, sondern die „Beziehungswahl“ vor. Die Determinierung durch objektive, vor allem sozioökonomische Zwänge, hat nach seiner Sichtweise keinen prägenden Einfluss mehr auf die Entstehung sozialer Milieus:

„Immer weniger wird die Entfaltung persönlicher Stile durch die Einkommensverhältnisse limitiert. Nach wie vor vorhandene Einkommensunterschiede haben nicht mehr die Auswirkung, dass sie unterschiedliche Milieuzugehörigkeit durch die maximal erreichbare Aufwendigkeit der Lebensführung determinieren würden (ebd., S.177).“

Wichtig für das Zustandekommen von Beziehungen sei nun vielmehr, „mit welchen Bedürfnissen die Menschen dem Strom der Alltagserfahrung gegenüberstehen (Schulze 1992, S.74).“ Dementsprechend nimmt sich das Individuum selbst auch als „wählendes Subjekt“ wahr. Das heißt, die Wahrnehmung richtet sich von Außen nach Innen, und das Subjekt wird somit zur bestimmenden

sozialen Komponente. Die Grundsemantik der Erlebnisgesellschaft ist daher um das Subjekt zentriert und „psychophysischer“ Natur. Nicht mehr vergleichbare sozioökonomische Lagen, sondern vielmehr ähnliche psychophysische Handlungsdispositionen sind somit das grundlegende Element bei der Entstehung sozialer Beziehungen und folglich auch bei der Konstitution sozialer Milieus.

Wie diese psychophysischen Dispositionen letztlich über konkrete Stilbildung, die wechselseitige Wahrnehmung alltagsästhetischer Schemata und die Bildung intersubjektiv „gültiger“ Zeichensysteme zu realen sozialen Milieus oder anderen Gemeinschaftsformen transformiert werden, wird von Schulze im Rahmen seiner Ausführungen noch eingehend und detailliert dargelegt (vgl. z.B. 1995, S. 179 ff.), ist für unsere Betrachtung jedoch zunächst von untergeordneter Relevanz. Kernaussage seiner Arbeit bleibt an diesem Punkt der postulierte Wandel vom Modus der „Beziehungsvorgabe“ zu dem der „Beziehungswahl“ als Grundelement bei der Entstehung sozialer Milieus. Wie Schulze diese These in eine konkrete empirische Milieusegmentierung der bundesdeutschen Gegenwartsgesellschaft umzusetzen versucht ist Thema des folgenden Abschnitts.

2.5.3. Die Erlebnisgesellschaft: Eine empirisch ermittelte Milieusegmentierung

Wie bereits angesprochen, begnügt sich Schulze nicht mit der in sich sehr differenzierten theoretischen Herleitung des Wandels sozialer Ungleichheit und der zugrunde liegenden Vergesellschaftungsmechanismen hin zur sogenannten Erlebnisgesellschaft. Vielmehr versucht er, sein theoretisches Modell auch empirisch umzusetzen. Vor diese methodisch-empirische Umsetzung setzt er jedoch einen interessanten theoretischen Einwand:

„Dass sich manifeste Stiltypen in bestimmten sozialen Milieus verdichten, ist dann eine schlichte Tautologie, wenn man eine Milieueinteilung zugrundelegt, die am Kriterium des manifesten Stiltypus selbst ausgerichtet ist. Nach derselben Methode könnte man die Menschen etwa zuerst nach der Schuhgröße unterteilen, um dann die Segmentierung der Gesellschaft in Schuhgrößemilieus (...) zu behaupten. Nicht trivial und soziologisch interessant wird eine Gruppierung immer erst durch den Zusammenhang mit anderen als den gruppenkonstituierenden

Merkmale. Den empirischen Analysen zur milieuspezifischen Verteilung von Lebensstilen weiter unten liegt ein *situatives* Gruppenmodell zugrunde, gewonnen aus einer Kombination von Alter und Bildung (Schulze 1995, S. 187).“

Bemerkenswert scheint in diesem Zusammenhang, dass Schulze bei der empirischen Konstruktion seines Milieumodells mit den Faktoren Alter und Bildung auf zwei eher „klassisch“ objektive Merkmalskategorien zurückgreift. Nach all seinen theoretischen Ausführungen über die prinzipielle Uneingeschränktheit subjektiver Entfaltungsmöglichkeiten deutet sich hier doch der prägende Einfluss objektiver Bedingungen an.

Wie oben dargestellt, konstituieren sich Schulzes Milieus im Wesentlichen über die sogenannten alltagsästhetischen Schemata und die ihnen entsprechenden Zeichensysteme, über die sich deren soziale Träger, entsprechend gängiger interaktionistischer und rollentheoretischer Betrachtungsweisen, identifizieren oder von anderen Gruppen bewusst abgrenzen können. Diese alltagsästhetischen Muster stehen Schulzes Ergebnissen zufolge in einem signifikanten Zusammenhang zu einer Merkmalskombinationen aus Alter und Bildung und sind somit charakteristisch für die zu unterscheidenden Milieus.

Weiterhin können die alltagsästhetischen Schemata in drei Grundmuster unterschieden werden. Die Abbildung 2.5.1. gibt einen schematischen Überblick über diese Grundmuster und charakterisiert sie kurz in ihren wesentlichen Grundzügen:

Abb. 2.5.1. Alltagsästhetische Schemata

Alltags- ästhetische Schemata	Typische Zeichen (3 Beispiele)	Bedeutungen		
		Genuß	Distinktion	Lebens- philosophie
Hochkulturschema	Klassische Musik, Museumsbesuch, Lektüre „guter Literatur“	Kontemplation	antibarbarisch	Perfektion
Trivialschema	Deutscher Schlager, Fernsehquiz, Arztroman	Gemütlichkeit	antiexzentrisch	Harmonie
Spannungs- schema	Rockmusik, Thriller, Ausgehen (Kneipen, Discos, Kinos u.s.w.)	Action	antikonventionell	Narzißmus

Quelle: Schulze 1995, S. 163

Die spezifische Erlebnisorientierung der einzelnen Milieus lässt sich nun anhand ihrer Nähe oder Distanz zu den oben dargestellten Kulturschemata charakterisieren. Die Abb. 2.5.2. gibt einen Überblick über die milieuspezifischen Varianten der Erlebnisorientierung:

Abb. 2.5.2. Milieuspezifische Varianten der Erlebnisorientierung

Milieuspezifische Variante der Erlebnisorientierung	Übersetzung in den dimensionalen Raum alltagsästhetischer Schemata (Stiltypen) >+< bedeutet Nähe >-< bedeutet Distanz		
	Hochkulturschema	Trivialschema	Spannungsschema
Streben nach Rang (Niveaumilieu)	+	-	-
Streben nach Konformität (Integrationsmilieu)	+	+	-
Streben nach Geborgenheit (Harmoniemilieu)	-	+	-
Streben nach Selbstverwirklichung (Selbstverwirklichungsmilieu)	+	-	+
Streben nach Stimulation (Unterhaltungsmilieu)	-	-	+

Quelle: Schulze 1995, S. 165

Wie anhand dieser Abbildung zu erkennen ist, konnte Schulze also fünf unterschiedliche Milieus ermitteln:

1. Niveaumilieu

Bildung/Alter:

älter (über 40), gebildet

2. Selbstverwirklichungsmilieu

jünger (unter 40), mittlere oder höhere Bildung

3. Integrationsmilieu

älter (über 40), mittlere Bildung

4. Harmoniemilieu

älter (über 40), geringe Bildung

5. Unterhaltungsmilieu

jünger (unter 40), geringe Bildung

Auf die genaueren inhaltlichen Beschreibungen (vgl. Schulze 1995, S. 277 ff.) der Milieus soll hier verzichtet werden. Zur groben Orientierung sei noch einmal auf die Abbildungen 2.5.1. und 2.5.2. verwiesen. Grundsätzlich ähneln diese Milieubeschreibungen denen der Sinus-Milieus, die ja auch auf alltagsästhetische Schemata Bezug nehmen, mit dem Unterschied, dass sie weniger auf Werthaltungen als vielmehr auf den Umgang mit (bzw. den Konsum von) Kulturgütern und den entsprechenden Geschmacksmustern fokussiert sind. Die prinzipielle Vergleichbarkeit beider Studien und vor allem ihrer Ergebnisse werden von Schulze ausdrücklich betont:

„Beim genauem Studium der Milieubeschreibungen in den Forschungsberichten ergibt sich der Gesamteindruck verblüffend weitgehender Zuordnungsmöglichkeiten zwischen den verschiedenen Analysen. Während sich Benennungen und theoretische Klassifikationsansätze unterscheiden, handelt es sich doch um ähnliche Personengruppen (ebd., S. 392).“

Veranschaulicht wird diese Feststellung durch eine Gegenüberstellung der Schulze-Segmentierung mit den Sinus-Milieus und einer von Gluchowski (1987) veröffentlichten Milieustudie des Forschungsinstitutes der Konrad-Adenauer-Stiftung, die ihre Milieus in erster Linie um unterschiedliche Politikstile (Einstellungen, Wahlverhalten) zentriert.

Abb. 2.5.3. Verschiedene Milieu-Modelle im Vergleich

Schulze	Sinus	Gluchowski
Niveaumilieu	Konservatives gehobenes Milieu	Gehobene Konservative
Selbstverwirklichungsmilieu	Technokratisch-liberales Milieu	Aufstiegsorientierter jüngerer Mensch
	Hedonistisches Milieu	Linksliberaler integrierter Postmaterialist
	Alternatives linkes Milieu	Postmaterialist. linksalternativ eingestellter jüngerer Mensch
Integrationsmilieu	Aufstiegsorientiertes Milieu	Aufgeschlossener integrierter Normalbürger
		Integrierter älterer Mensch
Harmoniemilieu	Kleinbürgerliches Milieu	Pflichtorientierter konventionsbestimmter Arbeitnehmer
		Integrierter älterer Mensch
	Traditionelles Arbeitermilieu	Isolierter älterer Mensch
Unterhaltungsmilieu	Traditionsloses Arbeitermilieu	Unauffälliger, eher passiver Arbeitnehmer

Quelle: Schulze 1995, S. 393

Die Vergleichbarkeit der hier dargestellten Ergebnisse verdeutlicht die Ähnlichkeit der verwendeten Methoden und theoretischen Konzeptionen. Alle drei bilden ihre Milieusegmentierungen anhand subjektiv-individueller Handlungsmuster und den ihnen zugrunde liegenden Orientierungen und Motivationen. Die vorhandenen Ähnlichkeiten werden von Schulze als Hinweis auf die Validität der Ergebnisse und Vorgehensweisen interpretiert:

„Aus drei voneinander unabhängigen Studien treten uns hier ähnliche Milieusegmentierungen entgegen. In den Parallelen zwischen verschiedenen Analysen setzen sich Spuren der sozialen Wirklichkeit durch (...) (S. 392, ebd.).“

Die Parallelität der Ergebnisse könnte jedoch ebenso Resultat der gleichen theoretischen Mängel sein. Ein Teil der allgemeinen kritischen Anmerkungen, die diese Vermutung stützen, sind schon im Zusammenhang mit den Sinus-Milieus ge-

äußert worden. Im folgenden Abschnitt soll Schulzes Entwurf der Erlebnisgesellschaft einer zusammenfassenden Beurteilung unterzogen werden.

2.5.4. Diskussion

Die Beurteilung der Erlebnisgesellschaft als Gesamtkonzept muß an dieser Stelle zwiespältig ausfallen. Positiv ist zunächst Schulzes Bemühen um ein differenziertes theoretisches Konzept. Im Gegensatz zu den eher allgemeinen Anmerkungen Becks und dem quasi gänzlich theorieleeren Empirismus der Sinus-Forschungen hat Schulze vor allem den Bereich der objektiv veränderten Lebensumstände, die für die mutmaßlich veränderten sozialen Strukturen ursächlich sind, eingehend thematisiert und zu einem in sich durchaus schlüssigen theoretischen Konzept verarbeitet. Aus einer interaktionistisch-handlungstheoretischen Perspektive heraus gelingt es ihm zunächst, die Folgen der objektiv gewachsenen Möglichkeitsspielräume auf individuell-subjektive Einstellungen und Verhaltensmodi zu erläutern und begrifflich zu fassen. Denn unabhängig davon, welcher Position man in der aktuellen Strukturdiskussion zuneigt, ist die grundsätzliche Tatsache, dass sich die objektiven Lebensumstände in den Nachkriegsjahrzehnten durchaus im Sinne Becks und der anderen Modernisierungsvertreter (Wohlstand, Wohlfahrtsstaat, Bildungsexpansion, mehr Freizeit etc.) verändert haben, unbestritten. Ebenso naheliegend ist es, darüber hinaus anzunehmen, dass diese veränderten Umstände konkrete Folgen für die subjektive soziale Existenz haben müssen.

So naheliegend diese Erkenntnis auf den ersten Blick auch erscheinen mag, so unabdingbar ist es, auch diese allgemeine Annahme einer differenzierteren Überprüfung und Analyse zu unterziehen. Genau dies tun z.B. die Sinus-Vertreter nicht. Dort wie auch in vielen anderen Arbeiten zum Thema (z.B. Hradil 1992, Berger 1986, Michailow 1996, etc.) begnügen sich die Autoren meist mit dem lapidaren Hinweis auf Individualisierung und Pluralisierung, so als gewähre allein die Verwendung dieser populären Begriffe umfassende Erkenntnis über die konkreten sozialen Bedingungen und Prozesse, die bei der postulierten Individualisierung des sozialen Subjekts in irgendeiner Form wirksam sein müssen. Wenn aber überall mit der allgegenwärtigen „Formel“ Individualisierung argumentiert wird, sollte auch der Versuch unternommen werden zu verstehen, was sich bei der

zugrunde liegenden individuellen Sozialisation konkret ereignet und vor allem, wie es sich ereignet. Während bei den Sinus-Milieus und anderen methodisch ähnlichen Untersuchungen diese grundlegende Frage weitgehend ausgeblendet wird, um der vermeintlich individualisierten Gesellschaft möglichst schnell und direkt zu einem neuen Strukturmodell zu verhelfen, ist Schulze an diesem Punkt wesentlich genauer. Seine Überlegungen zum gewandelten Verhältnis Subjekt/Situation in Bezug auf die Modi des Betreffens und Handelns sowie seine Hinweise auf die daraus folgenden Muster bei der Entstehung von sozialen Beziehungen oder Gemeinschaftsformen (Beziehungsvorgabe/Beziehungswahl) stellen prinzipiell einen brauchbaren theoretischen und begrifflichen Rahmen dar, die behaupteten Individualisierungsprozesse am Beispiel konkreter Sozialisationsgeschichten und Biographien inhaltlich zu überprüfen und näher zu bestimmen.

Leider kann Schulze im weiteren Verlauf seiner Arbeit die so eröffneten Möglichkeiten nicht ausreichend nutzen. Stattdessen versucht auch er sich an einem abgeschlossenen Milieukonzept und dessen empirischer Umsetzung zu einer konkreten Milieusegmentierung für die Bundesrepublik. Die inhärente Logik seiner Argumentation betreffend, stellt diese Vorgehensweise jedoch einen kaum nachzuvollziehenden „Sprung“ dar. Dieser Sprung besteht in erster Linie darin, dass er die seinerseits geleistete theoretische Annäherung an den prinzipiell *möglichen* Charakter des Einflusses, den die objektiv veränderten Lebensumstände auf die subjektive soziale Situation haben *könnten*, eher als Beschreibung absoluter und vollständig vollzogener gesellschaftlicher Wandlung interpretiert. Wenn er also bezogen auf das gewandelte Verhältnis Subjekt/Situation von einer Bedeutungsverschiebung in Richtung des Subjekts im Sinne vielfältigerer Wahlmöglichkeiten und weniger objektiv determinierender Faktoren spricht, spiegelt die Gestalt seines konkreten empirischen Modells im eigentlichen Sinne gar keine Verschiebung, sondern einen vollzogenen und grundsätzlichen Wandel wider. Durch diese „Verabsolutierung“ nimmt er zwei weitreichende Verallgemeinerungen in Kauf:

1. Das Verhältnis zwischen objektiv determinierenden und subjektiv wählbaren Faktoren ist nicht mehr differenziert interpretierbar. Die Dominanz des Subjekts ist absolut und allgemeingültig. Die Möglichkeit, dieses Verhältnis als grundsätzlich flexibel zu betrachten und demgemäß unterscheiden zu können, welche sozialen Gruppen oder Subjekte in welchem Maße die Möglichkeit haben, die Öffnung multioptionaler Räume zu nutzen oder wahrzunehmen, wird somit von vornherein

negiert. Das heißt in letzter Konsequenz, dass jedes Individuum über den gleichen objektiven Zugang zur gleichen Vielzahl von Möglichkeiten verfügen muss.

2. Daraus folgt, dass in der derart gewandelten Gesellschaft die Ausdifferenzierungen sozialer Ungleichheit einzig auf subjektive Wahlentscheidungen zurückzuführen sein müssen. Objektive Bedingungen haben also nicht nur einen Teil ihrer Bedeutung verloren, sie sind vielmehr bedeutungslos geworden. Auf den Punkt gebracht müssen also *jedem alle* Optionen gleichermaßen offen stehen.

Durch diesen vollständigen Wechsel der Perspektive negiert Schulze die Existenz eines übergeordneten theoretischen Rahmens und eines allgemeineren Verständnisses sozialer Ungleichheit, das dem Verständnis spezifischer sozialhistorischer Realitäten vorausgehen muss. Gestern war „Kompetitive Gesellschaft“, heute ist „Erlebnisgesellschaft“. Es gibt keine Übergänge, keine Zwischenstufen und keinen Entwicklungsprozess. Wie aber ist dann der Übergang von der einen in die andere Gesellschaftsform überhaupt erklärbar, wie ist er überhaupt möglich? Wie, wenn nicht durch ein grundsätzlich offeneres Verständnis von objektiven Bedingungen und subjektiven Möglichkeiten, die miteinander in Wechselwirkung stehen, aber deren Kräfteverhältnis untereinander nicht statisch, sondern flexibel ist, sollen überhaupt soziale Veränderungen und soziale Ungleichheit entstehen können.

Genau in diesem Spielraum, in dem es letztendlich nur um graduelle, um relative Veränderungen, um ein „Mehr von diesem Weniger von jenem“ gehen kann, bleibt Schulze inkonsequent. Einerseits scheint er sich dieser Problematik bewusst, wenn er zunächst (1995, S. 15) ausführt:

„Im Titel soll nicht eine absolute, sondern eine komparative Charakteristik der Gesellschaft zum Ausdruck kommen. >>Erlebnisgesellschaft<< ist ein graduelles Prädikat, das die im historischen und interkulturellen Vergleich relativ große Bedeutung von Erlebnissen für den Aufbau der Sozialwelt bezeichnet. Es wäre absurd diesen Aspekt zum ganzen zu erklären. (...) Der Titel besagt nicht diese Gesellschaft ist eine Erlebnisgesellschaft, sondern: sie ist es mehr als andere (...).“

Andererseits ignoriert er diese allgemeinen theoretischen Einwände zunehmend, je mehr er sich inhaltlich seinem konkreten Milieumodell annähert, das nur dann einen Sinn ergibt, wenn man explizit von einem Gesellschaftstyp ausgeht, in dem „ein aus der Perspektive des einzelnen unendlich großer Möglichkeitsspielraum (ebd., S. 140)“ zur Verfügung steht und davon, dass „mit der Vermehrung der

Möglichkeiten die außenorientierte ökonomische Semantik durch die innenorientierte psychophysische Semantik abgelöst wurde (ebd., S. 165).“

Vergleicht man die hier zitierten Passagen, zeigen sich zum einen offenkundige Widersprüche und zum anderen ein spezifisches Problem, das sich sozusagen wie ein roter Faden durch „Die Erlebnisgesellschaft“ zieht. Die eher relativierenden Anmerkungen bezüglich der theoretischen Reichweite und des empirisch-praktischen Geltungsanspruchs seines Konzepts „Erlebnisgesellschaft“ und der damit verbundenen Perspektive auf soziale Ungleichheit schlagen sich letztlich nicht in den konkreten Ergebnissen nieder. Je mehr er sich von seinen vielschichtigen theoretischen Ausführungen auf das resultierende Milieumodell zu bewegt, desto undifferenzierter wird er.

Wenn er zunächst darauf hinweist, der Begriff Erlebnisgesellschaft habe komparativen Charakter in dem Sinne, dass Erlebnisse (und damit auch subjektive Erlebnisorientierungen) in dieser Gesellschaftsform eine größere Rolle als in anderen spielen, sollte sich diese postulierte Komparativität auch im Milieu-Modell niederschlagen. Um seine eigenen Begriffe zu verwenden, heißt das, dass in der „Kompetitiven Gesellschaft“ (die ja die „Vorgängerin“ der Erlebnisgesellschaft darstellt und die der vertikal-sozioökonomischen Semantik der Schichtungssoziologie entspricht) subjektive (Erlebnis-) Orientierungen ebenfalls eine Rolle spielen, wenn auch eine vergleichsweise kleinere. Weiterhin bedeutet dies, dass in der Erlebnisgesellschaft auch „kompetitive“ Elemente noch von Bedeutung sein müssen, wenn auch von vergleichsweise kleinerer. Um sich ein Bild davon machen zu können, wie sich das Verhältnis zwischen beiden Faktoren darstellt, müssen auch beide betrachtet werden. Eine solche vergleichende und integrierende Perspektive nimmt Schulze jedoch nicht ein. Auch übt er keine allgemeine Kritik an der Schichtungssoziologie in dem Sinne, dass sie vielleicht grundsätzlich zu abstrakt oder zu ungenau sei, um subjektiv motivierte Orientierungen erfassen zu können. War die schichtungstheoretische Perspektive der spezifischen sozialhistorischen Situation „Kompetitive Gesellschaft“ angemessen, entspricht seine Ungleichheitssemantik der freien subjektiven Wahl der Erlebnisgesellschaft. In dieser Argumentation ist kein komparatives Element enthalten. In der Erlebnisgesellschaft müssen demzufolge vollständig und grundsätzlich andere Verhältnisse herrschen als in der „geschichteten“ Gesellschaft. Auch wenn man an dieser Stelle einwenden mag, dass Schulze an diesem Punkt seine Argumentation natürlich etwas zu-

spitzen muss, um die grundsätzliche Richtung seines Gedankenganges zu verdeutlichen, spiegelt sein konkretes Milieumodell diese einseitig verengte Perspektive wider. Als angewandtes Instrument zur Analyse sozialer Strukturen betrachtet es soziale Ungleichheit als Folge individuell-subjektiver Orientierungen und Handlungsmuster, die keinerlei bedeutsamen objektiven Einflüssen oder Begrenzungen mehr unterworfen sind.

Den empirischen Beweis oder die schlüssige theoretische Herleitung eines derart fundamentalen Wandels zentraler gesellschaftlicher Sinnzusammenhänge bleibt Schulze jedoch ebenso wie Beck oder die Sinus-Vertreter letztlich schuldig. Ausgangspunkt aller weiterführenden Überlegungen ist somit hier wie dort die weder bewiesene noch ausreichend überprüfte Annahme, dass gewisse wahrnehmbare soziokulturelle Differenzierungstendenzen Folgen eines grundsätzlichen und vollständigen Wandels der vorherrschenden Ungleichheitssemantik seien.

Die Widersinnigkeit des Versuchs, soziale Strukturen allein auf subjektiv-individuelle Orientierungen in Form eines Milieu-Modells zurückführen zu wollen, erkennt er an anderer Stelle selbst an, wenn er, wie im vorigen Abschnitt zitiert, feststellt, dass eine Milieueinteilung, die am Kriterium des festen Stiltypus ausgerichtet ist, zur Tautologie werden muss. Diese Gefahr versucht er zu umgehen, indem er seiner Milieusegmentierung ein „situationales Gruppenmodell (...), gewonnen aus einer Kombination von Alter und Bildung“ (S. 187, ebd.), zugrunde legt. Nach all seinen komplexen und ausführlichen theoretischen Ausführungen und Erläuterungen zum subjektiv unbegrenzten Raum der Wahlmöglichkeiten muss er also, wenn es zur konkreten Umsetzung seines theoretischen Modells kommt, doch auf zwei prinzipiell objektive Strukturdeterminanten zurückgreifen. Besonders die Variable Bildung ist ja einer der klassischen Schichtindikatoren, der darüber hinaus im direkten kausalen Zusammenhang mit den meisten anderen Merkmalskategorien der Schichtungssoziologie steht. Durch diese „Hintertür“ gelangen also letztlich doch Elemente objektiv bedingter sozialer Ungleichheit in Schulzes Milieumodell, das somit nicht in der Lage ist, die theoretisch behauptete Dominanz individuell-subjektiv bedingter Differenzierungsmuster zu untermauern.

Überhaupt ist es wenig überzeugend, wie die Vertreter der neuen horizontalen Ungleichheitsperspektiven im Allgemeinen und Schulze im Besonderen vom Postulat uneingeschränkter individueller Entfaltungsmöglichkeiten letztlich doch wieder zu überschaubaren Großgruppenmodellen gelangen. Noch erstaunlicher

scheint jedoch, dass diese Großgruppen, entgegen des behaupteten Bedeutungsverlustes objektiver sozialer Lagen, am Ende doch durch ebensolche typischen Lagen charakterisiert werden können. In der Abb. 2.5.4. werden die objektiven Lagen der von Schulze ermittelten fünf Milieus im Überblick gezeigt (vgl. ebd., S. 291 ff.):

Abb. 2.5.4. Objektive soziale Lage der Erlebnismilieus

Milieubezeichnung und vorherrschende Altersstruktur	Objektive soziale Lage/Situation
<p>Niveaumilieu (älter, über 40)</p>	<p>Gehobene Berufsgruppen/hohe Position in der Hierarchie am Arbeitsplatz/überwiegend Kopfarbeit/oft Arbeit außerhalb der normalen Arbeitszeiten/Arbeit erfordert hohe Konzentration/häufig erzieherische Arbeit/keine physischen Arbeitsbelastungen (Lärm, Schmutz, Luft)/hoher Wohnkomfort/häufig Wohneigentum/gehobener Bildungs- und Berufsstatus bei Eltern und Partner/geringer Hausfrauenanteil</p>
<p>Harmoniemilieu (älter, über 40)</p>	<p>Verheiratet oder verwitwet/hoher Hausfrauenanteil/ hoher Anteil von Rentnern und Rentnerinnen/häufige Selbstzurechnung zur „Unterschicht“ oder „Arbeiterschicht“/Arbeitssituation eher ungeordnet, häufig unqualifiziert/diverse Belastungen (Lärm, Schmutz, Luft, Anstrengung)/überwiegend Handarbeit/relativ selten Wohneigentum/niedriger Wohnkomfort/geringe Bildung und geringer beruflicher Status bei Partner und Eltern</p>
<p>Integrationsmilieu (älter, über 40)</p>	<p>Überwiegend verheiratet oder verwitwet/Hoher Hausfrauenanteil/Mittlere Status- und Einkommensgruppen/Arbeitssituation: typische Merkmale der Tätigkeit des mittleren Angestellten/hoher Wohnkomfort/ hoher Anteil von Wohneigentum/mittlerer bis gehobener Bildungs- und Berufsstatus bei Eltern und Partner</p>
<p>Selbstverwirklichungsmilieu (jünger, unter 40)</p>	<p>Hoher Anteil lediger Personen/hoher Anteil von Personen in Ausbildung/Dominanz mittlerer Statusgruppen/Arbeitsmotivation: tendenziell Kopfarbeit, viele soziale Berufe, qualifizierte Tätigkeiten, Arbeit am Bildschirm/Schulbildung des Partners mittel oder höher</p>
<p>Unterhaltungsmilieu (jünger, unter 40)</p>	<p>Überwiegend verheiratet oder mit Partner zusammenlebend/abhängig beschäftigt/ überwiegend niedriger beruflicher Status/geringe materielle Zufriedenheit/ Arbeitssituation: überwiegend Handarbeit mit diversen Belastungen (Lärm, Schmutz, Körperliche Anstrengung, schlechte Luft, Unfallrisiko)/selten Wohneigentum/geringe Wohnzufriedenheit/ Schulbildung und Status der Eltern gering/Schulbildung und Status des Partners gering</p>

Wie sich anhand der oben dargestellten Übersicht unschwer erkennen lässt, hat Schulze selbst für jedes seiner Milieus eine typische soziale Lage oder Situation ermitteln können, die sich mühelos im schichtungssoziologischen Sinne interpretieren lässt (vgl. a. ebd., S.400):

Abb. 2.5.5. Schichtzugehörigkeit der Erlebnismilieus

Oberschicht	Niveaumilieu
Obere Mittelschicht	
Mittlere Mittelschicht	Selbstverwirklichungsmilieu Integrationsmilieu
Untere Mittelschicht, Unterschicht	Harmoniemilieu Unterhaltungsmilieu

Selbst anhand der denkbar allgemeinsten und größten Schichtstruktur lassen sich alle Milieus eindeutig zuordnen. Für die (mittlere) Mittelschicht und die Unterschicht (und untere Mittelschicht) finden sich jeweils zwei Milieus. Die Differenzierung zwischen diesen beiden jeweils „schichtgleichen“ Milieus scheint maßgeblich von deren Alterstruktur abzuhängen (siehe Abb. 2.5.4.). Allein dieses Beispiel macht deutlich, wie wenig Schulzes eigene empirische Ergebnisse seine Annahme des Bedeutungsverlustes objektiver Lagen für die Entstehung sozialer Ungleichheit stützen. Auch das postulierte „Verschwinden“ der vertikal geschichteten Gesellschaft in der „sozialhistorischen Mottenkiste“ bedarf wesentlich schlüssiger Beweise als jene, die Schulze letztlich vorweisen kann. Wie schon bei den Sinus-Milieus wird deutlich, dass die Interpretation der thematisierten sozialen Differenzierungsprozesse eher der a priori eingenommenen Perspektive als den objektiven Tatsachen entspricht. Hier wie dort gelingt es nicht schlüssig zu vermitteln, warum die partielle Ausdifferenzierung unterschiedlicher soziokultureller Lebensformen bei vergleichbaren objektiven Lagen mit der völligen Auflösung des Zusammenhanges zwischen Lage und Bewusstsein gleichgesetzt wird.

2.6. Von der Autonomie der Lebensstile - ein theoretischer Versuch von Hörning, Ahrens und Gerhard

Wie in den bisherigen Abschnitten dieses Kapitels deutlich geworden sein sollte, ist das, was von Beck quasi als erste theoretische und empirische Annäherung an das Phänomen der soziokulturellen Ausdifferenzierung sozialer Lagen, gekennzeichnet durch die Begriffe Individualisierung und Pluralisierung, geleistet wurde, zu neuen Ungleichheitsmodellen verarbeitet worden, deren theoretische Perspektive sich charakteristisch von jener der traditionellen Schichtungssoziologie unterscheidet. Im Gegensatz zum vertikalen Ungleichheitsparadigma des funktionalistischen Schichtkonzepts wird dort die zunehmende horizontale Ausdifferenzierung sozialer Ungleichheit grundsätzlich im Sinne einer gewachsenen Bedeutung individuell-subjektiver Orientierungen und Handlungsweisen interpretiert. Jenseits dieser allgemeinen Tendenz bleibt jedoch zunächst offen, in welchem Maße subjektive Motivationen bei der Entstehung gesellschaftlicher Strukturen von den objektiven Lagen unabhängig geworden sind. Die konkrete Konzeption eines Ungleichheitsmodells ist demnach davon abhängig, welchen theoretischen Status man dieser individuell-subjektiven Komponente beimisst. Geht man von einer nur graduell gewachsenen Autonomie bzw. von einer bloßen Erweiterung des Spielraums individueller Möglichkeiten aus, müsste das resultierende Konzept eher dem Charakter einer Modifizierung oder Ergänzung der bisherigen Perspektiven entsprechen. Wird jedoch theoretisch ein Status weitgehender bis völliger Autonomie der subjektiven Möglichkeiten von den objektiven Lagen vorausgesetzt, muss das daraus resultierende Modell einen grundsätzlichen und vollständigen Wandel der zugrunde liegenden Ungleichheitssemantik widerspiegeln.

Wie die beiden in diesem Kapitel näher analysierten Fallbeispiele verdeutlicht haben, neigen zwei der populärsten und bedeutendsten Milieumodelle, die in diesem Zusammenhang erarbeitet worden sind, mehr oder weniger deutlich in die letztgenannte Richtung. Ist diese Tendenz bei den Sinus-Milieus eher indirekt spürbar, indem sie der konkreten Milieukonstitution ohne weitere theoretische Erläuterung implizit vorausgesetzt wird, wird sie bei Schulze auch im theoretischen Teil ausdrücklich formuliert. Auch wenn in der gegenwärtigen Diskussion ebenfalls andere Positionen vertreten werden (z.B. Konietzka 1995, Müller 1992, Geißler 1994),

bleibt festzuhalten, dass sich diese Sichtweise zunehmend durchsetzt (vgl. z.B. Hradil 1996, Michailow 1996) und mittlerweile beinahe schon den „mainstream“ innerhalb der Strukturdiskussion darstellt. Um dies noch einmal abschließend zusammenzufassen und auch inhaltlich zu verdeutlichen soll an dieser Stelle noch ein theoretischer Beitrag von Hörning u.a. (1996) betrachtet werden, der die konzeptionelle und theoretische Autonomie von Lebensstilen ausdrücklich postuliert und somit „noch einen Schritt weiter“ geht als die zuvor diskutierten Milieu-Ansätze, bei denen sich diese Autonomie eher indirekt aus der inhärenten Logik der konkreten Modelle ergibt.

Die prinzipielle Frage nach Bedeutung und Ausmaß der im allgemeinen Lebensstildiskurs thematisierten Differenzierungs- und Entstrukturierungsprozesse wird auch hier a priori im Sinne eines vollständigen Wandels der vorherrschenden Ungleichheitssemantik gedeutet:

"Sie (die Lebensstilforschung, D.W.) versteht sich als Reaktion auf die vorangetriebenen gesellschaftlichen Ausdifferenzierungsprozesse in Richtung einer Diversifizierung und Ausdifferenzierung sozialer Lagen, die jenseits von Klasse und Schicht zu einer Pluralisierung und Heterogenität disparater Teillagen geführt haben. (...) Innerhalb der Lebensstilforschung ist man denn auch darüber einig, dass sich im Zuge wohlfahrtsstaatlicher Entwicklung sowie in der Folge des >>allgemeinen Fahrstuhleffekts<< der Aufbau der Gesellschaft in dem Sinne geändert hat, dass nicht länger von einer vertikalen, an Berufs- und Bildungshierarchie ausgerichteten, leistungsbezogenen, von oben nach unten verlaufenden Struktur der modernen Gesellschaft ausgegangen werden kann, sondern nach horizontalen Strukturkonzepten Ausschau gehalten werden muß (S. 33, ebd.)."

Jenseits dieses postulierten allgemeinen Konsenses, der im Wesentlichen aus einer knappen Zusammenfassung der Individualisierungsthese Becks besteht, räumen Hörning u.a. ein, sei es jedoch strittig, inwiefern der Lebensstil theoretisch an das Individuum anzubinden sei oder im Zusammenhang mit objektiven Strukturvorgaben betrachtet werden müsse (vgl. ebd., S. 33 ff.). Unabhängig davon, dass diese Frage im Rahmen des angesprochenen Konsenses, der einen grundsätzlichen Perspektivenwechsel vom vertikalen zum horizontalen Ungleichheitsparadigma fordert, eigentlich schon von vornherein beantwortet ist, scheinen die Autoren sie für theoretisch wenig fruchtbar zu halten. Denn, "indem jetzt der Kultur die Vorrangstellung eingeräumt wird, werden die modernen gesellschaftlichen

Differenzierungsprozesse zwar mit >>neuen<< Begriffen, jedoch vornehmlich mit konventionellen Instrumentarien untersucht. (...) So kann das gegenseitige Auspielen von >>objektiven<< Bedingungen auf der einen Seite gegen >>subjektive<< Deutungsleistungen auf der anderen Seite zwar als Hinweis auf die mittlerweile unbestrittene Bedeutung der Lebensstilkategorie gelesen werden, der theoretische Stellenwert der Lebensstilkategorie aber in Bezug auf moderne Gesellschaftsanalysen bleibt unscharf (ebd., S. 34)."

Wenngleich diese theoretische Unschärfe auch in dieser Arbeit am Beispiel der Sinus Milieus und Schulzes "Erlebnismilieus" aufgezeigt werden konnte, zielt die Kritik von Hörning u.a. in die entgegengesetzte Richtung. Der theoretische und empirische Übergang zu horizontalen Ungleichheitsmustern geht ihnen nämlich nicht weit genug, solange er sich überhaupt noch in einem semantischen Raum "bewegt", der zwischen objektiven und subjektiven Faktoren differenziert, gleichgültig wie er ihr "Kräfteverhältnis" interpretiert. Demzufolge haben sich also nicht die Bedeutungen innerhalb dieses Raumes verschoben, sondern Hörning u.a. zufolge muss der Raum selbst neu definiert werden. Das bedeutet konkret:

"Es geht darum, den Lebensstil als eine eigenständige Kategorie in seinem theoretischen Gehalt voranzutreiben. In Absetzung zu bisherigen Lebensstilforschungen gehen wir von der Autonomie der Lebensstile aus (ebd.)."

Auf Grundlage der bisher in diesem Kapitel erarbeiteten Ergebnisse betrachtet, ist die hier postulierte "Absetzung zu bisherigen Lebensstilforschungen" allerdings nicht mit einer Korrektur der generellen Perspektive auf die "neuen" sozialen Differenzierungen zu verwechseln. Die grundsätzlich "horizontale Interpretation" modernisierter Ungleichheitsstrukturen und ihre theoretische Anbindung an das Individuum wird hier nicht nur beibehalten, sondern lediglich konsequent und explizit zur "Vollendung" gebracht. Haben z.B. die Sinus-Forschung und Schulze im Rahmen ihrer Milieu-Studien objektive Strukturmerkmale zumindest auf der empirischen Ebene zur Milieukonstitution noch herangezogen und ihre eigenen theoretischen Vorgaben dadurch letztlich wieder in Frage gestellt, wollen sich Hörning und seine Kollegen dieser "Gefahr" anscheinend gar nicht erst aussetzen. Denn Lebensstil als autonomes theoretisches Konzept blendet die Fragen nach abhängigen und unabhängigen Variablen innerhalb sozialer Prozesse sowie nach objektiven und subjektiven Faktoren nicht nur endgültig aus, es macht sie unmöglich. Wie diese Lebensstile entstehen, kann somit definitiv nicht mehr beant-

wortet werden und scheint aus Sicht der Autoren auch kein soziologisch relevantes Problem zu sein. Im Folgenden wird dementsprechend vornehmlich der methodische und praktische Nutzen dieser theoretischen Autonomie thematisiert:

"Den Lebensstil als eine eigenständige Analyseperspektive zu begreifen, öffnet den Blick für Kontingenzspielräume, die durch die Art der Themenauswahl - und Verknüpfung im Lebensstil selbst erzeugt werden. (...) Der Lebensstil ist nicht als abhängige Variable struktureller Bedingungen zu verstehen. Diese finden vielmehr erst im Lebensstil ihre je unterschiedlichen Ausformulierungen. (...) In welcher Form >>objektive<< Bedingungen ihre jeweiligen Effekte zeigen, ist vielmehr nur im Lebensstil selbst zu beantworten. (...) Indem wir die Eigenwirksamkeit lebensstilspezifischer Prozesse hervorheben, lösen wir den Lebensstil aus seiner Subjektzentrierung und betrachten nicht das einzelne Subjekt als Autor, als alleinigen Träger des Lebensstils. Lebensstile werden zwar von Personen in >>Anspruch genommen<<, das heißt aber nicht, dass man gleichfalls den einzelnen Personen die Urheberschaft zuweisen, dass man einseitig den einzelnen Subjekten ihre Hervorbringung zumuten muß. Mit dieser Distanzierung von einer subjektzentrierten Lebensstilesemantik gewinnen wir ein tiefenschärferes Auflösungsvermögen (S. 35 f., ebd.)."

Lebensstile sind demnach also weder strukturabhängig noch subjektzentriert, sie sind, was sie sind. In ihnen verschmelzen objektive und subjektive Faktoren zu einer neuen eigenständigen Chemie, deren einzelne Elemente nicht mehr in objektive und subjektive Anteile differenziert werden können, sondern als Aspekte des "Ganzen" immer beides in sich vereinen. Eine solche Sichtweise, die auf abstrakt-erkenntnistheoretischer Ebene durchaus nicht uninteressant sein muss, wird im Rahmen einer unmittelbaren forschungspraktischen Umsetzung zur Identifizierung von Ungleichheitsstrukturen jedoch schnell zur "Mogelpackung". Die theoretische Reichweite eines solchen autonomen Lebensstilkonzepts muss zwangsläufig begrenzt bleiben und reicht nur vom Lebensstil zur konkreten individuellen Handlung, die ja selbst das hauptsächlich konstituierende Merkmal eben jener Lebensstile ist. Das tautologische Element, das sich bereits bei den Arbeiten von Schulze und Sinus feststellen lässt, kann so keineswegs abgeschwächt werden. Es erfährt lediglich eine vermeintliche theoretische Absicherung, die, einer solchen Perspektive folgend, nunmehr keiner weiteren Rechtfertigung bedarf. Fragwürdig bleibt weiterhin die oben behauptete Abkehr vom "subjektzentrierten"

Lebensstilbegriff. Träger eines bestimmten Lebensstils ist immer ein bestimmtes Individuum, und Lebensstile als autonomes Konzept können sich somit nur auf individuelle und somit subjektive Sinngebungen beziehen. Wie also ein theoretisch autonom aufgefasster Lebensstil überhaupt *nicht* subjektzentriert sein kann, bleibt daher eine weitgehend offene Frage.

Die hier von Hörning u.a. entwickelte Vorgehensweise hat nur eine relativ begrenzte theoretische Reichweite. Je nach inhaltlichem Interesse können Lebensstile identifiziert und beschrieben werden. *Wie* diese Lebensstile aber entstanden und welche sozialen Einflüsse an ihrer Entstehung beteiligt sind, kann aus der Autonomieperspektive heraus nicht geklärt werden. Der soziologische Blick auf soziale Strukturen kann und sollte sich aber nicht auf die Beschreibung der realen Phänomene beschränken, sofern er den wissenschaftlichen Anspruch, gesellschaftliche Verhältnisse auch verstehen und erklären zu können, nicht aus den Augen verlieren will. Genau diesen Anspruch aber geben die Autoren möglicherweise preis, wenn sie davon ausgehen, "dass die Wirklichkeit nicht von der Art und Weise ihrer Darstellung zu trennen ist (...). (...) So gesehen gibt es kein >>Dahinter<< und >>Darunter<< mehr. Der >>Vordergrund<< bzw. die >>Oberfläche<< wird zum einzigen Anhaltspunkt soziologischer Betrachtungen (ebd., S. 38 f.)."

Was aber kann eine solche "Oberflächensoziologie" leisten? Die Antwort auf diese Frage geben Hörning u.a. mit ihrer Studie "Lebensstile in der Auseinandersetzung mit Technik Kommunikation und Zeit" (ebd., S. 40 ff.). Ausgehend von dem beschriebenen Konzept autonomer Lebensstile konnten drei Lebensstilkonfigurationen ermittelt werden, die sich anhand eines spezifischen Umgangs mit den Faktoren Zeit, Technik und Kommunikation identifizieren lassen. Die drei ermittelten Stile bezeichnen sie mit den Begriffen "technikfaszinierte Wellenreiter", "kommunikationsorientierte Skeptiker" und schließlich "zeitjonglierende Spieler" (vgl. ebd.). Hier deutet sich an, was der vorgeschlagene theoretische Ansatz letztlich qualitativ zu leisten vermag. Man kann unter jedem beliebigen Teilaspekt (sofern er einer näheren Untersuchung für würdig erachtet wird) Lebensstilgruppierungen ermitteln: Politikstile, Kommunikationsstile, Freizeitstile, Wohnstile, Konsumstile, den Möglichkeiten und dem Differenzierungsgrad sind keine Grenzen gesetzt. Verhaltensweisen und Handlungsmuster können bestimmten Teilaspekten sozialer Realität entsprechend identifiziert und kategorisiert werden. Trotz-

dem sehen die Autoren ihr methodisches Vorgehen nicht auf spezifische Anwendungsmöglichkeiten begrenzt:

"Diesen hier am speziellen Thema >>Technik, Kommunikation und Zeit<< entfalten Lebensstilansatz verstehen wir als eine Neuorientierung der Lebensstilforschung. Über den reinen techniksoziologischen Anwendungsfall ist die Studie somit ein Beitrag zur Ausformulierung einer allgemeinen Lebensstilanalyse (ebd., S. 45)."

Was aber verstehen Hörning u.a. unter einer allgemeinen Lebensstilanalyse? Den hier zuvor angestellten Überlegungen hinsichtlich der theoretischen Reichweite (oder vielleicht besser der Begrenztheit) eines autonomen Lebensstilkonzepts zufolge kann "allgemein" hier nur bedeuten, dass der vorgeschlagene Ansatz für den "techniksoziologischen Anwendungsfall" ebenso geeignet ist wie für jeden anderen spezifischen Untersuchungsgegenstand. Losgelöst aber von der Summe dieser spezifischen Anwendungsfälle kann die vorgeschlagene theoretische Perspektive keinerlei umfassende Erkenntnis darüber vermitteln, wie sich diese "wilde" Lebensstillandschaft als Ganze darstellt, welchen allgemeinen Gesetzmäßigkeiten sie folgt und wie das Subjekt „X“ zum Lebensstil „Y“ kommt.

Mit einem autonomen Lebensstilkonzept können wir sozusagen unbegrenzt Lebensstilforschung betreiben, aber anstatt des seitens der Autoren erhofften Gewinns an "Tiefenschärfe" steht zu befürchten, dass wir höchstens eine Unübersichtlichkeit gewinnen werden, die bestimmte Einzelaspekte sozialer Realität überinterpretiert und somit ein "Zerrbild" produziert, das weniger Erkenntnis verspricht, als es Verwirrung zu stiften in der Lage ist. Sicher ist es legitim und interessant, die Verhaltensstile sozialer Akteure im Rahmen durchaus bedeutsamer spezieller Fragekonstellationen, wie die hier genannte kulturosoziologische Untersuchung über den sozialen Aspekt des Umgangs mit Zeit, Technik und Kommunikation, einer forschungspraktischen Analyse zu unterziehen. Als theoretische Grundlage zur Erfassung übergeordneter sozialer Strukturen oder zum allgemeinen Verständnis sozialer Ungleichheit erscheint eine derartige Vorgehensweise jedoch ungeeignet. Das resultierende Bild beliebig vieler über- und nebeneinander liegender Lebensstilkonfigurationen bleibt an die Oberfläche der beobachteten Phänomene gebunden und stellt in der Eigendynamik der daraus resultierenden "Differenzierungsschraube" und der einmal geweckten kreativen Potentiale der beteiligten Sozialforscher einen vielleicht noch größeren Soziologismus

dar als die abstrakte "Adlerperspektive" der traditionellen Sozialstrukturanalyse. Unabhängig von der ursprünglichen Frage, wie weit (oder wie wenig) man individuelle Lebensstile durch objektive Gegebenheiten determiniert sieht, muss das Verhältnis beider Faktoren doch gerade differenziert untersucht oder zumindest thematisiert werden, um diejenigen Antworten zu ermöglichen, ohne die ein Strukturmodell lediglich die willkürliche Schwerpunktsetzung seines Urhebers, nicht aber objektive soziale Realitäten widerspiegeln kann.

Wenn Hörning u.a. hier zufrieden resümieren, dass ihr Lebensstilansatz "die Frage nach der Generierung von Lebensstilen nicht in einem fruchtlosen Entweder-Oder (Sozialstrukturvorgaben versus subjektive Deutungsleistungen) münden läßt" (ebd., S. 49), übersehen sie, dass ihre angeblich fruchtbarere, beide Aspekte einbeziehende Perspektive, die kritisierte Einseitigkeit der Entweder-Oder-Perspektive lediglich durch weitgehende theoretische Indifferenz ersetzt. Die Frage nach Maß und Charakter des Einflusses der angesprochenen Sozialstrukturvorgaben und subjektiven Deutungsleistungen auf subjektive Lagen und die so entstehenden Differenzierungsmuster kommt ihrer Beantwortung keinen Schritt näher, wenn man sie einfach ignoriert. Zudem sollte man sich an diesem Punkt noch einmal vergegenwärtigen, dass die Autoren weniger behaupten, dass Lebensstile autonom *sind*, als dass sie vielmehr hervorheben, welche methodischen Vorteile es bringt, Lebensstile theoretisch autonom *aufzufassen*. Ob sie nun aber tatsächlich autonom *sind*, lässt sich schlicht nicht mehr feststellen, wenn wir sie a priori als autonomes Phänomen definieren. Indem Hörning u.a. weiterhin feststellen, ihre Vorgehensweise verspreche Erkenntnis darüber, "in welcher Form im Lebensstil subjektive Deutungs- und Interpretationsmuster in ihrem Spielraum eine Begrenzung finden, als auch darüber, welche zahlreichen, je unterschiedlichen Anschlüsse im Lebensstil an gesellschaftliche Strukturvorgaben formuliert werden" (ebd.), bleibt unklar wie sie diesen Anspruch verwirklichen wollen. Denn ihr autonomes Lebensstilkonzept bleibt letztlich, wie sie selbst ganz richtig erkannt haben, auf die äußere *Form*, auf die oberflächliche Gestalt sozialer Phänomene beschränkt. Somit begnügen sie sich ausdrücklich damit zu benennen, wie sich Lebensstilkonfigurationen äußerlich darstellen. Die Erkenntnis, dass das, was sie nun letztendlich darstellen, Resultat objektiver Bedingungen und subjektiver Konstruktionsleistungen ist, erscheint banal und ist praktisch wertlos, solange sie nicht

zum Anlass genommen wird zu untersuchen, welche Rolle beide Faktoren in der konkreten Sozialisation und für die spezifische soziale Lage tatsächlich spielen.

Letztlich bleibt also festzuhalten, dass ein autonomes Lebensstilkonzept, wie es hier von Hörning u.a. vorgeschlagen wird, die ihrerseits kritisierte einseitige Vorrangstellung, die der Kultur in vielen der neuen horizontalen Ungleichheitsmodelle eingeräumt wird, nicht wirklich überwindet. Die Probleme, die eine derart einseitige Ungleichheitsperspektive mit sich bringt - wie hier anhand der exemplarischen Betrachtung der Milieustudien des Sinus-Instituts und Gerhard Schulzes aufgezeigt werden konnte - werden durch diesen theoretischen "Winkelzug" eher verschärft als überwunden. Die ausschließliche Thematisierung horizontaler und somit soziokulturell-subjektiver Lebensstilkonfigurationen stellt de facto einen vollendete Ausblendung vertikal-objektiver Strukturbedingungen dar.

Theoretisch autonom aufgefasste Lebensstile sind darüber hinaus zwangsläufig an das Individuum als seinen sozialen Träger gebunden und damit als allgemeines soziologisches "Instrument" zur Erfassung sozialer Ungleichheit eindeutig subjektzentriert.

Hatte es sich in den zuvor in diesem Kapitel behandelten Arbeiten als problematisch erwiesen, dass Merkmale der objektiven Lage nur noch als ergänzende und beschreibende Faktoren in den Milieucharakterisierungen auftauchen, jedoch nicht mehr in kausalen Bezug zu individuell-subjektiven Verhaltensmustern und Einstellungen gesetzt werden, schlagen Hörning u.a. hier vor, überhaupt nicht mehr zwischen subjektiven und objektiven Komponenten zu unterscheiden und sich somit von vornherein dieser Problematik zu entledigen. Aus der Not soll hier sozusagen eine Tugend gemacht werden. Dieser Versuch muss jedoch letztlich scheitern, da die Beschränkung auf ein rein deskriptives Erkenntnisniveau sowie die inhärent tautologische Logik anderer horizontal ausgerichteter "Entstrukturierungsmodelle" hier nicht überwunden, sondern vielmehr "perfektioniert" wird. Die Kritik an diesen qualitativen Mängeln verliert nicht ihre Berechtigung, wenn der Sinnzusammenhang, auf den sie sich bezieht, theoretisch ausgeblendet wird. Im Gegensatz zu ihrem eigens aufgestellten Anspruch, das wenig fruchtbare Entweder-Oder, das die aktuelle Diskussion kennzeichnet, überwunden zu haben, bleibt also unter dem Strich festzuhalten, dass sich Hörning u.a. theoretisch wie methodisch eindeutig auf Seiten der subjektzentrierten und horizontalen Ungleichheitssemantik der "Entstrukturierungsvertreter" befinden. Indem sie Lebensstile

explizit autonom auffassen, geben sie die Möglichkeit preis, den tatsächlichen Status von Lebensstilen im Spannungsfeld zwischen Strukturvorgaben und subjektiven Möglichkeiten zu untersuchen. Ebenso wird es unmöglich, Lebensstile in ihrer Entstehung und ihrem Charakter zu erklären oder zu deuten. Die vordringlichen Fragen, die sich der Soziologie angesichts stabiler objektiver Verhältnisse und der Differenzierung individueller Lagen stellen, werden somit in keiner Weise beantwortet, sondern teilweise ohne zwingende Begründung ausgeblendet.

2.7. Zusammenfassung und Ausblick

Die Ergebnisse der in diesem Kapitel angestellten Analysen sollen hier noch einmal in ihren wesentlichsten Punkten zusammengefasst werden. Die diskutierten theoretischen Positionen und empirischen Ergebnisse können mit der Bezeichnung "Entstrukturierungsansätze" charakterisiert werden. Ihr gemeinsamer "Nenner" ist darin zu sehen, dass sie einen vollständigen Wechsel vom vertikalen zum horizontalen Ungleichheitsparadigma in der Sozialstrukturanalyse fordern. Die von ihnen postulierte Entstrukturierung ist somit nicht nur auf die reale Ausdifferenzierung und Diversifizierung sozialer Lagen bezogen, sondern vor allem auch auf deren Interpretation. Die ihnen zugrunde liegende theoretische Position ist nicht aufgrund der Annahme einer *Bedeutungsverschiebung* zwischen objektiven Bedingungen und subjektiven Möglichkeiten formuliert, sie setzt vielmehr einen grundlegenden *Bedeutungswandel* des Verhältnisses zwischen objektiven und subjektiven Faktoren bei der Konstitution sozialer Ungleichheit voraus.

Entstrukturierung in diesem Kontext meint also die generelle Auflösung des Zusammenhanges zwischen objektiven und subjektiven Lagen im Sinne eines determinierenden Einflusses der objektiven Komponente. Auch wenn dies nicht in jedem der hier diskutierten Fälle (z.B. Sinus) explizit und in letzter Konsequenz formuliert ist, wird es doch zumindest inhärent vorausgesetzt und spätestens bei der konkreten Konstitution der Milieumodelle auch faktisch vollzogen. Vertikale Ungleichheitsdimensionen werden in diesem Kontext allenfalls noch zu illustrativen Zwecken herangezogen. Die dementsprechenden Ergebnisse spiegeln eine Ungleichheitssemantik wider, die ungleiche soziale Lagen theoretisch an das Individuum angebunden sieht und die resultierenden Strukturen soziokulturell-horizontale definiert. Wie bereits im ersten Kapitel aufgezeigt werden konnte, brechen jene "Entstrukturierungsansätze" mit den theoretischen Grundlagen der Klassen- und Schichtungssoziologie, die sich ungeachtet aller sonstigen Differenzen zumindest in dem Punkt einig waren, dass individuelle Lagen nur im Zusammenhang mit objektiv-sozioökonomischen Gegebenheiten soziologisch interpretierbar werden, da sie grundsätzlich (und somit zunächst unabhängig davon in welchem Maße) deren Einfluss unterliegen.

Entscheidend geprägt wurden die hier dargestellten Positionen durch die Arbeit Ulrich Becks. In der "Risikogesellschaft" postulierte er bereits 1986 postmoderne

Ungleichheitsverhältnisse "jenseits von Klasse und Schicht" und prägte die Begriffe Individualisierung und Pluralisierung, die nach wie vor Standard in der Diskussion um die Ausdifferenzierung sozialer Lagen sind und die dort thematisierten Entstrukturierungstendenzen bezeichnen.

Die in diesem Zusammenhang von Beck dargestellten "harten Fakten" hinsichtlich des Wandels der objektiven sozialen Umstände in Verbindung mit Stichwörtern wie Wohlstandswachstum, Wohlfahrtsgesellschaft, Fahrstuhleffekt, Bildungsexpansion, Zunahme von Freizeit (bzw. Nicht-Arbeitszeit), abnehmender Bedeutung von Erwerbsarbeit (im Sinne "nackter" materieller Existenzsicherung), wachsender Mobilitäts- und Flexibilitätsanforderungen an die individuelle Biographie usw. sind prinzipiell unstrittig. Dass diese Veränderungen grundsätzlich in Richtung einer Diversifizierung und Ausdifferenzierung individueller Lagen wirken und jene individuellen Lagen somit nicht mehr ausschließlich und eindeutig im Sinne der Schichtungssoziologie auf vornehmlich sozioökonomisch-objektive Faktoren rückführbar sind (oder sein müssen), ist darüber hinaus eine nahe liegende Vermutung, die sich in den beobachtbaren Verhältnissen auch zu bestätigen scheint. Jenseits dieser allgemeinen Erkenntnis bleibt die von Beck erstellte "Diagnose", wie er auch selbst freimütig eingesteht, jedoch eine Spekulation, die von der Vermutung ausgeht, dass sich die in diesem Sinne abzeichnenden *Tendenzen* zu einem weitgehenden und vollständigen Wandel der sozialen Verhältnisse ausweiten und verstärken werden.

In gewisser Weise entwirft Beck also eine Art von "Entfaltungskonzept", dessen eigendynamischer Charakter von der inhärenten Logik sogar an die evolutionistischen Sichtweisen Marx' erinnert (vgl. auch Giddens 1983, S. 18) und ebenso wie diese prinzipiell anzuzweifeln ist. Denn ob dem tatsächlich so ist, das heißt, ob diese Tendenzen sich in dem prognostizierten Maße verstärken werden (bzw. verstärkt haben) oder ob sie vorher an "Grenzen" stoßen (müssen), ist nach wie vor eine offene Frage. Ferner ist sich auch Beck bewusst, dass sich die gegenwärtige Gesellschaft in einer Art Zwischenstadium befinden muss, in der sowohl die teilweise Veränderung als auch die Stabilität der "alten" sozialen Muster anzutreffen ist. Bevor also die Gesellschaft als Ganze mit den allgemeinen Etiketten Individualisierung und Pluralisierung charakterisiert werden kann, muss zunächst untersucht werden, welche sozialen Gruppen in welchem Maße und vor allem warum von den angesprochenen Differenzierungstendenzen mehr oder weniger "be-

troffen" sind. Gerade weil er diese Frage ausblendet, erscheinen viele seiner sozialen Prognosen einseitig überspitzt und bleiben somit spekulativ.

Ist eine derart undifferenzierte Vorgehensweise im Rahmen einer eher vorausschauenden gesellschaftstheoretischen und ganz bewusst methodische Zwänge ausblendenden Arbeit wie Becks "Risikogesellschaft" durchaus legitim, so wird es problematisch, wenn sie der konkreten Untersuchung sozialer Verhältnisse ohne weitere Überprüfung vorausgesetzt wird.

In den hier dargestellten auf Sozialstrukturanalyse bezogenen theoretischen Orientierungen und empirischen Umsetzungen wird nicht etwa der Versuch unternommen, die projektiven Behauptungen Becks einer konkreten Überprüfung zu unterziehen. Vielmehr werden sie als mehr oder weniger gegebene Tatsache aufgefasst, die nun ihrer forschungspraktischen Umsetzung zugeführt werden soll. Damit wird die Chance vertan, die so in den Blickpunkt geratenen gesellschaftlichen Differenzierungs- und Modernisierungstendenzen auch in ihrer Prozesshaftigkeit, in ihrer Entwicklung und Entstehung sowie ihrer qualitativen Bedeutung verstehen und charakterisieren zu können. Mit einer theoretisch nicht weiter entwickelten und somit fragwürdigen Selbstverständlichkeit wird soziale Ungleichheit "jenseits von Klasse und Schicht" und jenseits vertikaler sozioökonomisch interpretierbarer Sinnzusammenhänge zur faktischen Ausgangslage erklärt. Wie am Beispiel der Sinus- und Schulze-Milieustudien aufgezeigt werden konnte, wird dort nicht die Frage untersucht, in welchem Maße die Gesellschaft individualisiert *ist*, sondern vielmehr, welches Strukturmodell der individualisierten Gesellschaft angemessen sein könnte. Die Frage, ob der grundlegende Wechsel vom vertikalen zum horizontalen Ungleichheitsparadigma jedoch überhaupt berechtigt und notwendig ist, wird auf diese Weise ausgeblendet. Auch die argumentative Verwendung der auf diese Weise ermittelten empirischen Ergebnisse ist damit faktisch wertlos, können diese doch rückwirkend nicht den Rahmen sprengen, der ihnen theoretisch und methodisch vorausgesetzt wurde.

In diesem Sinne stellen die hier repräsentativ vorgestellten Milieustudien auch einen am spezifischen Erkenntnisinteresse orientierten Wechsel der Perspektive auf horizontale eher soziokulturelle Ungleichheitsformen dar, der grundsätzlich schon wesentlich früher hätte vollzogen werden können. Der Versuch, auch in Hinsicht auf die Analyse sozialer Strukturen zu weniger abstrakten, höhere Differenzierung ermöglichenden Methoden und Modellen zu gelangen, ist in diesem Zusammen-

hang prinzipiell zu begrüßen. Die daraus resultierenden Ergebnisse bleiben jedoch leider wenig aussagekräftig, solange der theoretische Status dieser horizontalen Ungleichheitsformen im Spannungsfeld zwischen Strukturanalyse und Kultursociologie ungeklärt ist. Genau das ist aber bei den hier vorgestellten "Entstrukturierungsmodellen" der Fall. Wie oben bereits im Zusammenhang mit Beck angedeutet wurde, ist die Dominanz individuell-subjektiver Generierung von Ungleichheitsformen und -mustern sowie deren weitgehende Unabhängigkeit von objektiven Vorgaben nicht das Resultat der hier analysierten Milieustudien, sondern deren nicht näher bestimmte oder schlüssig belegte theoretische Voraussetzung.

Diese theoretische Indifferenz schlägt sich erwartungsgemäß in den Ergebnissen nieder. Sowohl bei Sinus als auch bei Schulze, der ja die objektiven Merkmale Alter und Bildung explizit zur Milieubildung heranzieht, lassen sich für jedes ermittelte Milieu relativ typische objektive Lagen feststellen. Warum aber kaum ein ernsthafter Versuch unternommen wird zu untersuchen, ob diese objektiven Lagen nicht nur beschreibend, sondern auch kausal in Zusammenhang mit den eher subjektiv-individuellen und in diesen Fällen milieukonstituierenden Merkmalen gebracht werden können (oder müssen), bleibt unklar. Allein der empirische Nachweis dieser identifizierbaren objektiven Muster spricht eher gegen die theoretische Unabhängigkeit subjektiver Lebensstile und die auf dieser Grundlage konstruierten Milieusegmentierungen.

An diesem Punkt wird eine der wesentlichsten Schwächen der Entstrukturierungshypothese offensichtlich. Die Erkenntnis, dass vergleichbare objektive Voraussetzungen nicht (mehr?) zwangsläufig mit gleichen subjektiven Lagen einhergehen müssen, wird mehr oder weniger mit der Annahme gleichgesetzt, dass soziale Ungleichheit nunmehr grundsätzlich theoretisch an das Individuum anzubinden sei und sich unabhängig von objektiven Strukturvorgaben manifestiere und entwickle. Das eine folgt aber keineswegs zwangsläufig aus dem anderen und eine dementsprechende Interpretation sozialer Differenzierungstendenzen ist in diesem Kontext zwar oft vertreten, aber nie plausibel belegt worden. Die hier (jeder weiteren Deutung) vorangestellte theoretische Grundannahme individuell hervorbrachter rein horizontal interpretierbarer Ungleichheitsmuster ist daher eine zumindest fragwürdige (und noch zu überprüfende) Hypothese und die präsentierten empirischen Ergebnisse haben somit eher den Charakter von "selffulfilling prophecies".

Ein weiteres kritisches Moment ist darüber hinaus in der eingeschränkten theoretischen Reichweite einer rein individuell-subjektiven Ungleichheitsperspektive zu sehen. Die verwendeten Stilkriterien sind praktisch identisch mit den milieu-konstituierenden Merkmalen, die inhärente Logik somit tautologisch und die faktische Aussagefähigkeit der Ergebnisse im Sinne der Interpretation und Ermittlung kausaler Zusammenhänge muss angezweifelt werden. Die Möglichkeit einer objektiven Überprüfung der Annahme rein individuell bedingter Ungleichheitsformen wird zudem auf diese Weise von vornherein preisgegeben.

Weiterhin konnte anhand eines konkreten Anwendungsbeispiels, im Falle der Sinus-Milieus in Verbindung mit Einrichtungs- und Wohnstilen, gezeigt werden, dass selbst innerhalb der Lebensstilesemantik die ermittelte Milieustruktur als rein empirisches Konstrukt zumindest in diesem konkreten Fall nur von begrenztem hermeneutischen Nutzen ist und möglicherweise in ihrer Bedeutung relativiert werden muss. Dies könnte zumindest als Hinweis darauf gewertet werden, dass der Versuch individuelle Werte, Geschmacksfaktoren und Handlungsmotivationen als alleinigen Indikator sozialer Strukturen aufzufassen, zu einem so erheblichen Ausmaß an Abstraktionen zwingen könnte, dass der eigene theoretische Anspruch letztlich ad absurdum geführt würde.

Auch der methodologische Versuch von Hörning u.a. die schwierige, aber unumgängliche Frage nach dem tatsächlichen Verhältnis objektiver und subjektiver Faktoren bei der Entstehung sozialer Ungleichheit und ihrer "neuen" Differenzierungsformen "elegant" zu umgehen, indem Lebensstile grundsätzlich als sozusagen faktisches Resultat und fassbares Zeugnis des Zusammenwirkens beider Dimensionen autonom aufgefasst werden, verspricht nur wenig Erkenntnisgewinn. Denn einerseits sind theoretisch autonom konzipierte Lebensstile quasi zwangsläufig subjektzentriert und andererseits bleibt eine solche Perspektive ausschließlich der beobachtbaren Oberfläche der Phänomene verhaftet. Die den Phänomenen ursächlich zugrunde liegenden Prozesse und Ursachen müssen auf diese Weise im Dunkeln bleiben. Ohne zwingende Notwendigkeit wird hier die Möglichkeit preisgegeben, überhaupt noch zwischen objektiven und subjektiven Elementen differenzieren zu können und somit auch die Möglichkeit, ihr Verhältnis zueinander zu bestimmen. Welche konkreten Sozialisationsprozesse also hinter diesen mutmaßlich individualisierten Ungleichheitsformen stecken, bleibt somit nicht nur unklar, sondern der Frage an sich wird ihre soziologische Relevanz ab-

gesprächen. Wenn wir aber all die mittlerweile vorliegenden empirisch ermittelten Milieusegmentierungen und Lebensstilverteilungen ernsthaft auf ihre Brauchbarkeit überprüfen wollen, ist es genau diese Frage, die sich vorrangig stellt.

Trotz des ihrerseits aufgestellten Anspruchs, die Einseitigkeit rein sozioökonomisch bzw. soziokulturell orientierter Positionen überwinden zu wollen, erreichen sie mit ihrer "Autonomieperspektive" das genaue Gegenteil. Was die konkreten theoretischen und empirischen Möglichkeiten ihres Ansatzes betrifft, gehen sie mit der hier exemplarisch dargestellten Entstrukturierungsposition in allen wesentlichen Punkten konform. Alle problematischen Aspekte, die diesbezüglich in diesem Kapitel aufgezeigt werden konnten, werden durch die von Hörning u.a. vorgeschlagene Vorgehensweise in keiner Weise relativiert, sondern eher noch verschärft. Die so gewonnenen Ergebnisse ihrer Studie über Lebensstile im Zusammenhang mit Kommunikation, Technik und Zeit belegen dies deutlich. Zugespielt auf ganz spezifische Fragestellungen können zwar unterscheidbare und soziokulturell relevante Stilbildungen identifiziert werden, hinsichtlich der Genese und des Charakters allgemeiner, sozusagen vorgelagerter Formen sozialer Ungleichheit und der daraus resultierenden Strukturen wird auf diese Weise jedoch keinerlei Erkenntnis gewonnen.

Grundsätzlich bleibt an dieser Stelle also festzuhalten, dass die Entstrukturierungshypothese und die ihr zugrunde liegende Annahme der Dominanz subjektgebundener soziokultureller Ungleichheitsformen die ihrerseits kritisierte Einseitigkeit der rein vertikal-sozioökonomischen Schichtungssoziologie durch eine ebenso einseitige horizontal-individualistische Semantik ersetzt. Die jeweilige Dominanz der einen über die andere Dimension ist aber in *beiden* Fällen niemals schlüssig belegt oder ausreichend differenziert untersucht worden. Die eigens erarbeiteten konkreten empirischen Ergebnisse geben, wie an den Beispielen Schulze und Sinus aufgezeigt werden konnte, eher Anlass zu berechtigtem Zweifel als die dort vertretenen theoretischen Annahmen eindeutig zu stützen. Der vollzogene Bruch mit allen relevanten theoriegeschichtlichen Grundlagen soziologischer Annäherung an Phänomene sozialer Ungleichheit wird an keiner Stelle plausibel, die Zwangsläufigkeit mit der pluralisierte soziale Differenzierungsmuster in ein rein horizontales Ungleichheitsmodell münden, wird nicht transparent. Anstatt die seitens der Modernisierungsvertreter entworfenen Entstrukturierungshypothesen zu überprüfen, werden sie lediglich zu anschaulichen Modell-

vorstellungen verarbeitet. Die ursprüngliche Kritik an der Schichtungssoziologie kann auf diese Weise zwar illustriert, aber nicht zu einem konstruktiven und offenen Konzept verarbeitet werden, welches in diesem Zusammenhang unangebrachte a priori-Schlüsse vermeidet.

Welche konkreten empirischen Argumente neben diesen inhärenten Kritikpunkten gegen die Entstrukturierungshypothese sprechen, soll im nächsten Kapitel näher untersucht werden.

3. Kapitel:

Soziale Strukturen zwischen Stabilität und Wandel – zur anhaltenden Bedeutung objektiver Ungleichheiten

3.1. Einleitung

Im vorangegangenen Kapitel wurden sogenannte "neue" Ungleichheitsformen thematisiert, die im mehr oder weniger offenen Widerspruch zur rein vertikal-sozioökonomischen Semantik der Klassen- und Schichtungssoziologie zu stehen scheinen. Während die faktische Existenz dieser "Modernisierungselemente" und ihr Einfluss auf das Erscheinungsbild sozialer Strukturen und den Charakter sozialer Ungleichheit als solcher weitestgehend unbestritten ist, zeigt sich, was deren qualitative Einschätzung und Interpretation betrifft, ein wesentlich vielfältigeres Bild in der aktuellen gesellschaftswissenschaftlichen Diskussion.

Die grundlegende Problematik, mit der es sich in diesem Zusammenhang auseinanderzusetzen gilt, ist dabei vornehmlich in der zunächst widersprüchlichen Natur der zu analysierenden sozialen Entwicklung zu sehen, die sich wohl am anschaulichsten in Becks "Fahrstuhl"-Metapher widerspiegelt. Dort wird diese Analogie verwendet, um zu verdeutlichen, dass sich die gesamte Gesellschaft (oder zumindest der größte Teil) einige "Stockwerke" nach "oben" bewegt hat, während die relativen Abstände der verschiedenen Statusgruppen (im Sinne der Schichtungssoziologie) zueinander von dieser Entwicklungsdynamik unberührt blieben. Dementsprechend gehen also Stabilität und Wandel in diesem Bild eine eigentümliche Symbiose ein. Auf der einen Seite der absolute und qualitative Wandel gesamtgesellschaftlicher Rahmenbedingungen und dessen weitreichende Folgen auch (oder gerade) für die subjektiv-individuelle Existenz, aber auf der anderen Seite auch eine gewisse Stabilität hinsichtlich der Form und Muster objektiver sozialer Strukturen. Gerade anhand der unterschiedlichen Gewichtung dieser zunächst gegensätzlichen Elemente in Theorie und Empirie können die beiden Hauptströmungen innerhalb der aktuellen Sozialstrukturforschung unterschieden werden. Die erste und gegenwärtig in der deutschen Soziologie anscheinend populärere dieser "Strömungen" ist im vorangegangenen zweiten Kapitel eingehend

thematisiert worden. Das ihr zugrunde liegende theoretische Deutungsmuster ist durch den Begriff "Entstrukturierungshypothese" charakterisiert worden. Die entsprechenden Ansätze und Modelle gehen von einem tiefgreifenden Wandel innerhalb der (post-)modernen Ungleichheitsstrukturen aus und brechen daher sowohl theoretisch als auch methodisch mit dem vertikalen Ungleichheitsparadigma der Klassen- und Schichtungssoziologie.

Empirische Umsetzungen wie etwa die Sinus- oder Schulze-Milieus interpretieren die Sozialstruktur der Bundesrepublik faktisch horizontal, d.h. soziale Ungleichheit oder Differenzierung wird dort in erster Linie als soziokulturelles (durch Einstellungen, Werthaltungen und Verhaltensmuster geprägtes) Phänomen aufgefasst und ihre Entstehung in letzter Konsequenz theoretisch dem Individuum zugeschrieben. Ausgehend von Becks Analyse weitreichender sozialer Veränderungen in den Nachkriegsjahrzehnten in Verbindung mit Stichwörtern wie Wohlstandswachstum und Wohlfahrtsstaat, Bildungsexpansion und Zunahme arbeitsfreier Zeit übernehmen sie dessen Individualisierungs- und Pluralisierungsthese und versuchen, sie für die Sozialstrukturforschung fruchtbar zu machen. Bei der theoretischen Konstruktion und der empirischen Umsetzung der entsprechenden Ansätze nehmen sie jedoch zwei bislang nicht überzeugend belegte oder belegbare Verallgemeinerungen in Kauf:

1. Ebenso wie Beck setzen sie letztlich ohne gezielte Überprüfung voraus, dass die ihrerseits thematisierten Modernisierungstendenzen die gesamte Gesellschaft gleichermaßen betreffen oder erfassen bzw. sich weiterhin verstärken werden, bis genau dieser Punkt erreicht ist. D.h. diejenigen sozialen Zusammenhänge und sozialen Gruppen, deren Erscheinungsbild nach wie vor durchaus im Sinne der "klassischen" Schichtungssoziologie interpretierbar wäre, werden praktisch a priori theoretisch ausgeblendet und/oder es wird gewissermaßen "unterstellt", sie seien sozusagen "Artefakte" prinzipiell überholter Verhältnisse, die ohnehin im Verschwinden begriffen seien.
2. Die grundsätzliche Entwicklung in Richtung Entstrukturierung bzw. Diversifizierung sozialer Ungleichheit wird theoretisch gleichgesetzt mit der generellen Entstrukturierung des Zusammenhanges zwischen objektiven und subjektiven Lagen an sich (vgl. auch Konietzka 1995). Die bislang tatsächlich beobachtbare Veränderung des äußeren Erscheinungsbildes sozialer Strukturen legt zwar durchaus eine Relevanzverschiebung in Richtung subjektiv-individueller

Faktoren nahe, muss aber keineswegs bedeuten, dass die schichtungssoziologisch oder vertikal bedeutsamen Faktoren ihren Einfluss auf die Entstehung subjektiver Lagen und die Generierung der entsprechenden makrosoziologisch resultierenden Muster gänzlich eingebüßt haben.

Die zunächst theoretische Kritik an diesen beiden Verallgemeinerungen findet folgerichtig ihre konkrete Bestätigung in den empirischen Ergebnissen, die auf einer solchen "Entstrukturierungshypothese" basieren. Denn unabhängig von der "horizontalen" Interpretation der gewonnenen Daten und der theoretischen und methodischen Dominanz subjektzentrierter Zuordnungskriterien spiegeln auch die Resultate der einschlägigen Milieu- und Lebensstilforschung selbst eindeutig wider, dass die modernisierten sozialen Gruppen bislang jedenfalls nur den einen "Pol" innerhalb der gesamten Verteilung repräsentieren. Gerade im "oberen" und "unteren" Bereich der vermeintlich überholten vertikalen Gesellschaftsstruktur zeigt sich auch die Konstanz schichtungssoziologisch relevanter Zusammenhänge. Exemplarisch sei hier ein weiteres Mal auf die Sinus-Milieustudie hingewiesen. Modernisierten "wertegewandelten" Milieus wie dem Hedonistischen oder dem Alternativen Milieu stehen dort traditionellere Milieus wie das Kleinbürgerliche oder das Konservativ-gehobene und schließlich auch das Traditionelle Arbeitermilieu gegenüber, an denen die postulierte Individualisierung bislang ohne größere Effekte vorbeigegangen zu sein scheint.

Davon unabhängig zeigt sich weiterhin, dass, entgegen der eigentlichen These einer weitgehenden Entstrukturierung des Zusammenhanges zwischen objektiven, hauptsächlich sozioökonomisch bedingten Lagen und subjektiv-individuellen Lebensweisen, auch in den moderneren Milieus relativ typische objektive Lagen identifiziert werden können.

Weitere Schwächen der "Entstrukturierungshypothese" werden bereits in der allgemeinen theoretischen Konzeption offenkundig. Die inhaltliche Reichweite der entsprechenden Konzepte und Modellvorstellungen bleibt auf ein rein deskriptives Niveau beschränkt. Milieus und Lebensstile werden hier zwar differenziert beschrieben und charakterisiert, ihre Entstehung und Entwicklung sowie die konkret zugrunde liegenden Sozialisationsprozesse werden jedoch nicht thematisiert. Durch die eindeutige und einseitige Konzentration auf individuelle Wertvorstellungen und Verhaltensweisen wird zudem einer weitgehend tautologischen Logik Vorschub geleistet, die außer der erwähnten beschreibenden Funktion kei-

nerlei Erkenntnis darüber ermöglicht, welche kausalen Beziehungen zwischen den stilbildenden Kriterien bestehen und wie die identifizierten sozialen Strukturen im konkreten Fall überhaupt entstanden sein könnten.

Von all diesen Einwänden unabhängig wird die soziodemographische Realität sozialer Gruppen, die durchaus noch im Sinne traditioneller (vertikaler) Sozialstrukturanalyse beschrieben und charakterisiert werden können, von den Modernisierungsvertretern auch gar nicht bestritten. Ihre Argumentation geht vielmehr in die Richtung, dass diese identifizierbaren Strukturmuster eben nur noch auf dem Papier, nicht aber in der individuellen Lebenswelt von Relevanz sind. Dennoch gibt es noch genügend Hinweise auf eine fassbare soziale Bedeutung schichtungssoziologisch interpretierbarer Zusammenhänge, wenn es um die konkrete Analyse individueller Biographien und Sozialisationsgeschichten geht. Solche Hinweise sind aktuell weniger Gegenstand der allgemeinen Gesellschaftstheorie, sondern finden sich vielmehr in Teildisziplinen, wie der Bildungs- oder Jugendsoziologie, der Wahl- oder Kriminalitätsforschung.

Diese hier nochmals kurz zusammengefassten Ergebnisse des vorangegangenen Kapitels stellen gewissermaßen die "inhärenten" Kritikpunkte an den neuen horizontal orientierten Ungleichheitsmodellen dar. Sie beziehen sich auf grundsätzliche Mängel und Unschärfen innerhalb der zugrunde liegenden theoretischen Konzepte und die daraus folgenden Zweideutigkeiten und Widersprüche in den vorliegenden empirischen Ergebnissen. Der folgende Arbeitsschritt gilt der Analyse der in diesem Sinne "externen" Kritikpunkte bzw. Gegenargumente .

Zu diesem Zweck werden im Folgenden einige aktuelle und repräsentative empirische Ergebnisse dargestellt und diskutiert, die für verschiedene soziale Bedeutungszusammenhänge auf die fortbestehende Gültigkeit vertikal interpretierbarer Ungleichheiten hindeuten. Auf diese Weise soll zunächst einmal unabhängig von der Frage nach sicht- oder erkennbaren homogenen gesellschaftlichen (Groß-)Gruppen und Gemeinschaftsformen verdeutlicht werden, dass in Bereichen wie Bildung oder in Verbindung mit Themenkomplexen wie Teilnahme an Herrschaft oder Kriminalität nach wie vor der Einfluss objektiver Lagen im Sinne des vertikal-sozioökonomischen Ungleichheitsparadigmas auf die individuelle Biographie fester und stabiler Bestandteil der sozialen Realität ist. Einen differenzierten Überblick an aktuellen Daten zu diesem Schwerpunkt hat Rainer Geißler in dem von ihm herausgegebenen Buch "Soziale Schichtung und Lebenschancen in

Deutschland" (1994a) zusammengestellt. Die dort veröffentlichten Ergebnisse bilden die Grundlage für die ersten Teilbereiche dieses 3. Kapitels und werden durch die Bezugnahme auf weitere aktuelle, in diesem Zusammenhang relevante Studien ergänzt (z.B. Baumert/Schümer 2001, Wirth/Lüttinger 1998, Otte 1996). Im Einzelnen untersucht werden die Aspekte Soziale Ungleichheit und Bildung, Soziale Ungleichheit und Teilnahme an Herrschaft, Soziale Ungleichheit und Kriminalität, Heiratsverhalten/Partnerwahl und (politisches) Wahlverhalten/Parteienpräferenz. Insgesamt also eine recht große Bandbreite von Themen, die hinsichtlich der Frage nach sozialer Differenzierung allesamt von großer Bedeutung sind und eine konkrete Überprüfung einiger zentraler Behauptungen des Individualisierungstheorems erlauben.

Grundsätzlich sind die in diesem Kapitel zusammengestellten Unterabschnitte als "lose" Sammlung von empirischen Fakten und "Indizien" zu verstehen. Ihr gemeinsamer "Nenner" ist hierbei zunächst die Frage nach Hinweisen auf eine andauernde Bedeutung objektiver Ungleichheit und "klassischer" schichtungssoziologischer Bedeutungszusammenhänge in der vermeintlich in Richtung Individualisierung und Entstrukturierung modernisierten Gesellschaft. Dennoch lassen sich die hier analysierten Beispiele in zwei Gruppen unterscheiden. Die Teilaspekte Bildung, Teilnahme an Herrschaft und Kriminalität thematisieren in gewisser Weise eher den Aspekt objektiver Ungleichheit. An diesem Punkt wird nach ungleichen Chancen nach unterschiedlichen Möglichkeiten und Voraussetzungen gefragt. Im Kontext der Individualisierungsthese bedeutet dies zu untersuchen, inwiefern den unterschiedlichen sozialen Individuen überhaupt die gesamte Bandbreite an Entfaltungsmöglichkeiten zur Verfügung steht, die eine Gesellschaft als Institution ihren Mitgliedern formal zur Verfügung stellt. Um soziale Differenzierung theoretisch an das Individuum und seine subjektiven Einstellungen und Bedürfnisse knüpfen zu können, ist es unerlässlich zu überprüfen, ob alle auch grundsätzlich den gleichen Handlungsspielraum haben.

Die beiden Aspekte Heiratsverhalten/Partnerwahl und Politische Wahl haben einen etwas anderen Charakter. Hier geht es weniger um Handlungsvoraussetzungen als um konkretes Handeln. Ihre Untersuchung verspricht Aufschluss darüber, welche subjektive Bedeutung soziale Ungleichheit im traditionellen Sinne für das angeblich individualisierte Individuum noch hat. Anders ausgedrückt gilt es in diesem Zusammenhang zu überprüfen, ob die Veränderung der objektiven

Lebensumstände auch tatsächlich die seitens der Modernisierungsvertreter behauptete weitreichende Wirkung auf die soziale Realität des betroffenen Subjektes hat. Zudem stehen die resultierenden Fragen auch in engem Zusammenhang mit der These eines weitreichenden Wertewandels, die ja eine der "tragenden Säulen" der Individualisierungsthese darstellt. Kurz gesagt: Haben sich die Werte tatsächlich stark gewandelt, sollte sich dies auch im realen Verhalten widerspiegeln.

Unter diesem Aspekt werden die einzelnen in diesem Kapitel gesammelten Ergebnisse noch einmal abschließend zusammengefasst und diskutiert. Welche Hinweise, welche Erkenntnisse ergeben sich im Bezug auf die aktuelle Diskussion um die Beschaffenheit sozialer Strukturen? Inwiefern ergänzen diese "externen" Informationen die Ergebnisse des zweiten Kapitels, in denen einige der neuen horizontal orientierten Strukturansätze sozusagen auf ihre inhärente theoretische und empirische Plausibilität und Qualität überprüft wurden. Ziel ist es, am Ende dieses Kapitels einige weitere "Puzzleteile" in ein Gesamtbild einfügen zu können, das uns der Beantwortung der Frage nach Natur und Charakter sozialer Ungleichheit/Differenzierung ein Stück weit näher bringen soll bzw. Ansatzpunkte zu einer konstruktiven Formulierung der "richtigen Fragen" jenseits des „Entweder/Oder“ der aktuellen Diskussion aufzeigen kann.

3.2. Soziale Ungleichheit und Bildungschancen

Die soziale Bedeutung von Bildung, Bildungsabschlüssen und -qualifikationen ist nach wie vor zentraler Bestandteil gesellschaftlicher Realität. So banal diese Feststellung auf den ersten Blick auch anmuten mag, soll hier zunächst festgestellt werden, dass dieser grundsätzlichen Einschätzung sowohl ein "klassischer" Schichttheoretiker als auch ein Befürworter neuerer soziokulturell orientierter Sozialstrukturmodelle wohl uneingeschränkt zustimmen dürfte. Gerade im Zusammenhang mit der zuvor bereits mehrfach thematisierten sogenannten "Bildungsexpansion" stellt dieses Thema noch immer ein zentrales Forschungsinteresse für alle Gesellschaftswissenschaftler, die sich mit sozialen Differenzierungen oder Ungleichheiten auseinandersetzen, dar. Auch der seitens der Schichtungssoziologie so stark betonte Zusammenhang zwischen Bildung, Beruf und Einkommen (also dem sozialen Status insgesamt) ist soziodemographisch problemlos herzustellen und soll mit der folgenden Abbildung kurz illustriert werden:

Tab. 3.2.1. Ausbildungsniveau und Einkommen

Monatliches Nettoeinkommen der Bildungsgruppen in Prozent des durchschnittlichen Nettoeinkommens (Männer)					
	1970 in %	1978 in %	1982 in %	1989 in %	1989 in DM
ohne Berufsausbildung	- ¹	84	86	86	1945
Berufsausbildung	- ¹	101	100	98	2203
Fachhochschulabschluß	166	164	162	161	3638
Hochschul-, Uniabschluß	193	182	175	182	4093
alle Gruppen	100	100	100	100	2253

¹ Die Daten für 1970 sind nach anderen Kategorien gruppiert

Quelle: Geißler 1994b, S. 113, Datenbasis: 1970 Volkszählung, 1978-1989 Mikrozensus; berechnet nach Materialien der Arbeitsmarkt und Berufsforschung 7 (1984), und Bellmann u.a. 1993, Tab. 2

Wie der Tab. 3.2.1. unschwer zu entnehmen ist, ist der Zusammenhang zwischen Bildung und Einkommen in der Zeitspanne zwischen 1970 und 1989 weitgehend stabil und statistisch zweifellos signifikant. Die Chance auf ein hohes Einkommen ist also nach wie vor in hohem Maße von Bildungsabschlüssen abhängig. Je besser die Bildungsqualifikationen, desto wahrscheinlicher ist das Erreichen einer

qualifizierten Berufsposition und umso höher dürfte auch das entsprechende Einkommen sein.

Dennoch hat sich im Zuge der Bildungsexpansion dieser Zusammenhang zu einer zunehmend einseitigeren Kausalbeziehung entwickelt. Der durchschnittlich längere Verbleib in den Bildungsinstitutionen und der massive Anstieg höherer Abschlüsse hat nämlich bekanntermaßen auch durchaus widersprüchliche Folgen. Finden sich zwar in den höheren gut dotierten Berufspositionen fast ausschließlich dementsprechende Bildungsabschlüsse, so ist der kausale Umkehrschluss immer weniger zwingend. Durch die quantitative Zunahme hoher und höchster Abschlüsse sind diese auch einer beinahe inflationären Entwertung unterworfen, da es nicht annähernd entsprechend viele hochdotierte Berufspositionen gibt. Der taxifahrende Akademiker ist in diesem Zusammenhang ebenso belächeltes Klischee wie greifbare Realität.

"Dafür beginnt sich die Formel durchzusetzen, dass qualifizierende Ausbildungsabschlüsse immer weniger hinreichend, zugleich aber immer notwendiger werden, um die erstrebten knappen Beschäftigungspositionen zu erreichen." (Beck 1986, S. 244)

Bezogen auf die Frage, was diese allgemeinen Zusammenhänge für die individuelle Biographie bedeuten, veranschaulicht das Becksche Zitat eine gewisse Paradoxie. Einerseits, so könnten die Individualisierungsvertreter argumentieren, ist damit die beinahe lineare Gleichsetzung von Bildung und sozialem Status im Sinne der praktisch-empirischen Schichtungssoziologie "unterwandert". Auf der anderen Seite ist eben jener Zusammenhang, wie in Tab. 3.2.1. dargestellt, faktisch nicht von der Hand zu weisen. In dieser Hinsicht erscheinen also beide Argumentationsweisen nicht direkt falsch zu sein, sind aber dennoch vielleicht beide auch nicht "ganz" richtig. Denn tatsächlich schließt das eine das andere nicht aus. Zwar muss nicht jeder hohe Bildungsabschluss automatisch zu einer entsprechend qualifizierten und gut dotierten Berufstätigkeit führen (statistisch gesehen dürfte die Wahrscheinlichkeit in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich gesunken sein), ein (relativ) niedriger Abschluss jedoch macht das Erreichen "hoher" beruflicher Positionen und aller mit ihnen verknüpften materiellen und statusbezogenen Vorteile so gut wie unmöglich.

Doch auch unabhängig von diesen allgemeinen Überlegungen zum Zusammenhang zwischen Bildung, Einkommen, Status und den resultierenden "Wohlfahrts-

möglichkeiten" spielt Bildung auch in den horizontalen Strukturkonzepten eine zentrale Rolle. So betont z.B. Hradil in einer generellen Einschätzung des gegenwärtigen Forschungsstandes im Bezug auf Lebensstile und die resultierenden Milieus, dass es mittlerweile offensichtlich sei, wie wichtig die Rolle von Alter und Bildung bei der Entstehung von Lebensstilen ist (Hradil 1996). Dasselbe Bild zeigt sich konkret in der Milieusegmentierung Gerhard Schulzes, die im vorherigen Kapitel ausführlich betrachtet wurde. Wiederum werden Alter und Bildung dort als signifikante Zeichen für Milieuzugehörigkeit angesehen und fließen somit als zentrale milieukonstituierende Merkmale in die empirisch ermittelte Milieustruktur ein (vgl. Schulze 1995, S. 188 ff.).

Wenn aber einerseits, wie z.B. Hradil und Schulze betonen, Bildung in hohem Maße mit Lebensstilen und/oder Milieuzugehörigkeiten zusammenhängt, andererseits aber beide soziale Ungleichheit oder (in ihrem Sinne vielleicht besser) Differenzierungen vornehmlich soziokulturell interpretieren und theoretisch an das Individuum binden, eröffnet sich eine neue "alte" Frage: Gelangen und durchlaufen alle mit gleichen Voraussetzungen und gleichen Erfolgchancen die "Mühlen" der Bildungsinstitutionen? Zieht man den aktuellen Stand der Bildungssoziologie zu Rate, ist die Antwort ein klares "Nein". Unabhängig von allgemeinen gesellschaftstheoretischen Entwürfen wie etwa den hier thematisierten Ausführungen Becks oder der populär-aktuellen Sozialstrukturdiskussion sind Teildisziplinen wie eben z.B. die Bildungssoziologie von der Entstrukturierungsdebatte erstaunlich unberührt geblieben. Auch wenn dort nicht weniger aktuelle Fragestellungen als in allen anderen Fachrichtungen untersucht werden, geschieht dies in der Regel auf der Basis von sozialisationstheoretischen Deutungsmustern, die ohne Zweifel der "klassischen" Schichtungssemantik entsprechen. Die fortdauernde Bedeutung vertikaler Ungleichheiten für Bildungskarrieren ist erst kürzlich wieder besonders in den Fokus öffentlichen Interesses geraten. Denn eines der wichtigsten Ergebnisse der jüngst veröffentlichten PISA-Studie über Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern ist auch ein deutlicher Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft und Bildungserfolg gewesen (vgl. Baumert/Schümer 2001). Geißler, der sich mit dem Zusammenhang von sozialer Schichtung und Bildungschancen auseinandersetzt (1994b), stellt dementsprechend drei Grundthesen auf:

„1. Dass die Lebenschancen der Menschen weiterhin in erheblichem Maße vom Verlauf ihrer Bildungskarriere abhängen.

2. Dass die Bildungsexpansion die Bildungschancen der Kinder aus den meisten Schichten zwar verbessert, aber die schichtspezifischen Unterschiede Chancenunterschiede auf eine höhere Ausbildung nicht abgebaut, sondern vergrößert hat; und schließlich:

3. Dass die schichttypischen Chancenunterschiede auf ein komplexes Wirkungsgefüge im Zusammenspiel von Sozialstruktur, Familie und schulischer Auslese zurückzuführen sind, in das mit bildungspolitischen Maßnahmen nur in sehr begrenztem Umfang eingegriffen werden kann (ebd., S. 111).“

Der Zusammenhang von Bildungskarriere und Lebenschancen, den Geißler hier im ersten Punkt anspricht, findet in der oben dargestellten Tab. 3.2.1. sicherlich eine erste deutliche Bestätigung. Selbst der "modernste" Lebensstiltheoretiker dürfte unabhängig davon, wie er soziale Strukturen konkret definiert und deutet, nicht bestreiten wollen, dass mit unterschiedlichen Einkommen auch unterschiedliche Wohlfahrtslagen einhergehen (er wird sich vielmehr fragen, wie diese Lagen subjektiv interpretiert werden und welche Rolle sie bei der Entstehung sozialer Beziehungen spielen). Eben jene Einkommen sind aber, wie zu sehen ist, nach wie vor eng mit Bildungskarrieren und -abschlüssen verknüpft.

Weiterhin zeigt sich, dass auch die teilweise Widersprüchlichkeit im Verhältnis Bildung-Beruf-Einkommen, verursacht durch die "Nebeneffekte" der Bildungsexpansion, bzgl. ihrer qualitativen Bedeutung relativiert werden muss. Denn unabhängig von der tendenziellen "Entwertung" hoher Bildungsqualifikationen hinsichtlich ihrer Verwertbarkeit auf dem Arbeitsmarkt scheint ein hohes Ausbildungsniveau noch immer die beste "Versicherung" gegen Arbeitslosigkeit zu sein. So zeigen 1991 in den alten Bundesländern erhobene Zahlen, dass die Arbeitslosenquote mit unterschiedlichem Ausbildungsniveau deutlich variiert:

Absolventen von Fach-, Meister- und Technikerschulen sind demzufolge zu 2,6% arbeitslos, bei Fachhochschulen liegt die Quote bei 3%, bei Universitäten sind es 4% und im Bereich der Berufsfachschulen/Ausbildung/Lehre ergeben sich 4,3%. Personen ohne Ausbildungsabschluss waren hingegen zu 31,1% ohne Arbeit und bei einer Gesamtquote von 6,1% deutlich überrepräsentiert (vgl. ebd., S. 114). Auch hier kann man sich Geißlers Einschätzung anschließen, der in diesem Zusammenhang feststellt:

"Obwohl mit anhaltender Massenarbeitslosigkeit auch die Quote der arbeitslosen Akademiker gestiegen ist, gilt weiterhin die allgemeine Regel: Eine gute Ausbildung mindert das Beschäftigungsrisiko (ebd.)."

Doch auch jenseits dieser allgemeinen Fragestellung lohnt es sich, die Effekte der Bildungsexpansion einer genaueren Betrachtung zu unterziehen. Zwar sind die Bildungschancen aller sozialen Gruppen durch die Öffnung der Bildungsinstitutionen proportional gestiegen, die Chancenunterschiede zwischen diesen Gruppen sind dadurch jedoch bei weitem nicht eingeebnet worden, wie die folgenden Statistiken verdeutlichen sollten.

Tab. 3.2.2. Besuch weiterführender Schulen nach dem Beruf des Familienvorstandes (Bundesrepublik 1972-1989, 13- und 14-jährige)

	Von jeweils 100 Kindern aus den verschiedenen Berufsgruppen besuchten					
	alle Berufsgruppen	Arbeiter	Angestellte	Beamte	Selbständige ohne Beschäftigte	Selbständige mit Beschäftigten
	Eine Realschule					
1972	19	16	25	23	20	25
1976	21	20	25	22	25	25
1980	25	22	30	25	26	30
1985	27	26	30	26	33	31
1989	27	26	29	24	29	26
Differenz 1972-1989	8	10	4	1	9	1
	Ein Gymnasium					
1972	19	6	36	46	16	34
1976	22	9	38	47	20	37
1980	24	10	39	51	20	35
1985	26	11	41	51	19	36
1989	29	11	44	58	26	45
Differenz 1972-1989	10	5	8	12	10	11

Quelle: Geißler 1994b, S. 120, Datenbasis: Sonderauswertungen des Mikrozensus, zusammengestellt nach Klemm 1987, S. 831; Klemm u.a. 1990, S. 92; Hansen/Rolff 1990, S. 61, Böttcher 1991, S. 153

Die hier wiedergegebenen Daten können verschiedene Sachverhalte verdeutlichen. Zunächst einmal haben sich die Chancen auf den Besuch einer weiterführenden Schule für alle beteiligten Berufsgruppen im Zeitraum zwischen 1972 und 1989 moderat verbessert. Für alle Berufsgruppen insgesamt ergibt sich ein Zuwachs von 8% für Realschulen und von 10% für den Besuch von Gymnasien. Während die Kinder von Arbeitern und "kleinen" Selbständigen mit einer Zuwachsrate von 10 bzw. 9% bei den Realschulen somit leicht überrepräsentiert sind, zeigen sich die Quoten der anderen Berufsgruppen relativ stabil mit nur leichten Veränderungen.

Anders stellt sich die Situation bei den Gymnasien dar. Bei einem gesamten Zuwachs von 10% sind es hier die Arbeiterkinder, die als einzige Gruppe ein deutlich unterproportionales Wachstum mit lediglich 5% aufweisen. Die deutlichste Zunahme hingegen zeigt sich für Beamte und Selbständige mit 10-12%. Interessant erscheinen in diesem Zusammenhang vor allem auch die relativen Abstände zwischen den verschiedenen Statusgruppen. Beträgt z.B. die Differenz zwischen Kindern von Arbeitern und denen von Angestellten im Jahre 1972 30%, hat sich dieser Unterschied bis 1989 keineswegs verringert, sondern ist mit 31% sogar noch leicht gewachsen. Noch deutlicher ist die Zunahme beim Abstand zu den Beamtenkindern. Dieser betrug 1972 "nur" 40% und ist bis 1989 auf 47% angestiegen. Auch der Rückstand zu den Selbständigen stellt sich ähnlich dar und hat bis 1989 noch sichtbar zugenommen. Auch wenn also die Chancen zum Besuch einer weiterführenden Schule allgemein gestiegen sind, haben sich die Unterschiede zwischen den verschiedenen Berufs- oder Statusgruppen keineswegs eingeebnet. Was z.B. die Chancenungleichheit von Arbeiterkindern im Vergleich zu den Kindern von Beamten oder Angestellten anbetrifft, muss konstatiert werden, dass diese im Zeitraum zwischen 1972 und 1989 sogar noch gewachsen ist. Überproportional angestiegen ist lediglich der Anteil von Arbeiterkindern an Realschulen. Im gymnasialen Bereich konnten sie von der Bildungsexpansion weniger profitieren als die anderen Berufsgruppen. Gerade das Verhältnis zwischen Realschule/Gymnasium erinnert ein wenig an das Becksche Bild vom "Fahrstuhleffekt", in dem Sinne, dass das Gesamtniveau steigt, die relativen Abstände aber bleiben (oder sich wie hier sogar noch verstärkt haben).

Sehr aktuell können an dieser Stelle auch die Ergebnisse der PISA-Studie angeführt werden, die aufgrund des schwachen Abschneidens deutscher Schüler im

internationalen Leistungsvergleich hierzulande für einiges Aufsehen sorgte. Das grundsätzliche Verteilungsmuster, das Geißlers Zahlen spiegeln, konnte dort auch im internationalen Zusammenhang bestätigt werden:

„Unübersehbar ist, dass der Gymnasialbesuch, der bei 15-Jährigen aus Familien der oberen Dienstklasse 50 Prozent beträgt, mit niedriger werdender Sozialschicht auf 10 Prozent in Familien von ungelernten und angelernten Arbeitern sinkt. Das Pendant dazu ist der Hauptschulbereich, der von gut 10 Prozent in der oberen Dienstklasse auf rund 40 Prozent in der Gruppe der Kinder aus Familien von ungelernten Arbeitern ansteigt. (...) Im Hauptschulbesuch und im Besuch des Gymnasiums werden die zentralen Disparitäten der Bildungsbeteiligung sichtbar (Baumert/Schümer 2001, S. 356).“

Das generelle "Bildungsplus" ist also keineswegs mit mehr Chancengleichheit zu verwechseln. Was den Besuch weiterführender Schulen und die antizipierten Bildungskarrieren betrifft, sind also nach wie vor deutliche schichtspezifische Unterschiede zu konstatieren.

Diese Einschätzung verdeutlicht sich anhand der statistischen Verhältnisse unter den Studienanfängern, die in der Tabelle 3.2.3. dargestellt sind:

Tab. 3.2.3. Anteil der Studienanfänger (wissenschaftliche Hochschulen) an den Gleichaltrigen der jeweiligen Herkunftsgruppe (in Prozent)

Beruf des Vaters	1969	1979	1982	1984	1986	1988	1990*	Differenz 1969-1990
Beamte	27	35	36	31	33	38	47	20
Angestellte	15	24	23	22	19	22	28	13
Selbständige	11	-	20	19	18	25	26	15
Arbeiter	3	4	5	4	4	5	7	4
insgesamt	10	13	15	14	14	17	18	8

* = alte Bundesländer

Methodische Anmerkung: Die Prozentwerte beruhen auf Schätzungen, da die Anzahl "aller Gleichaltrigen", auf die die Altersgruppen der Studienanfänger prozentuiert werden, nicht genau bekannt ist bzw. nur schwer zu berechnen ist. Für das Jahr 1969 wurde eine andere Methode der Schätzung verwendet als für die Jahre 1979 bis 1990. Ein Vergleich mit anderen Analysen lässt jedoch den Schluss zu, dass die Entwicklung der schichtspezifischen Bildungschancen in den siebziger Jahren trotz dieses methodischen Problems tendenziell richtig wiedergegeben wird.

Quelle: Geißler 1994b, S. 122; Datenbasis: Ballerstedt/Glatzer 1979, BMBW 1986, BMBW 1992

Auch hier zeigt sich zunächst ein ähnliches Bild wie in der Tab. 3.2.2.. Ebenso wie dort lässt sich insgesamt ein Anwachsen der Anzahl von Studienanfängern über alle Berufsgruppen hinweg konstatieren. In der Zeit von 1969 bis 1980 ist die Quote der Studienanfänger an den wissenschaftlichen Hochschulen unter den Gleichaltrigen von 10 auf 18% gestiegen. Allerdings partizipieren auch hier nicht alle Gruppen gleichermaßen am Gesamtwachstum. Die einzige Herkunftsgruppe, die auch hier unter dem Durchschnitt liegt, ist wiederum die der Arbeiterkinder mit einer Gesamtdifferenz von lediglich 4%. Beamte (+ 20%), Angestellte (+ 13%) und auch Selbständige (+ 15%) kommen hier auf wesentlich höhere Werte und profitieren auch, was den Besuch von Hochschulen angeht, offensichtlich in wesentlich höherem Maße von den Effekten der Bildungsexpansion als die Kinder aus Arbeiterherkunft.

Die Abstände zwischen den einzelnen Gruppen sind diesen Zahlen zufolge sogar noch deutlich angewachsen. Begannen z.B. 1969 "nur" 23% mehr Beamtenkinder als Arbeiterkinder ein Hochschulstudium, betrug die Differenz 1979 bereits 31% und war 1990 nochmals auf 40% angewachsen. Der Unterschied zu den Kindern von Angestellten und Selbständigen ist hingegen zwar nicht (oder nur leicht) angewachsen, bleibt aber innerhalb der untersuchten Zeitspanne durchaus stabil. Dennoch ist natürlich auch diese vermeintliche Stabilität nur relativ angesichts dessen, dass die Arbeiterkinder, wie bereits oben festgestellt, weit weniger Zuwachs zeigen als der allgemeine Durchschnitt und somit tatsächlich auch gegenüber Angestellten und Selbständigen noch deutlich "Boden" verloren haben.

Auch was die Anzahl der Studienanfänger angeht, bleibt hier also festzuhalten, dass schichtspezifische Unterschiede angesichts der Öffnung der Bildungsinstitutionen keineswegs verschwunden sind. Ganz im Gegenteil zeigen die empirisch ermittelten Zeitverläufe nicht mal eine Angleichungstendenz, sondern sogar ein eindeutiges Anwachsen der entsprechenden Ungleichheitsverhältnisse und Differenzen.

Interessant erscheint in diesem Zusammenhang auch der Vergleich zwischen den Zahlen aus den Tab. 3.2.2. und 3.2.3.. Zeigen sich zunächst in beiden Fällen grundsätzlich vergleichbare Entwicklungstendenzen, fällt doch auf, dass die relativen Abstände zwischen den einzelnen Berufsgruppen unter den Studienanfängern im Verhältnis zu den vorliegenden Zahlen beim Besuch weiterführender Schulen sogar noch deutlich größer geworden sind. Betrug lt. Tab. 3.2.2. die Zunahme beim Besuch von Gymnasien bei Beamtenkindern für den Zeitraum zwischen 1972 und 1989 12% gegenüber 5% bei den Arbeiterkindern, haben wir bei den Studienanfängern in der Tab. 3.2.3. bezogen auf die Spanne 1969-1990 ein Wachstum von 20% bei den Beamten gegenüber nur 4% bei den Arbeitern. Der relative Abstand zu den anderen Statusgruppen stellt sich im Vergleich zu den "Schulzahlen" ebenfalls größer dar. Auch wenn der direkte Vergleich dieser Werte methodisch sicherlich nicht zulässig ist, legt diese "informelle" Gegenüberstellung doch den Gedanken nahe, dass sich die bestehenden Ungleichheitsverhältnisse auch beim Besuch gleicher Schulformen im weiteren Verlauf der Bildungskarriere eher noch verschärfen, d.h. auch bei formal gleichen Voraussetzungen unterschiedlich erfolgreich absolviert werden. Alles in allem bestätigen die vorliegenden Ergebnisse Geißlers Einschätzung, der resümiert:

"Die Bildungsexpansion hat zwar die Bildungschancen der Kinder aus fast allen Schichten erheblich erhöht, aber zu einer Umverteilung der Chancen, zu einem Abbau der Chancenunterschiede zwischen den Schichten ist es nur bei den mittleren Abschlüssen gekommen. (...) Die Chancen auf eine höhere Ausbildung an Gymnasien und Universitäten sind eher ungleicher geworden. (...) Die Kinder der mittleren Dienstleistungsschichten und des alten Mittelstandes können als die Hauptgewinner der Expansion der Gymnasien und vermutlich auch der Universitäten angesehen werden (...). (...) Es gibt also ein zweites Paradoxon der Bildungsexpansion: sie verbessert die Bildungschancen, verstärkt aber gleichzeitig die soziale Ungleichheit auf dem Weg zu höheren Bildungsniveaus (ebd., S. 124)." Die Tab. 3.2.4. illustriert Geißlers Fazit noch einmal mit den entsprechenden Zahlen und spiegelt die Rangordnung der Schichten oder Berufsgruppen hinsichtlich der Studienchancen an wissenschaftlichen Hochschulen wider:

Tab. 3.2.4.: Schichtspezifische Schulbesuchs- und Studierquoten* (in Prozent)

Chancen	Beruf und Bildung des Familienvorstands**	Sonderschule*** (9. Klasse) 1976	Hauptschule (13-14-jährige) 1989	Realschule (13-14-jährige) 1989	Gymnasium (17-18-jährige) 1989	Studienanfänger		
						insgesamt	Wiss. Hochschulen 1987/88	Fachhochschulen 1987/88
stark begünstigt	Selbständige Akademiker	-	(2)	(10)	76	93	82	11
	Beamte mit Abitur	-	(7)	12	77	81	67	14
	Angestellte mit Abitur	-	(8)	20	73	73	58	15
begünstigt	Beamte mit mittlerem Abschluß	-	(13)	32	47	33	21	11
	Angestellte mit mittlerem Abschluß	-	16	31	46	29	20	9
ausgeglichen	Nichtakad. Selbständige (o. Landw.)	-	33	29	34	24 ¹	16 ¹	8 ¹
	Beamte ohne mittleren Abschluß	-	16	31	28	25	15	10
	Angestellte ohne mittleren Abschluß	-	28	37	24	21	13	8
benachteiligt	Selbständige Landwirte	-	47	36	17	_ ²	_ ²	_ ²
	Deutsche Arbeiter mit Lehre	3	52	30	14	11	6	5
stark benachteiligt	Deutsche Arbeiter ohne Lehre	8	65	21	7	4	2	2

* Anteil der Gleichaltrigen der jeweiligen Schicht, die einen bestimmten Schultyp besuchen

** Die Rangordnung der Schichten orientiert sich an Studienchancen an wissenschaftlichen Hochschulen

*** Die oberen und mittleren Schichten waren in dieser alten Studie (neuere Daten lagen nicht vor) anders gegliedert. Die Sonderschulbesuchsquoten lagen in den 6 Berufsgruppen außerhalb der Arbeiterschaft bei max. 1%

¹ Die Studierquoten beziehen sich auf Selbständige ohne Hochschulabschluss einschließlich Landwirte

² nicht erhoben (vgl. Anm. 1)

Quelle: Geißler 1994b, S. 126, Datenbasis: Köhler 1992, BMBW 1981

Die hier dargestellte Verteilung ergibt ein relativ eindeutiges Bild. Auch jenseits der bereits oben mehrfach dargelegten recht drastischen Unterschiede zwischen den "Extremen" (z.B. Beamte und Arbeiter) ergibt sich eine klar identifizierbare vertikale Ungleichheitsstruktur hinsichtlich der Bildungschancen der verschiedenen Berufsgruppen. Dass diese Struktur deckungsgleich mit der Statushierarchie der

"klassischen" Schichtungssoziologie ist, dürfte hierbei sicherlich keine Überraschung darstellen.

Generell bestätigt auch die PISA-Studie den Zusammenhang zwischen vertikalen Ungleichheiten und Bildungsbeteiligung bzw. Bildungserfolg nachhaltig. Da im Rahmen dieser Untersuchung in erster Linie, wie erwähnt, ein direkter internationaler Leistungsvergleich von Schülern im Mittelpunkt des Interesses stand, wurde dort auch der Zusammenhang zwischen Schichtzugehörigkeit und dem Erwerb schulisch relevanter Kompetenzen ermittelt. Für den Punkt „Lesekompetenz“ werden folgende Schlussfolgerungen gezogen:

„Jugendliche unterschiedlicher sozialer Herkunft unterscheiden sich in ihrer Lesekompetenz gegen Ende der Vollzeitschulpflicht substantiell. Die Abstände der Leseleistungen zwischen den Sozialschichten sind allerdings nicht gleich groß. Während sich Familien der oberen und unteren Dienstklasse in ihrer mittleren Lesekompetenz kaum unterscheiden, ist ein deutlicher Abstand zwischen diesen beiden Sozialschichten einerseits und der Klasse der Routinedienstleistenden und dem Arbeitermilieu andererseits zu erkennen (ebd., S. 365).“

Ähnlich fallen die Ergebnisse im mathematischen und naturwissenschaftlichen Bereich aus:

„Die Analysen des internationalen Mathematiktestes replizieren in frappierender Weise die Leseergebnisse. Die Leistungsunterschiede zwischen den beiden sozialen Extremgruppen betragen mehr als eine ganze Kompetenzstufe (vgl. ebd., S.88), und die Sozialschichtzugehörigkeit erklärt 14 Prozent der Leistungsvarianz. Entgegen den theoretischen Ausgangsannahmen ist der Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft und den gegen Ende der Vollzeitschulpflicht erworbenen mathematischen Kompetenzen nicht geringer (ebd., S. 368; Literaturhinweis D.W.).“

Vergleichbare Muster zeigen die Verteilungen hinsichtlich allgemeinerer (Problemlösungs-)Kompetenzen und kognitiver Grundfähigkeiten (vgl. ebd., S. 370 f.). Insgesamt folgert die PISA-Studie:

„Die bisher vorgelegten Analysen belegen einen straffen Zusammenhang zwischen Sozialschichtzugehörigkeit und erworbenen Kompetenzen über alle untersuchten Domänen hinweg. (...) Die Entwicklung des Zusammenhangs von sozialer Herkunft und Leistung scheint ein kumulativer Prozess zu sein, der lange

vor der Grundschule beginnt und an Nahtstellen des Bildungssystems verstärkt wird (ebd., S. 372).“

Dieser kurze Blick auf die international konzipierte PISA-Studie bestätigt also den Eindruck, den auch die Zahlen Geißlers für die Bundesrepublik nahe legen. Wenngleich sich die Bildungschancen insgesamt verbessert haben, bestehen nach wie vor beträchtliche Unterschiede zwischen den Schichten, die vor allem die unteren Statusgruppen eindeutig benachteiligt sehen. Die objektiven Bedingungen, unter denen Kinder unterschiedlicher sozialer Herkunft Bildungswege antreten und durchlaufen, scheinen sich demnach im Sinne einer vertikalen Ungleichheitssemantik interpretieren zu lassen.

Wie also hat sich die Chancenstruktur unter dem Einfluss der Bildungsexpansion verändert? Die wesentlichen Grundentwicklungen lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

1. Das Erreichen qualifizierter Berufspositionen und ökonomischen Wohlstandes ist nach wie vor in hohem Maße von Bildungsabschlüssen abhängig.
2. Wenngleich keine Garantie mehr, ist Bildung dennoch eine unabdingbare Voraussetzung für ein erfolgreiches Abschneiden auf dem Arbeitsmarkt.
3. Die Chancen aller Statusgruppen auf höhere Bildungsabschlüsse haben sich faktisch (im absoluten Maßstab) deutlich verbessert.
4. Relativ gesehen bestehen jedoch nach wie vor signifikante Unterschiede zwischen den jeweiligen Gruppen. Die unterschiedlichen Status-/Berufsgruppen profitieren nicht in gleichem Maße von der Bildungsexpansion.
5. Gerade höhere Bildungsabschlüsse betreffend (Gymnasium/Studium), ist die Differenz zwischen unteren und mittleren/oberen Statusgruppen eher noch angewachsen.
6. Je höher der avisierte Abschluss, desto deutlicher wird der Abstand der unteren Statusgruppen. Bezogen auf den Vergleich Gymnasium/Studium legt dies weiterhin den Verdacht nahe, dass die Bildungskarrieren auch bei Besuch gleicher Bildungsinstitutionen unterschiedlich erfolgreich verlaufen.
7. Die Angleichung bei den mittleren Abschlüssen (Realschule) ist daher keinesfalls mit einer allgemeinen Relativierung von Chancenunterschieden zu verwechseln.
8. Die statistische Verteilung der Bildungsunterschiede stellt sich eindeutig schichtspezifisch dar.

9. Strukturell betrachtet hat die Bildungsexpansion keine grundsätzlichen Veränderungen produziert.

10. Generell muss weiterhin von schichtspezifischen Chancenunterschieden im Bereich Bildung gesprochen werden.

11. Fragt man nach den sozialen Gründen dieser Chancenunterschiede, unterscheiden sich die Antworten nicht wesentlich von denen, die man auch schon vor 25 Jahren erhalten hätte (vgl. Geißler 1994, S. 131ff.; Baumert/Schümer 2001, z.B. S. 360 ff.).

Von schichtspezifischen Bildungsorientierungen der Herkunftsfamilien, von leistungsunabhängiger sozialer Auslese im Bildungssystem und unterschiedlicher Leistungsmotivation ist in diesem Zusammenhang u.a. die Rede. Die entsprechenden sozialisationstheoretischen Ansätze sind in der Bildungssoziologie spätestens seit den 70'er Jahren Gemeingut und sollen daher hier nicht weiter erläutert werden. Auffällig wird jedoch einmal mehr das komplette Fehlen von Sozialisationstheorien, die sich im "Einklang" mit den postulierten "neuen" sozialen Strukturen befinden.

Bildung als solche, soviel lässt sich an diesem Punkt ohne Zweifel feststellen, steht also nach wie vor in klarem Zusammenhang mit sozialer Schichtung im vertikal-objektiven Sinne. Die sogenannte Bildungsexpansion hat demzufolge zwar zu einigen deutlich identifizierbaren allgemeinen Veränderungen geführt, nicht aber zu einem "Verschwinden" oder einer maßgeblichen Verringerung schichtspezifischer Ungleichheiten und scheint somit, am Rande bemerkt, auch ihre ursprüngliche gesellschaftspolitische Zielsetzung verfehlt zu haben.

Dennoch stellt sich auch hier wieder die Frage nach der Deutung dieser widersprüchlichen Situation. Das prinzipielle Fortbestehen sozioökonomisch interpretierbarer hierarchischer Ungleichheitsstrukturen, so könnte man zunächst argumentieren, ist ja seitens der Befürworter horizontaler Strukturmodelle niemals in Abrede gestellt worden. Schon der "Becksche Fahrstuhl" betont ja sehr deutlich eine allgemeine Niveauerhöhung bei *gleichbleibenden* und somit auch fortbestehenden Ungleichheitsrelationen. Der "Haken" an der Schichtungssoziologie besteht aus dieser Sichtweise eher darin, dass diese objektiven Ungleichheiten im Rahmen eben jener allgemeinen Veränderungen sozusagen ihre prägende Kraft auf die Alltagsrealität subjektiver Existenz weitgehend eingebüßt haben sollen. Das heißt die individuelle Lebensführung, die soziale Performanz, Verhaltens-,

Handlungs-, Meinungs- und Werthaltungsdimensionen entfalteteten sich demnach nunmehr weitgehend unabhängig von dieser vertikalen Hierarchie und wären im Rahmen einer entsprechenden Perspektive auch nicht mehr erklärbar. Sozialer Ungleichheit (im Sinne objektiver Besser- bzw. Schlechterstellung) im Allgemeinen und im Speziellen (z.B. im Bildungsbereich) wird somit praktisch die "Rolle" eines "soziodemographischen" Artefakts zugewiesen, das seine Bedeutung für den sozialen Charakter des Individuums weitgehend eingebüßt hat.

Allein die nicht zu leugnende Tatsache, dass berufliche Karrieren und alle daran anschließenden Wohlfahrts- und Verteilungslagen, wie wir gesehen haben, weiterhin in hohem Maße von Bildungschancen abhängen, die eindeutig schichtspezifisch variieren, lässt eine derartige Annahme jedoch äußerst fragwürdig, wenn nicht gar (unabhängig von der eigentlichen Intention) missverständlich erscheinen.

Die Problematik, die sich aus dem absoluten Anspruch solcher weitreichend- verallgemeinernden und grundsätzlichen Deutungsmuster zwangsläufig ergibt, ist im zweiten Kapitel eingehend thematisiert worden und soll hier nicht im Detail wiederholt werden. Dennoch gilt, dass sich die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht so radikal und absolut verändert haben, wie es der vollständige Wandel der Theorieperspektive vom einseitig vertikalen zum einseitig horizontalen Paradigma suggerieren mag. Diejenigen Entwicklungen, welche die "horizontale" Sichtweise in den Mittelpunkt ihres Interesses gerückt hat, stellen bislang faktisch mehr oder weniger Tendenzen und Niveauverschiebungen dar, die "lediglich" einen relativen (und keinen vollständigen, dem soziologischen Paradigmenwechsel entsprechenden) Wandel darstellen. Doch auch unabhängig von solchen theoretischen Unschärfen bleiben einige wesentlich praktischere Aspekte bei der Frage nach der Rolle von Bildung bei der Entstehung sozialer Differenzierungen oder sozialer Ungleichheit innerhalb der Entstrukturierungshypothese weitgehend unklar. Einerseits tendieren Autoren wie Schulze (z.B. 1995, s.a. Kapitel 2) oder Hradil (z.B. 1996) eindeutig zu der Auffassung, "moderne" Lebensstile und/oder die resultierenden Milieus entstünden im Wesentlichen unabhängig von statusbezogenen Chancenunterschieden im Sinne der Schichtungssoziologie, andererseits betonen beide (auch unter Berufung auf den aktuellen empirischen Forschungsstand) die besondere Bedeutung von Bildung im Hinblick auf die Konstitution unterschiedlicher Lebensstile. Wenn also Bildung bei der Entstehung

horizontal-kultureller Differenzierungsmuster eine entscheidende Rolle spielt, eben jene Bildung aber, wie die hier angeführten empirischen Fakten deutlich belegen, unverändert in hohem Maße schichtspezifisch variiert, wie können Lebensstile insgesamt gänzlich unabhängig von vertikal-hierarchischen Schichtstrukturen betrachtet werden? Gerade am Beispiel Bildung lässt sich somit die Unschärfe der generellen Annahme einer "doppelten Entstrukturierung", die ja gerade von den rein horizontal-individualistischen Modellen mehr oder weniger implizit vorausgesetzt wird, trefflich illustrieren.

3.3. Soziale Ungleichheit und Partizipation an Herrschaft - Wahrnehmung politischer Einflussmöglichkeiten

Wenn in diesem Abschnitt von Partizipation bzw. Teilnahme an Herrschaft die Rede ist, so müssen zwei unterschiedliche Bedeutungsebenen differenziert werden. Zunächst stehen jedem Bürger der Bundesrepublik natürlich bestimmte verfassungsrechtlich gesicherte Möglichkeiten zur Verfügung, sich an den demokratischen Prozessen der politischen Entscheidungsbildung zu beteiligen. Angefangen beim sozusagen kleinsten und allgemeinsten Nenner, der Teilnahme an Wahlen, über die Mitgliedschaft in Parteien bis hin zur direkten Einflussnahme auf den verschiedenen Ebenen des politischen Systems, als wählbarer bzw. gewählter Politiker. Jenseits dieser institutionalisierten Dimensionen der Teilnahme an Herrschaft sowie den eher privaten Formen politikbezogener Aktivitäten (Gespräche/Diskussionen mit Freunden, Familie, Kollegen - Eintreten für die persönlichen Ansichten), haben sich weiterhin auch einige "unkonventionelle" (vgl. auch Geißler 1994c, S. 76) Möglichkeiten der öffentlichen Artikulation und somit auch Beeinflussung politischer Meinungsbildung in der sozialen Kultur der Bundesrepublik etabliert (z.B. Bürgerinitiativen oder Demonstrationen).

Diese verschiedenen Möglichkeiten stehen faktisch und prinzipiell jedem Bürger rein rechtlich (sofern es sich bei den unkonventionellen Formen auch um legale handelt) zur Verfügung und unterliegen in diesem Sinne natürlich auch keinen schichtspezifischen Differenzierungen. Die Unterschiede liegen hier vielmehr in der unterschiedlichen Wahrnehmung (im doppelten Sinne) dieser Optionen. Ausgehend von der objektiven Schichtzugehörigkeit, werden deutliche Unterschiede im Bereich des aktiven politischen Engagements sichtbar. Erwartungsgemäß lässt sich hier vor allem ein deutliches "Teilnahmedefizit" (vgl. ebd., S. 77) der Unterschichten konstatieren. Für die sogenannten konventionellen Teilnahmeformen kann dies durch die Tab. 3.3.1. konkretisiert werden.

Tab. 3.3.1. Konventionelle Teilnahme und Teilnahmebereitschaft nach Bildung und Beruf

Von 100 Befragten	Bildungsabschluß					Beruf			
	Bevölkerung ab 18 Jahre	Ohne Absch.	Hauptschule	Mittlerer Absch.	Abitur	Arbeiter	Angestellte	Selbständige	Beamte
N=	3052	68	1610	813	494	365	635	153	139
hatten oft oder manchmal									
eine politische Diskussion geführt	46	15	33	55	72	36	45	63	56
versucht Fremde für die eigenen politischen Ansichten zu gewinnen	23	6	14	27	34	24	30	33	34
mit Politikern gesprochen oder Kontakt aufgenommen	7	2	6	11	16	6	12	15	16
hatten schon einmal um politischen Einfluß zu nehmen									
ihre Meinung im Bekanntenkreis/ am Arbeitsplatz gesagt	70	50	65	74	86	74	73	78	83
sich in Versammlungen an öffentlichen Diskussionen beteiligt	23	4	14	26	46	19	29	33	47
in einer Partei aktiv mitgearbeitet	5	0	3	5	13	3	6	11	14
wären bereit um politischen Einfluß auszuüben									
ihre Meinung im Bekanntenkreis/ am Arbeitsplatz zu sagen	81	62	72	85	92	84	85	86	93
sich in Versammlungen an öffentlichen Diskussionen zu beteiligen	45	12	34	51	72	40	54	60	76
in einer Partei aktiv mitzuarbeiten	18	6	12	21	35	15	24	24	28

Quelle: Geißler 1994c, S. 78; Datenbasis: Allbus 1988²

Die hier dargestellten Zahlen weisen eine eindeutige Tendenz auf. Die unteren Schichten/Statusgruppen sind bei allen hier aufgeführten konventionellen Beteiligungsformen deutlich unterrepräsentiert. Der Zusammenhang zwischen Bildungsabschluss/Beruf und der Häufigkeit bzw. der generellen Bereitschaft, sich politisch zu engagieren und somit aktiv Einfluss zu nehmen, ist, sowohl was die öffentliche als auch die private Sphäre anbelangt, offensichtlich. Während die mittleren Sta-

² „Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften“. Zweijährlich durchgeführte Repräsentativuntersuchung des ZUMA (Zentrum für Umfragen, Methoden und Analyse e.V.; Mannheim) und des Zentralarchiv für empirische Sozialforschung, Köln

tusgruppen (mittlere Abschlüsse, Angestellte/Selbständige) sich in der Regel bei den unterschiedlichen Teilnahmeformen in relativer Nähe der Gesamtmittelwerte befinden, sind die unteren bzw. oberen Statusgruppen deutlich unter- bzw. überdurchschnittlich stark vertreten. Darüber hinaus deutet sich auch an, dass die Differenz zwischen den unteren und den oberen/mittleren Schichten wächst, je mehr sich der soziale Bezug der politischen Aktivität vom Privaten in Richtung öffentlicher oder institutionalisierter Rahmenbedingungen bewegt. So wären prinzipiell 62% der Volljährigen ohne Bildungsabschluss und 72% der Hauptschulabsolventen bereit, ihre Meinung im Bekanntenkreis oder am Arbeitsplatz zu sagen. Die Werte für die Inhaber mittlerer Abschlüsse und die Abiturienten liegen hier bei 85 bzw. 92%. Diese noch verhältnismäßig moderate Differenz wächst um ein vielfaches, wenn es um die Bereitschaft geht, an öffentlichen Diskussionen oder Versammlungen teilzunehmen oder aktiv in einer Partei mitzuarbeiten. Hier ist die Bereitschaft der Abiturienten ca. fünf- bis sechsmal so groß wie die derjenigen Personen ohne Abschluss (12% zu 72% für öffentliche Diskussionen, 6% zu 35% für Parteien) und zwei- bis dreimal so groß wie die der Hauptschulabsolventen (34% zu 72% und 12% zu 35 %).

Dieselbe Tendenz zeigt sich weiterhin für die verschiedenen Berufsgruppen, wenn auch nicht so drastisch wie bei den Bildungsabschlüssen, was daran liegen könnte, dass ein Teil der niedrigen Bildungsabschlüsse aufgrund von Arbeitslosigkeit in diese Zahlen keinen Eingang gefunden hat. Die generelle Differenz zwischen privatem und öffentlichem Bereich verdeutlicht aber auch, dass das Teilnahmedefizit der unteren Statusgruppen nicht unbedingt ein Indikator für politische Indifferenz oder mangelndes Interesse sein muss. Allerdings scheint die Hemmschwelle zwischen privater und öffentlicher Artikulation für die strukturell benachteiligten Gruppen wesentlich höher als für die Bessergestellten zu sein.

Ein ähnliches Bild zeigt sich auch für die legalen und illegalen Formen der unkonventionellen Teilnahmeformen. Die Tabelle 3.3.2. enthält die entsprechenden Zahlen für Unterschriftensammlungen, Demonstrationen, Boykotte und Besetzungen für Ost- und Westdeutschland 1992.

Tab. 3.3.2. Unkonventionelle Teilnahme und Teilnahmebereitschaft nach Bildungsabschluss und Beruf

	N		Von 100 Befragten															
			Haben sich bereits beteiligt an								Würden sich beteiligen an							
			Unt		Demo		Boy		Besetz		Unt		Demo		Boy		Besetz	
	W	O	W	O	W	O	W	O	W	O	W	O	W	O	W	O		
Bevölkerung ab 18 Jahre	2513	1141	44	32	14	20	7	2	1	1	83	80	61	62	51	33	18	26
Hauptschulabschluss¹	1166	437	35	23	6	13	3	2	0	1	81	80	43	59	43	28	12	21
Mittlerer Schulabschluss²	681	605	52	37	18	24	9	1	2	0	90	90	61	75	57	45	23	34
Abitur	376	156	67	58	37	42	22	7	3	5	96	95	80	83	72	63	36	44
Arbeiter	311	221	42	31	9	19	3	1	1	1	88	91	59	76	56	51	21	44
Angestellte	571	336	57	41	18	32	10	3	2	1	89	90	64	80	59	50	25	34
Selbständige	102	46	48	39	34	17	16	5	5	3	86	86	65	71	69	35	32	25
Beamte³	120	9	64	-	32	-	16	-	0	-	96	-	74	-	68	-	27	-

W= alte Länder; O= neue Länder

Unt= Unterschriftensammlung; Boy= Boykott

Demo= genehmigte politische Demonstrationen; Besetz= Besetzung von Fabriken, Ämtern und anderen Gebäuden

Bei den Berufsgruppen sind nur Erwerbstätige erfaßt

¹ neue Länder: Polytechnische Oberschule (POS) 8. oder 9. Klasse

² neue Länder (POS) 10. Klasse

³ neue Länder: nicht ausgewertet wegen zu geringer Fallzahl

Quelle: Geißler 1994c, S. 90; Datenbasis: ALLBUS 1992³

Auch wenn sich hier bei den unterschiedlichen Teilnahmeformen mitunter recht interessante Unterschiede zwischen Ost und West zeigen, die ihre Ursachen in unterschiedlichen soziokulturellen Bedingungen und differierenden Sozialisationserfahrungen haben dürften, sollen auch diese Zahlen vornehmlich unter dem Aspekt der unterschiedlichen Schichtzugehörigkeiten betrachtet werden. Und auch hier ergibt sich wie bei den konventionellen Teilnahmeformen ein eindeutiges Bild. Grundsätzlich könnte man vielleicht gerade für diese sogenannten unkonventionellen (weil nicht so stark institutionalisierten) Formen eine höhere Beteiligung der unteren Statusgruppen erwarten, da hier ja gerade die Möglichkeit besteht,

³ s.a. Tab. 3.3.1.

jenseits der oft kompliziert und langwierig erscheinenden und bürokratisch "gebremsten" Entscheidungsprozesse der offiziellen Politik, direkten Widerspruch oder Protest zu artikulieren. Sozusagen kann hier der "kleine Mann" "denen da oben" mal die Meinung sagen oder zeigen. Je breiter hierbei der Konsens in der Bevölkerung ist, desto wahrscheinlicher wird auch, dass die offizielle Politik auf den öffentlichen Druck reagieren wird. Dennoch unterscheidet sich das beobachtbare Muster der Verteilung nicht wesentlich von dem der konventionellen Teilnahmeformen, wenn auch eine deutliche Annäherung der mittleren an die oberen Schichten zu konstatieren ist. Gleichwohl gilt auch hier: Je höher die Schulbildung und je besser die berufliche Position, desto größer ist auch die Wahrscheinlichkeit der Beteiligung. Zwar ist die Größe der Differenzen nicht mehr so überdeutlich wie bei den konventionellen Formen, aber insbesondere die unteren Bildungs- und Berufsschichten sind auch hier klar unterdurchschnittlich vertreten.

Am deutlichsten wird dies wiederum bei den Bildungsgruppen, weil wie in der Tab. 3.3.1. bei den Berufsgruppen nur die Erwerbstätigen erfasst werden konnten. Bei allen hier untersuchten Beteiligungsformen sind die Quoten für die Inhaber mittlerer und hoher Bildungsabschlüsse um ein Vielfaches höher als die der ehemaligen Hauptschüler, wenn es um die konkrete bereits stattgefundene Beteiligung geht.

Interessanterweise ebnen sich diese Differenzen zwischen den verschiedenen Gruppen erheblich bei der rein hypothetischen Frage nach einer zukünftig möglichen Beteiligung ein. So können sich z.B. 81% Prozent der Hauptschüler (West) vorstellen, an einer Demonstration teilzunehmen, während diese Frage 96% der Abiturienten und 90% der Inhaber mittlerer Abschlüsse ebenfalls positiv beantworten. Alle drei Gruppen liegen hier also relativ nahe beieinander. Vergleicht man diese Zahlen mit denjenigen für eine tatsächlich bereits erfolgte Beteiligung, sind die zuvor noch geringfügigen Abstände zwischen den Bildungsgruppen um ein vielfaches angewachsen. Tatsächlich beteiligt haben sich demnach "nur" 35% der Hauptschüler (West) gegenüber 52 bzw. 67% bei den mittleren und hohen Abschlüssen. Zwischen "Theorie" und "Praxis" besteht demzufolge bei den unteren Statusgruppen eine viel größere Differenz als bei den Vergleichsgruppen. Ähnlich wie bei der Interpretation der ermittelten Werte für die konventionellen Formen, bezogen auf das Anwachsen der Abstände zwischen privater und öffentlicher Teilnahme/Artikulation politischer Inhalte, scheinen die Gründe für den realen

"Teilnahmerückstand" der Unterschichten also nicht nur auf mangelndes Interesse zurückzuführen zu sein.

Wenn in diesem Zusammenhang von einer größeren "Hemmschwelle" gesprochen werden kann, verweist dies auf Zusammenhänge, die in der Schichtungssoziologie schon lange thematisiert wurden und vornehmlich auf Sozialisationsmechanismen zurückgeführt werden. Seit den 70er-Jahren kann es z.B. als relativ gesichert angesehen werden, dass etwa die Erfahrung/Sozialisation, die am Arbeitsplatz erlebt wird, weitreichenden Einfluss auf viele weitere Aspekte der sozialen Existenz hat. Wer unter relativ autoritären Arbeitsverhältnissen mit wenig Freiheit zur eigenen Entscheidung oder Verantwortung berufstätig ist, wird auch im privaten Bereich eher zu Meinungen und Einstellungen neigen, in denen sich weniger "Glaube" an die eigenen Möglichkeiten, etwas zu verändern/verbessern, niederschlägt und dementsprechend weniger Motivation bestehen, es überhaupt erst zu versuchen.

Egal ob es um Bildung, um Teilnahme an Herrschaft, um Kriminalität oder andere Einzelaspekte geht, in denen ein klarer empirisch belegbarer Zusammenhang zwischen objektiver Schichtung und subjektiver sozialer Realität hergestellt werden kann, die Deutungen jener Zusammenhänge bleiben im Kern gleich. Bezogen auf die Teilnahme an Herrschaft stellt Geißler zunächst fest, dass "Teilnahme-rechte jedoch bloße *Chancen* (bleiben) - Angebote an Bürgerinnen und Bürger, die sie auch nutzen müssen, um ihre Vorteile zu genießen (ebd., S. 75)." Inwiefern diese Chancen jedoch überhaupt genutzt werden können, hängt auch davon ab, wie gut jemand gelernt hat, sie zu nutzen. Wie selbstbewusst kann eine Person in den jeweils spezifischen sozialen bzw. soziokulturellen Situationen auftreten, beherrscht sie die "angemessenen" Verhaltensregeln und beherrscht sie die "angemessenen" sprachlichen Ausdrucksweisen usw.?

In dem hier bewusst in Anführungsstriche gesetzten Wort "angemessen" klingt jedoch auch die "Kehrseite" der oben angestellten Überlegungen an. Denn die sozialen oder soziokulturellen Möglichkeiten der objektiv schlechter gestellten Gruppen können ja nicht gleichermaßen als objektiv defizitär angesehen werden wie die ihnen entsprechenden sozioökonomischen Lagen. Denn trotz aller postulierten Pluralisierung herrscht gerade in einem sozialen Feld wie dem der Politik noch immer vornehmlich *eine* gültige, *eine* legitime Verhaltens- und Sprachkultur vor, in der sich nur derjenige angemessen bewegen kann, der den Umgang mit ihr

gewohnt ist und ihn gleichermaßen gelernt hat. Legitimiert und installiert wird diese "richtige", diese "angebrachte" Kultur von gesellschaftlichen Eliten, die sich vornehmlich eben nicht aus den unteren Gesellschaftsschichten rekrutieren und auf diese Weise auch über einen scheinbar noch immer gut funktionierenden Schließungsmechanismus verfügen. In diesem, wie auch im Sinne der allgemeinen Betrachtung der sozialen Zusammensetzung der wirtschaftlichen, politischen, wissenschaftlichen usw. Eliten sollte die Tab. 3.3.3. betrachtet werden:

Tab. 3.3.3. Soziale Herkunft und Ausbildung der deutschen Eliten¹

Eliten ¹	Beruf des Vaters							Ausbildung	
	Groß- unter- nehmer (mindest. 10 Be- schäf- tigte) %	Spitzen- beamte und – ange- stellte %	Höhere Beamte und leitende Ange- stellte %	Mittlere und kleine Selb- ständige (0-9 Beschäf- tigte) %	Mittlere Beamte und Ange- stellte %	Arbeiter und kleine Ange- stellte %	Arbeiter %	Abitur %	Hoch- schul- abschluß %
Politik (SPD)	0	5	20	11	22	42	32	65	55
Politik (CDU/CSU)	7	3	14	32	25	19	15	81	74
Politik (FDP)	17	21	25	21	13	4	-	84	68
Verwaltung	3	4	31	21	32	9	-	97	94
Wirtschaft	17	10	23	16	23	12	-	87	75
Wirtschaftsverbände	21	12	24	25	16	3	-	86	68
Gewerkschaften	0	1	7	13	18	61	46	20	8
Massenmedien	7	7	32	18	25	10	-	94	47
Wissenschaft	5	5	35	22	21	12	-	100	96
Militär	5	7	49	7	29	2	-	93	33
Kultur	8	11	30	22	20	10	-	89	62
Sonstige	5	3	32	22	25	14	-	83	71
Eliten insgesamt	9	7	27	20	24	15	11	85	69
Bevölkerung ²	– ³	– ³	4	22	14	60	57	12	6

- 1) Der Fragebogen wurde an 3165 Inhaber in Spitzenpositionen in verschiedenen Funktionen geschickt, von denen 1744 ausgewertet wurden.
- 2) Diese Stichprobe umfaßt 444 Männer ab 40 Jahren. Sie ist also im Hinblick auf Alter und Geschlecht den Eliten vergleichbar. Ihr Sozialprofil weicht deutlich von der Berufsgruppenstruktur der Gesamtbevölkerung ab.
- 3) Wegen zu niedriger Zahlen wurden die Großunternehmer der Gruppe der Selbständigen und die Spitzenbeamten und –angestellten der Gruppe der höheren Beamten und Angestellten zugeschlagen.

Quelle: Geißler 1994c, S. 97 ; Datenbasis: Hoffmann-Lange 1985, S. 53, 57

Die hier dargestellten Werte für die Vaterberufe der deutschen Eliten in den Führungspositionen der politisch bedeutsamen sozialen Bereiche fasst Geißler noch einmal wie folgt zusammen:

„Sie (die Tabelle, D.W.) macht deutlich, dass die deutsche Elite weder eine in sich geschlossene Kaste ist, noch ein einigermaßen repräsentatives Spiegelbild der Bevölkerungsstruktur darstellt. Nur eine kleine Minderheit der Führungspositionen wurde vererbt, die deutsche Elite ist also im wesentlichen eine >>Aufsteigerelite<<; allerdings wird das Vordringen ganz nach oben um so schwieriger, je tiefer die Herkunftsgruppe in der Schichtungshierarchie angesiedelt ist. 42% der Inhaber von Führungspositionen stammen aus den drei >>benachbarten<< oberen Berufsgruppen, die insgesamt nur etwa 4% der männlichen Bevölkerung des entsprechenden Alters ausmachen. (...) Weitere 43% kommen aus mittleren Berufsgruppen, die geringfügig überproportional vertreten sind. Den Kindern der unteren Gruppen der Arbeiter und einfachen Angestellten ist der Zugang zur Spitze der Macht zwar nicht verschlossen, aber sie sind kraß unterproportional vertreten (ebd., S. 95 ff.).“

Die meisten der hier untersuchten Eliten in den verschiedenen Funktionsbereichen bleiben den Kindern von Arbeitern und kleinen Angestellten also im Wesentlichen verschlossen. Eine Ausnahme in diesem Zusammenhang stellen hierbei die traditionellen „Arbeiterbastionen“ SPD und Gewerkschaften dar. Insgesamt zeigt die Tab. 3.3.3. aber auch das größte „Hindernis“ der unteren Schichten beim Erreichen der hier thematisierten Führungspositionen auf. Für beinahe alle diese Funktionen (mit teilweiser Ausnahme der Gewerkschaften) ist eine entsprechend hohe Bildung offensichtlich unabdingbare Voraussetzung. Wie jedoch bereits im Teilabschnitt 3.2. aufgezeigt werden konnte, weisen die Kinder der unteren Statusgruppen in diesem Bereich erhebliche Defizite gegenüber den Vergleichsgruppen auf, die zu einem großen Teil auch auf unterschiedliche Ausgangspositionen, auf unterschiedliche Chancen zurückzuführen sind. Hier schließt sich also ein Kreis, denn die Kinder der unteren Schichten sind nicht nur definitiv in den gesellschaftlichen Eliten unterrepräsentiert, sie haben auch von vornherein deutlich schlechtere Voraussetzungen, eine solche Position zu erreichen.

Von einer Nivellierung oder einer weitreichenden Abschwächung schichtspezifischer Unterschiede bei der Teilnahme an Herrschaft, im Sinne von politischer Einflussnahme auf allen Ebenen der Gesellschaft, kann also nach wie vor nicht

gesprochen werden. In allen hier betrachteten Einzelaspekten möglicher politischer Teilnahme sind die unteren Gesellschaftsschichten deutlich unterrepräsentiert. Sie erreichen weder die wirklich „entscheidungsrelevanten“ beruflichen Positionen noch nehmen sie im gleichen Maße wie die Vergleichsgruppen an anderen (vor allem öffentlichen) Formen möglicher politischer Artikulation und Einflussnahme teil, was wiederum eher an sozialen oder soziokulturellen „Schwellenängsten“ liegen könnte. Obgleich diesen grundsätzlichen Fakten sicherlich auch kein Vertreter eines eher horizontal geprägten Strukturmodells ernsthaft widersprechen würde, fällt dennoch auf, dass das Thema „gesellschaftliche Machtverteilung“ in den einschlägigen Arbeiten dieser Richtung eigentlich gänzlich ausgespart wird. Die Gefahr, die durch das Ignorieren in diesem Bereich bestehender Ungleichheiten zweifellos entsteht, ist, diese gleichermaßen zu bagatellisieren oder (wenn vielleicht auch unbeabsichtigt) gar zu legitimieren.

Auch auf der theoretischen Ebene „gefährdet“ eine Einbeziehung des Faktors Macht/Herrschaft die Wurzel der Individualisierungslogik als solche. Kern des Individualisierungstheorems ist ja das prinzipielle Anwachsen von Möglichkeiten und die individuell freie Wahl zwischen eben diesen Optionen. Wenn aber der tatsächliche institutionelle Rahmen einer Gesellschaft, der ja die subjektiven Möglichkeiten definitiv objektiv begrenzt, vornehmlich von spezifischen sozialen Gruppen festgelegt wird, kann der Faktor soziale Ungleichheit (im Sinne von Chancenungleichheit) nicht aus der Analyse sozialer Strukturen ausgeblendet werden.

3.4. Soziale Schichtung und Kriminalität

Mit dem Zusammenhang zwischen sozialer Schichtung und Kriminalität soll im Folgenden ein recht komplexes Thema angeschnitten werden. Die Schwierigkeiten, die mit einer Untersuchung dieses Aspekts verbunden sind, liegen zunächst vor allem am soziologisch komplizierten Charakter von Kriminalität als gesellschaftlichem Phänomen. So sind die sozialen Ursachen von Kriminalität kaum exakt zu bestimmen. Vor allem der Zusammenhang zwischen "äußeren", sozusagen in den objektiven Lebensumständen begründeten Ursachen und der subjektiven Motivation der "Kriminellen" ist schwierig zu bestimmen, bzw. beide Faktoren lassen sich schwer voneinander trennen. Ein weiteres Problem liegt darin begründet, dass die entdeckte und somit objektiv untersuchbare Kriminalität ja letztlich nur einen Bruchteil der tatsächlich stattfindenden oder stattgefundenen Kriminalität ausmacht. Die Dunkelziffer dürfte kaum abschätzbar sein und die Frage bleibt zunächst offen, ob die Gruppe derjenigen, die letztlich "erwischt" wird, nicht selektiven Mechanismen unterliegt, die sie von der Gesamtgruppe derjenigen, die kriminelle Handlungen begehen, unterscheidet.

In diesem Sinne wird vor allem darüber kontrovers diskutiert, wie der Zusammenhang zwischen sozialer Schichtung und Kriminalität zu interpretieren ist, bzw. wo seine Ursachen zu suchen sind. Im Grunde gibt es hierbei zwei verschiedene Deutungsansätze. Der erste Ansatz geht davon aus, dass die unteren Schichten tatsächlich häufiger in kriminelle Tätigkeiten verwickelt sind. Die Gründe hierfür werden ganz allgemein in den defizitären objektiven Lebensumständen und Möglichkeiten der Betroffenen vermutet. Aufgrund ihrer objektiven Schlechterstellung in Bereichen wie Bildung, Beruf und den resultierenden materiellen Verhältnissen haben diese Menschen nur geringe Chancen, ihre subjektiven Wohlfahrts- und Wohlstandsziele zu verwirklichen. Da sozusagen alle legalen Versuche, diese Ziele zu erreichen, mehr oder weniger zum Scheitern verurteilt sind, könnte die wachsende Frustration demnach dazu "verleiten", bestehende Bedürfnisse über kriminelle Aktivitäten befriedigen zu wollen. Die Gründe für diese objektiv "schlechteren" Voraussetzungen werden hierbei z.T. in den ungünstigeren Sozialisationsbedingungen der unteren Schichten gesehen, die schon in den vorherigen Abschnitten angesprochen wurden und hier deshalb nicht genauer ausgeführt

werden. Beispiele für einen solchen Ansatz wären z.B. die Anomie-Theorie Mertons (z.B. 1979) oder die Subkultur-Theorie Cohens (1979). Eine detailliertere Zusammenfassung dieser beiden Ansätze findet sich auch bei Geißler (1994d, S. 163 ff.).

Die zweite Interpretationsmöglichkeit "zäumt das Pferd" praktisch von der anderen Seite auf. Konkret heißt dies, dass hier davon ausgegangen wird, die unteren Gesellschaftsschichten seien de facto gar nicht häufiger kriminell als alle anderen, sie würden letztlich nur häufiger "erwischt" bzw. müssten häufiger den gesamten juristischen Prozess bis hin zur letztlich rechtskräftigen Verurteilung durchlaufen. Diese Sichtweise thematisiert also in letzter Konsequenz nicht schichtspezifische Kriminalität, sondern schichtspezifische Kriminalisierung (vgl. ebd., S. 169 ff.). Zusammengefasst ist unter schichtspezifischer Kriminalisierung zu verstehen, dass die unteren Schichten unter einer Art negativem "Image" leiden, das heißt die Mitgliedern der besser gestellten Schichten stehen ihnen mit einer negativeren Erwartungshaltung gegenüber als "Ihresgleichen".

Tatsächlich gibt es genügend ernstzunehmende Hinweise darauf (vgl. Geißler ebd.), dass Mitglieder der Unterschicht häufiger verdächtigt oder angezeigt werden. Zudem geben sie aufgrund von z.B. sprachlichen oder anderen bildungsbedingten Defiziten auch innerhalb der direkten juristischen „Prozessverläufe“ eine relativ "schlechte Figur" ab. So erscheint es z.B. durchaus möglich, dass sie ihren Standpunkt „schlechter“ vertreten, Gerichtsverhandlungen „schlechter“ folgen können etc..

Wie schon im vorherigen Abschnitt, in dem es um Teilnahme an Herrschaft ging, haben wir es auch hier wieder mit dem Problem der soziokulturellen "Ferne" der unteren Bildungs- und Berufsschichten von der "legitimen Kultur" institutionalisierter gesellschaftlicher Teilsysteme, wie in diesem Fall dem Rechtssystem, zu tun und dies auch noch im doppelten Sinne. Denn das, was nach allgemeinem gesellschaftlichen Konsens als legitim (nicht legal!) gilt, spielt auch bei der Beurteilung einer verdächtigen Person (z.B. Verurteilung und/oder Strafmaß) eine nicht zu unterschätzende Rolle. So dürfte jemand mit geregelter Arbeit, festem Wohnsitz oder abgeschlossener Ausbildung in der Regel milder beurteilt werden als jemand, der all dies nur teilweise oder gar nicht vorweisen kann. Die soziale Perspektive, die einem mutmaßlichen Kriminellen oder Verdächtigen prognostiziert wird, dürfte für seine Beurteilung durchaus von Bedeutung sein. Zwar

muss es sich in diesem Zusammenhang nicht um eine bewusste Diskriminierung der unteren Schichten handeln, aber in den Bereichen, die gemeinhin als objektiver Maßstab für die "Vertrauenswürdigkeit" einer Person gelten, sind sie nun einmal objektiv schlechter gestellt und werden in den Prozessen der Strafverfolgung schließlich auch von Mitgliedern höherer Schichten "beurteilt". Ein weiterer Aspekt schichtspezifischer Kriminalisierung thematisiert den "Verdacht", dass sich die unteren Schichten aufgrund ihres Verhaltens auch einfach leichter "erwischen" lassen und sich demzufolge lediglich "ungeschickter" bei der Verübung von Straftaten anstellen.

Unabhängig von den unterschiedlichen Deutungen des Zusammenhangs zwischen Schichtzugehörigkeit und Kriminalität besteht jedoch kaum Zweifel darüber, dass dieser Zusammenhang als solcher besteht. Die Tab. 3.4.1. stellt den Zusammenhang zwischen Bildungsniveau (als zentralem Schichtindikator) und (erfasster) Kriminalität bei jungen Angeklagten und Häftlingen her.

Tab. 3.4.1. Bildungsniveau¹ von jungen Angeklagten und Häftlingen

	N	Ohne Schulabschluß/ Sonderschule %	Schul- Son- % Hauptschule	Realschule %	Gymnasium/ Abitur
Deutsche Angeklagte vor Stuttgarter Jugendgerichten 1987/88²	2729	19	53	19	9
Junge Häftlinge³ 1988 Männlich	4215	67	31	2	0,1
Junge Häftlinge³ 1988 Weiblich	180	62	32	5	0,2
Alle Schulabgänger 1988		8	26	43	23

1 Häftlinge: Schulabschluß; Angeklagte: besuchter Schultyp bei Schülerinnen und Schülern; Schulabschluß bei denen, die die allgemeinbildenden Schulen verlassen hatten.

2 Vollerhebung

3 Vollerhebung bei allen nach dem Jugendstrafrecht Verurteilten

Quelle: Geißler 1994d., S. 162; Datenbasis: Projekt Geißler/Marißen 1990 (Angeklagte); Stentzel 1990 (41 Häftlinge); BMBW 1989, S. 72 f. (Schulabgänger)

Diese Zahlen spiegeln einen eindeutigen Zusammenhang zwischen Schichtzugehörigkeit (bzw. Bildung) und Kriminalität wider. Je niedriger das Bildungs-

niveau, desto höher ist demnach die Wahrscheinlichkeit, in ein Strafverfahren verwickelt zu werden. Die Unterschiede in der Verteilung stellen sich hierbei außerordentlich massiv dar und die "Hauptschwelle", trotz weiterer spezifischer (und großer) Differenzen, stellt offensichtlich der Übergang zwischen Haupt- und Realschule dar. Wenngleich sich diese Zahlen auf jugendliche Straftäter und Angeklagte beziehen, gilt das beobachtbare Verteilungsmuster im Wesentlichen auch für Erwachsene. Diese allgemeine Differenzierung, wie auch schichtspezifische Unterschiede, was die Art der erfassten Delikte angeht, werden in der Tab. 3.4.2. dargestellt.

Tab. 3.4.2. Delikttyp und Schichtzugehörigkeit

Schichtzugehörigkeit der Tatverdächtigen	Erwerbstätige Bevölkerung	Kfz-Diebstahl	Diebstahl aus/an Kfz	Ladendiebstahl	Einbruchdiebstahl
Unterschicht %	74	93	84	67	81
Mittelschicht %	26	7	16	33	19
Summe %	100	100	100	100	100
N		15	19	73	72
Schichtzugehörigkeit der Tatverdächtigen	Erwerbstätige Bevölkerung	Betrug	Unterschlagung	Raub	Notzucht
Unterschicht %	74	60	59	94	91
Mittelschicht %	26	40	41	6	9
Summe %	100	100	100	100	100
N		597	293	136	181

Quelle: Geißler 1994d, S. 163; Datenbasis: Blankenburg/Sessar/Steffen 1978, S. 212

Die Tab. 3.4.2. zeigt zwar insgesamt die deutliche Überrepräsentierung der Unterschicht gegenüber der Mittelschicht bei den erfassten Delikten, verdeutlicht aber andererseits auch prägnante Unterschiede für die einzelnen Delikttypen. In den Bereichen Kfz-Diebstahl (93% zu 7%), Diebstahl an/aus Kfz (84% zu 16%), Ein-

bruchdiebstahl (81% zu 19%) sowie Raub (94% zu 6%) und Notzucht (91% zu 9%) ist das Übergewicht der Unterschicht wesentlich größer als bei den anderen hier aufgeführten Delikten. Vor allem bei Betrug (60% zu 40%) und Unterschlagung (59% zu 41%) stellt sich der Abstand wesentlich moderater dar. So gesehen darf in diesen Bereichen mit einiger Berechtigung von typischer Mittelschichtkriminalität gesprochen werden, während die gröberen, im Sinne von "handgreiflichen", Delikte eher typisch für die Unterschicht zu sein scheinen. Dennoch belegen auch diese Zahlen die klare Verbindung zwischen Kriminalität und sozialer Schichtung.

Wie oben bereits etwas ausführlicher dargelegt, ist es auf der theoretischen Ebene durchaus strittig, wie die zuvor zitierten Verteilungen zu deuten sind. Die These von der schichtspezifischen Kriminalisierung geht in diesem Zusammenhang eher davon aus, dass die Kriminalität der Unterschichten häufiger aufgedeckt und angezeigt wird. Dies in letzter Konsequenz zu belegen, ist sicher ein schwieriges Unterfangen. Dahingegen ist es auch empirisch schlüssig nachweisbar, dass die Angehörigen unterer Schichten zumindest innerhalb der Strafverfolgungsprozesse deutlich "schlechter" abschneiden als Angeklagte und Verdächtige der Mittel- und Oberschicht. Die folgenden Tabellen stützen diese Behauptung.

Tab. 3.4.3. Strafverfolgung durch die Staatsanwaltschaft und Schichtzugehörigkeit

Verfahren gegenüber Tatverdächtigen aus der Unter- bzw. Mittelschicht werden von der Staatsanwaltschaft...								
eingestellt	Einfacher Diebstahl		Betrug		Unterschlagung		Notzucht	
	US	MS	US	MS	US	MS	US	MS
Wegen Beweis-schwierigkeiten	26	29	34	53	40	59	56	75
Wegen Gering-fügigkeit	5	5	10	9	10	10	–	–
sanktioniert	69	66	56	38	50	31	44	25
Summe %	100	100	100	100	100	100	100	100
N	127	38	287	190	143	105	151	16

US= Unterschicht; MS= Mittelschicht

Quelle: Geißler 1994d, S. 177; Datenbasis: Blankenburg/ Sessar/Steffen 1978, S. 217

Den dargestellten Zahlen zufolge werden die Verfahren gegen Verdächtige der Mittelschicht also häufiger eingestellt als solche gegen Mitglieder der Unterschicht. Ein interessanter Nebeneffekt ist hierbei, dass die Zahlen der Verfahrenseinstellungen wegen Geringfügigkeit für die beiden Vergleichsgruppen annähernd gleich sind, während die auffälligen Differenzen vornehmlich aus Verfahrenseinstellungen wegen Beweisschwierigkeiten rühren. Dieser Unterschied könnte tatsächlich damit zusammenhängen, dass sich die Unterschichttäter "ungeschickter" anstellen und sich daher leichter "erwischen" und überführen lassen. Im Sinne schichtspezifischer Kriminalisierung deuten die zitierten Verteilungswerte jedoch auch auf einen gewissermaßen selektiven Charakter bei der tatsächlichen Strafverfolgung hin, der die Angehörigen der unteren Schichten entsprechend benachteiligt. Dieser Trend zeigt sich jedoch nicht nur bei den eingestellten, sondern auch bei den durchgeführten Verfahren, wie in der Tab. 3.4.4. deutlich werden sollte:

Tab. 3.4.4. Entscheidungen des Gerichts (Hauptverhandlung) nach Schichtzugehörigkeit

	Ladendiebstahl		Einbruch		Geld- und Kreditbetrug		Unterschlagung gegen Arbeitgeber		Andere Unterschlagungen	
	US	MS	US	MS	US	MS	US	MS	US	MS
Einstellung	13	15	12	21	24	23	13	4	–	29
Freispruch	2	15	7	8	10	16	6	7	12	8
Verurteilung	85	70	81	71	66	61	81	89	88	63
Summe %	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100
N	48	20	136	24	41	49	15	27	17	24

Unterschicht (US): Arbeiter, sozial Verachtete

Mittelschicht (MS): Angestellte Beamte, Selbständige

Quelle: Geißler 1994d, S. 179; Datenbasis: Blankenburg/Steffen 1975, S. 261

Auch was die Urteile in tatsächlich zur Verhandlung gekommenen Fällen angeht, schneiden die Angehörigen der Unterschicht also schlechter ab als Angeklagte, die der Mittelschicht zuzurechnen sind. Was Einstellungen von Verfahren und

Freisprüche betrifft, liegen die Werte für die Mittelschicht konstant über denen der Unterschicht. Einzige Ausnahmen sind die Verfahrenseinstellungen bei Geld- und Kreditbetrug sowie Unterschlagung gegen den Arbeitgeber. Diese Differenzen relativieren sich jedoch, wenn man den generell höheren Anteil der Mittelschicht bei diesen (typischen) Delikten mit einbezieht. Umso erstaunlicher, dass die Unterschicht bei den Verurteilungen für Geld- und Kreditbetrug letztlich dennoch wieder "die Nase vorn hat". Über die verschiedenen Delikttypen hinweg werden Personen aus der Unterschicht deutlich häufiger verurteilt. Das typischerweise schlechtere Abschneiden der Unterschicht ist jedoch nicht nur bei Straf-, sondern auch bei Zivilprozessen nachweisbar, wie die Tab. 3.4.5. belegen kann.

Tab. 3.4.5. Gerichtsentscheidungen in Zivilprozessen nach Schichtzugehörigkeit des Beklagten

Prozeß endet mit einem "vollen Mißerfolg" (d.h. der Beklagte muß mindestens 90% der beantragten Summen zahlen) bei...	MS	OUS	UUS
	%	%	%
allen Zivilprozessen	41	49	59
Prozesse um private Schulden	59	66	70
Kindschafts- und Unterhaltsprozesse	62	67	76
Mietprozesse	51	70	70
"gewöhnliche Zivilprozesse" (ohne Kindschafts-, Unterhalts- und Mietprozesse)	67	65	66

Mittelschicht (MS): Angestellte, mittlere und höhere Beamte, Selbständige;
 Obere Unterschicht (OUS): einfache Beamte, gelernte Arbeiter, abhängige Handwerker, Kleinstgewerbebetreibende;
 Untere Unterschicht (UUS): An- und Ungelernte, Gastarbeiter, abhängige Beschäftigte in der Landwirtschaft.
 Quelle: Geißler 1994d, S. 180; Datenbasis: Bender/Schumacher 1980, S. 19, 25, 27, 29

Wie die Werte der Tab. 3.4.5. zeigen, gilt also auch für Zivilprozesse: Je niedriger der soziale Status (bzw. die Schicht), desto größer ist die Gefahr des Misserfolgs im Rahmen von juristischen Prozessen bzw. konkreten Gerichtsverhandlungen.

Das Gesamtbild, das sich aus den hier wiedergegebenen empirischen Daten ergibt, belegt den allgemeinen Zusammenhang zwischen sozialer Schichtung und Kriminalität also recht eindeutig. Dieser Zusammenhang stellt sich kurz gesagt folgendermaßen dar:

Je niedriger die Schichtzugehörigkeit, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, in (aufgedeckte) Kriminalität und ihre rechtlichen Folgen verwickelt zu werden. Die Ursachen hierfür sind zunächst nicht eindeutig zu klären. Wie bereits eingangs dieses Teilabschnitts dargelegt, konkurrieren hier Erklärungsansätze zwischen schichtspezifischer Kriminalität und schichtspezifischer Kriminalisierung. Trotzdem erscheint es zunächst durchaus plausibel, dass hier Elemente beider Theorieperspektiven ineinandergreifen. Besonders deutlich wird dies beim Blick auf die unterschiedlichen Stadien der Strafverfolgung. Die hier diskutierten empirischen Daten vermitteln den Eindruck, dass sich im Verlauf von der möglichen Anzeige bis hin zum (eventuell) rechtskräftigen Urteil die (rein statistische) Benachteiligung der Unterschicht aufsummiert. Mitglieder der Unterschicht werden häufiger verdächtigt und angezeigt. Gegen sie werden öfter Verfahren eröffnet und diese Verfahren werden seltener eingestellt. Am Ende der Verfahren steht letztlich öfter die rechtskräftige Verurteilung und seltener ein Freispruch. Auch Zivilprozesse werden von Angehörigen der Unterschicht häufiger verloren. In den verschiedenen Ausleseprozeduren des Rechtssystems bleiben Personen aus der Unterschicht also auf jeder Ebene überdurchschnittlich oft "im Sieb hängen". Zum Teil kann dies an objektiven Nachteilen liegen. Die defizitäre materielle Wohlfahrtslage könnte ein wesentliches Motiv für die typischen Unterschichtdelikte sein. Aufgrund "schlechterer" Sozialisationsbedingungen (vor allem im Bildungsbereich) können Straftäter aus der Unterschicht möglicherweise auch innerhalb der konkreten Prozesse des Rechtssystems ihre Interessen schlechter vertreten. Sie können sich u.U. "schlechter" ausdrücken, verteidigen, können juristischen Abläufen schlechter folgen oder sind über ihre Rechte und Möglichkeiten schlechter informiert.

Dieselben Gründe könnten auch dafür ausschlaggebend sein, dass sie sich möglicherweise bei der Verübung von Straftaten tatsächlich "ungeschickter" anstellen und daher häufiger gefasst werden. Andererseits spielt bei all diesen Vorgängen natürlich auch die Beurteilung durch andere eine wesentliche Rolle. Diese "anderen" sind quasi vom ersten Verdachtsmoment bis hin zu einer möglichen Verurteilung in der Regel eben keine Angehörigen der unteren Schichten und legen für den Ermessens- oder Urteilsspielraum, der auf jeder der einzeln zu absolvierenden juristischen Stufen zur Verfügung steht, mit großer Wahrscheinlichkeit Maßstäbe an, welche Angehörige der unteren sozialen Schichten objektiv benachteiligt sehen. Ähnlich wie im Teilabschnitt über Teilnahme an Herr-

schaft zeigt sich hier in einem abstrakteren Sinne, dass die Unterschicht in gewisser Weise ihre Distanz zur legitimen Kultur und denen, die diese Kultur legitimieren, im Falle einer konkreten Konfrontation kaum kompensieren kann. Auch wenn dies keineswegs im Sinne einer bewussten Diskriminierung geschehen muss, dürfte dieser grundsätzliche Tatbestand nur schwer von der Hand zu weisen sein.

Davon unabhängig zeigt sich jedoch in jedem Fall ein klarer empirischer Zusammenhang zwischen Kriminalität und sozialer Schichtung, der die unteren Schichten eindeutig benachteiligt sieht.

3.5. Berufsklassen und Heiratsverhalten

Sind in den vorherigen Teilabschnitten vornehmlich die "klassischen" status- bzw. wohlfahrtsbezogenen Aspekte sozialer Ungleichheiten in ihrem Zusammenhang mit sozialer Schichtung thematisiert worden, so ist das Thema Heiratsverhalten per se eher der Dimension konkreten sozialen Verhaltens und der resultierenden Beziehungsmuster zuzuordnen. Die Ergänzung der bisher in diesem Kapitel vollzogenen Analysen durch eben diesen Aspekt erscheint daher auch besonders wichtig und interessant. Wie bereits mehrfach ausgeführt, ist es eine der wesentlichen Annahmen der Individualisierungsthese, dass soziale Schichten oder Klassen im "herkömmlichen" Sinne zwar als soziodemographisch herstellbare Kategorien nach wie vor stabile Muster bilden, aber in der sozialen Realität im Sinne von Beziehungen oder der Existenz tatsächlicher Gemeinschaftsformen zunehmend an Bedeutung verloren haben. Mit anderen Worten dürfte es dieser Annahme nach bei der Knüpfung sozialer Beziehungen immer unerheblicher werden, welcher Klasse oder Schicht die beteiligten Personen angehören. Ähnlich wie es z.B. bei Schulze formuliert wird, tritt demnach an die Stelle der durch die determinierende Schichtzugehörigkeit in gewissem Maße vorgegebenen Beziehung die "freiere" Beziehungswahl, die eher durch die Ähnlichkeit vornehmlich individuell bedingter Interessen und Neigungen zustande kommt.

Die grundsätzliche Annahme einer weitgehenden Entkoppelung objektiver Lagen von realen sozialen Beziehungsmustern ist darum auch nicht nur eine der wesentlichen Annahmen der Entstrukturierungshypothese, sondern ihre gesamte Plausibilität steht oder fällt mit der Richtigkeit dieser Behauptung. Ein gut geeignetes Feld für ihre Überprüfung stellt in diesem Zusammenhang eine Analyse des Heiratsverhaltens dar. Denn im Gegensatz zu anderen, natürlich nicht minder wichtigen Beziehungsformen, besitzt das Heiratsverhalten die aus soziologischer Perspektive komfortable Eigenschaft, objektiv mess- und quantifizierbar zu sein. Auch wenn dessen Untersuchung natürlich keine umfassende oder verbindliche Antwort auf die Frage nach Art und Ausmaß sozialer Entstrukturierung liefern kann, dürfen wir uns in diesem Zusammenhang doch einige wertvolle Hinweise erhoffen.

Im Folgenden wird daher eine relativ neue Studie über Heiratsbeziehungen, die von Wirth und Lüttinger (1998) veröffentlicht wurde, in ihren wesentlichen Ergeb-

nissen dargestellt und analysiert. In dieser Studie wird der Aspekt der Klassenzugehörigkeit von Ehepartnern bei Eheschließungen in den Jahren 1970 und 1993 miteinander verglichen. Auf diese Weise soll die ursprüngliche Individualisierungsthese Becks überprüft werden. Die Autoren formulieren folgende Hypothese:

"Wenn die Abgrenzung von sozialen Gruppen (im Sinne von Klassen oder Schichten) durch Individualisierungsprozesse im Zeitverlauf schwächer geworden ist, muss sich dies auch in einer Auflösung schicht- und klassenspezifischer Heiratskreise widerspiegeln, d.h. Eheschließungen über Klassengrenzen hinweg müssten immer häufiger zu beobachten sein (ebd., S. 48)."

Gemäß der seitens der "Entstrukturierungsvertreter" (vgl. z.B. Schulze 1995) formulierten Annahme des generellen Bedeutungsverlustes schicht- oder klassenspezifischer "Beziehungsvorgabe" zugunsten zunehmend freier Wahl sollte sich die oben wiedergegebene Hypothese in den Ergebnissen einer entsprechenden Untersuchung also bestätigen lassen.

Die Arbeit von Wirth/Lüttinger basiert auf Daten der Volkszählung 1970 und des Mikrozensus von 1993. Die Analysen beziehen sich auf die deutsche Bevölkerung im Gebiet der alten Bundesrepublik und erfassen jene Ehepaare, in denen der Ehemann der Altersgruppe der 31-40jährigen angehört und beide Ehepartner berufstätig sind. Die sozialstrukturelle Verortung der Ehepartner geschieht hier auf Grundlage der recht bekannten Goldthorpe-Klassenskala (vgl. Erikson, Goldthorpe, Portocarero 1979) und wird hier in leicht modifizierter Form (Wirth/Lüttinger ebd., S.58) verwendet.

Diese Klassenskala orientiert sich an der beruflichen Tätigkeit und ist von daher für die grundsätzliche Frage nach dem Zusammenhang zwischen objektiver sozialer Ungleichheit und Heiratsbeziehung ebenso geeignet wie eine Schicht-einteilung. Unabhängig von den theoretischen Differenzen zwischen Klassen- und Schichtbegriff ist dies also für die "praktische" Bedeutung der hier dargestellten Untersuchung unerheblich. Gemessen an den zwei Untersuchungszeitpunkten 1970 und 1993 haben wir es also hier (bei den Ehemännern) mit den Jahrgängen 1930-39 sowie 1953-62 zu tun. Die jeweiligen Kohorten liegen also ideal, um die seitens der Modernisierungsvertreter thematisierten sozialen Veränderungen (Wohlstandswachstum, Bildungsexpansion etc.) und unterschiedlichen Sozialisationsbedingungen auf ihre "Wirkung" hin zu überprüfen.

Die modifizierte Goldthorpe Klassenskala liest sich wie folgt:

Abb. 3.5.1. Modifizierte Goldthorpe-Klassenskala⁴

Dienstklassen und nicht-manuelle Routinetätigkeiten		
I	obere Dienstklasse	Höhere Beamte und Angestellte in Führungspositionen
II	untere Dienstklasse	Berufe mit akademischer Ausbildung (z.B. Lehrer, Ingenieure); unteres Management
IIIa	nicht manuelle Routinetätigkeiten mit bürokr. Einbindung	Berufe mit geringer Autonomie- und Entscheidungsbefugnis
IIIb	nicht-man. Routinetät. ohne bürokrat. Einbindung	Gering qualifizierte Routinetätigkeiten, wie z.B. Reinigungsberufe, Verkäufer(innen), KFZ-Führer(innen), Handel
Selbständige		
IVa	Selbständige	Selbständige mit mehr als 4 Mitarbeitern
IVb	kleine Selbständige	Selbständige mit bis zu 4 Mitarbeitern; Semiprofessionen
IVc	freie Berufe	Typische Professionen (Rechtsanwälte, Ärzte, Apotheker, Architekten, Ingenieure, Wirtschaftsprüfer)
IVd	Landwirte	Selbständige Landwirte und mithelfende Familienangehörige in der Landwirtschaft
Manuelle Berufe		
V	Techniker/Meister	z.B. Aufsichtskräfte (Vorarbeiter, Techniker in niedrigen Positionen)
VI	Facharbeiter	Beschäftigte im manuellen Bereich mit Berufsausbildung
VII a	un-/angelernte Arbeiter	Arbeiter in un- und angelernten Positionen
VII b	Landarbeiter	un-/angelernte Agrarberufe

Quelle: Wirth/Lüttinger 1998, S. 58

Bevor wir uns nun den konkreten Werten für die "Ehejahrgänge" 1970 und 1993 zuwenden können, sind noch einige allgemeine Anmerkungen zum besseren Verständnis der Ergebnisse notwendig. Um überhaupt eine gewisse Vergleichbarkeit zu gewährleisten, sollte man sich zunächst die generelle Veränderung der Klassenstruktur zwischen 1970 und 1993 vergegenwärtigen:

⁴ In den folgenden Ausführungen werden die verschiedenen Klassen durch die hier verwendeten römischen Ziffern bezeichnet

Augenscheinlichster Unterschied dürfte hierbei sowohl für Männer als auch für Frauen eine deutliche Verschiebung in Richtung der Klassen I-III, bei einer gleichzeitigen Abnahme in den manuellen Berufen V-VII, darstellen. Waren 1970 noch 45 % in den manuellen Berufen tätig, sank ihr Anteil bis 1993 auf 30%. Umgekehrt wuchs der Prozentwert für die Klassen I-III von ca. 39 auf 59% an. Eine rückläufige Entwicklung zeigt sich ebenfalls bei den Selbständigen, deren Anteil sich von 16,3 auf 10,1% verringerte, was besonders auf die sinkende Zahl der Landwirte zurückzuführen sein dürfte (vgl. ebd., S. 60 f.). Von einer Einebnung der Klassenunterschiede im untersuchten Zeitraum kann im Übrigen nicht gesprochen werden, da die Änderungen innerhalb der Berufs- und Klassenstruktur wohl eher im Sinne der Expansion von Dienstleistungsberufen zu interpretieren sind. Zählt man die untergeordneten Tätigkeiten der Dienstklassen III zu den Arbeiterklassen und fasst die oberen Dienstklassen zusammen, zeigt sich auch 1993 eine klar identifizierbare Klassenstruktur. Die Tab. 3.5.1. zeigt die resultierenden Zahlen:

Tab. 3.5.1. Zusammengefasste Klassenstruktur

	1970			1993		
	Männer	Frauen	Gesamt	Männer	Frauen	Gesamt
	Spaltenprozente					
Obere Klassen (I, II, IVc)	15,3	7,3	12,9	20,2	14,0	17,7
Selbständige (IVa, IVb, IVd)	12,0	23,9	15,5	9,4	7,6	8,7
Untere Klassen (V, VI, VIIa, b, IIIa,b)	72,7	68,6	71,6	70,5	78,3	73,6
N	39 955	17129	57084	24453	17853	43306

Quelle: Wirth/Lüttinger 1998, S. 63

Neben diesen allgemeinen Anmerkungen zur Veränderung der (Berufs-) Klassenstruktur zwischen 1970 und 1993 muss ebenfalls noch erwähnt werden, dass mit klassenspezifischen Heiratsbeziehungen natürlich nicht nur Heiraten innerhalb ein und derselben Klasse gemeint sein können. Allein aufgrund der geschlechtsspezifischen Unterschiede in der Klassenstruktur ist dies schon rechnerisch nicht möglich. Da z.B. noch immer vergleichbar wenige Frauen in den oberen Dienstklassen zu finden sind, kann nicht jeder dort anzusiedelnde Mann eine "Klassengenossin" heiraten. Auf der anderen Seite sind die Frauen z.B. in der Klasse IIIa

deutlich überrepräsentiert (über ein Drittel der 31-40jährigen ist 1993 dort zu finden, vgl. ebd., S. 61). Wirth/Lüttinger unterscheiden in diesem Zusammenhang zwischen „strukturell bedingter Heterogamie“ und „freiwilliger Heterogamie“ (ebd., S. 64). Nicht nur aus diesem Grund folgen daher auch die Heiratsbeziehungen *zwischen* den Klassen durchaus typischen Mustern. D.h. die vorzufindenden Muster sind durch spezifische Affinitäten geprägt (vgl. ebd.). Die Tab. 3.5.2. zeigt nun die Klassenlage der Ehepartner 1970, die Tab. 3.5.3. selbige im Jahre 1993.

Tab. 3.5.2. Klassenlage der Ehepartner 1970 (Paare, in welchen die Männer 31-40 Jahre alt sind).

Klassenlage der Ehefrau (Zeilenprozente)													
Klassenlage Ehemann	I	II	IIIa	IIIb	IVa	IVb	IVc	IVd	V	VI	VIIa	VIIb	Gesamt
I	5,1	16,8	42,8	11,8	3,4	9,8	1,3	0,7	1,0	0,3	6,7	0,3	2,3
II	1,4	27,5	44,4	8,7	0,3	3,6	1,1	1,0	2,7	1,6	7,7	0,1	8,6
IIIa	0,4	6,2	46,2	18,5	0,9	5,4	0,5	2,5	1,5	1,8	15,8	0,2	10,7
IIIb	0,4	1,4	23,3	29,6	0,9	6,4	0,1	6,3	0,9	2,2	28,3	0,2	7,1
IVa	2,4	5,0	21,4	8,3	2,7	54,3	-	1,5	0,9	0,6	3,0	-	5,2
IVb	0,5	1,9	14,2	9,8	1,1	62,2	0,1	4,3	0,4	1,3	4,3	0,1	8,3
IVc	3,4	14,8	29,5	2,7	0,7	33,6	12,1	1,3	0,7	0,7	0,7	-	1,2
IVd	0,1	0,7	1,4	1,3	-	2,9	0,1	91,3	0,1	0,1	1,5	0,6	8,9
V	0,3	3,6	34,2	20,4	0,6	4,9	0,4	3,6	2,8	3,2	25,8	0,3	10,7
VI	0,5	1,3	24,6	23,9	0,3	3,2	-	5,7	1,8	4,6	33,3	0,7	15,1
VIIa	0,2	1,1	14,9	21,9	0,3	3,4	0,1	11,6	0,9	2,8	42,4	0,5	21,2
VIIb	-	-	7,3	11,5	-	8,3	-	44,8	-	-	20,8	7,3	0,7
Gesamt	0,7	5,0	24,7	17,0	0,7	12,0	0,4	13,5	1,3	2,3	22,1	0,4	12903
Klassenlage des Ehemannes (Zeilenprozente)													
Klassenlage Ehefrau	I	II	IIIa	IIIb	IVa	IVb	IVc	IVd	V	VI	VIIa	VIIb	Gesamt
I	17,2	17,2	6,9	4,6	18,4	5,7	5,7	1,1	4,6	11,5	6,9	-	0,7
II	7,8	47,4	13,4	2,0	5,3	3,1	3,4	1,2	7,8	4,0	4,5	-	5,0
IIIa	4,0	15,4	20,0	6,6	4,5	4,8	1,4	0,5	14,8	15,0	12,8	0,2	24,7
IIIb	1,6	4,4	11,6	12,3	2,6	4,8	0,2	0,7	12,9	21,2	27,3	0,5	17,0
IVa	11,8	3,5	14,1	9,4	21,2	14,1	1,2	-	9,4	7,1	8,2	-	0,7
IVb	1,9	2,6	4,8	3,7	23,6	43,1	3,2	2,1	4,4	4,0	6,0	0,5	12,0
IVc	7,7	23,1	13,5	1,9	-	1,9	34,6	1,9	9,6	-	5,8	-	0,4
IVd	0,1	0,6	2,0	3,3	0,6	2,6	0,1	60,7	2,9	6,4	18,2	2,5	13,5
V	1,7	17,3	12,1	4,6	3,5	2,3	0,6	0,6	22,5	20,2	14,5	-	1,3
VI	0,3	6,1	8,5	6,8	1,4	4,7	0,3	0,3	14,9	30,5	26,1	-	2,3
VIIa	0,7	3,0	7,7	9,1	0,7	1,6	-	0,6	12,5	22,8	40,7	0,7	22,1
VIIb	1,9	1,9	5,7	3,8	-	1,9	-	13,2	7,5	26,4	24,5	13,2	0,4
Gesamt	2,3	8,6	10,7	7,1	5,2	8,3	1,2	8,9	10,7	15,1	21,2	0,7	12903

Quelle: Wirth/Lüttinger 1998, S. 65; Datenbasis: Volkszählung 1970 (Ein-Prozent-Stichprobe), Deutsche Bevölkerung am Familienwohnsitz (vgl. Schimpl-Neimanns/Frenzel 1995)

Tab. 3.5.3. Klassenlage der Ehepartner 1993 (Ehepaare in welchen die Männer 31-40 Jahre alt sind)

Klassenlage der Ehefrau (Zeilenprozente)													
Klassenlage Ehemann	I	II	IIIa	IIIb	IVa	IVb	IVc	IVd	V	VI	VIIa	VIIb	Gesamt
I	7,9	20,6	53,4	5,3	0,8	5,0	2,6	0,3	1,6	1,1	1,3	-	3,9
II	2,4	27,1	52,3	6,0	0,1	4,2	2,0	0,4	2,7	0,7	2,0	0,1	14,2
IIIa	0,6	7,1	65,5	13,2	0,2	4,3	0,7	0,5	2,5	1,7	3,6	0,2	20,2
IIIb	0,7	1,4	46,8	28,0	0,1	3,6	0,3	1,1	2,3	2,9	12,5	0,1	7,2
IVa	3,1	8,1	62,7	3,7	6,8	11,2	1,2	0,6	-	0,6	1,9	-	1,7
IVb	0,9	5,9	54,7	9,9	0,3	19,6	1,1	0,8	1,3	1,6	3,6	0,1	7,7
IVc	5,5	16,4	49,3	3,4	-	9,6	11,6	-	3,4	-	0,7	-	1,5
IVd	-	4,4	17,5	2,6	-	4,4	0,4	62,4	0,9	1,7	0,9	4,8	2,4
V	0,7	6,9	59,0	14,8	0,3	3,6	0,6	0,6	5,2	2,9	5,2	0,2	11,1
VI	0,4	2,1	47,8	22,5	0,1	3,3	0,1	1,4	2,5	5,8	14,0	-	20,1
VIIa	0,1	1,3	37,3	26,1	-	2,3	0,4	2,8	2,2	2,2	25,1	0,2	9,6
VIIb	-	11,8	29,4	35,3	-	-	-	-	-	11,8	11,8	-	0,2
Gesamt	1,2	8,5	52,5	15,5	0,3	5,1	1,0	2,4	2,6	2,6	8,1	0,2	9613
Klassenlage des Ehemannes (Zeilenprozente)													
Klassenlage Ehefrau	I	II	IIIa	IIIb	IVa	IVb	IVc	IVd	V	VI	VIIa	VIIb	Ge-samt
I	25,6	28,2	10,3	4,3	4,3	6,0	6,8	-	6,8	6,8	0,9	-	1,2
II	9,5	45,4	16,9	1,2	1,6	5,4	2,9	1,2	9,1	5,0	1,5	0,2	8,5
IIIa	4,0	14,2	25,3	6,5	2,0	8,1	1,4	0,8	12,5	18,4	6,8	0,1	52,5
IIIb	1,3	5,5	17,3	13,1	0,4	5,0	0,3	0,4	10,6	29,3	16,2	0,4	15,5
IVa	11,5	3,8	11,5	3,8	42,3	7,7	-	-	11,5	7,7	-	-	0,3
IVb	3,8	11,5	17,0	5,1	3,6	29,5	2,8	2,0	7,7	12,7	4,2	-	5,1
IVc	10,8	29,0	15,1	2,2	2,2	8,6	18,3	1,1	6,5	2,2	4,3	-	1,0
IVd	0,4	2,6	3,9	3,4	0,4	2,6	-	61,4	2,6	11,6	11,2	-	2,4
V	2,4	14,9	19,4	6,5	-	4,0	2,0	0,8	22,6	19,4	8,1	-	2,6
VI	1,6	4,0	13,2	8,0	0,4	4,8	-	1,6	12,4	45,2	8,0	0,8	2,6
VIIa	0,6	3,5	9,0	11,1	0,4	3,5	0,1	0,3	7,2	34,7	29,5	0,3	8,1
VIIb	-	9,1	13,6	4,5	-	4,5	-	50,0	9,1	-	9,1	-	0,2
Gesamt	3,9	14,2	20,2	7,2	1,7	7,7	1,5	2,4	11,1	20,1	9,6	0,2	9613

Quelle: Wirth/Lüttinger 1998., S. 66; Datenbasis: Mikrozensus 1993 (MZ 93), 70%-Teilstichprobe der 1%-Stichprobe des Mikrozensus (Lechert, Schmidt, Schimpl-Neimanns 1996), Analyse bezieht sich auf die deutsche Bevölkerung im Gebiet der alten Bundesrepublik

Grundsätzlich lässt sich zunächst feststellen, dass sowohl bei den Daten von 1970 als auch bei jenen für 1993 eine relativ klare Affinität zur Heirat innerhalb der eigenen Klasse sichtbar wird. Hervorgehoben durch die grau hinterlegten Zellen, zeigt sich, dass die „klassenhomogame“ Ehe bei der Mehrheit der Goldthorpe-Berufsklassen den oder einen der Spitzenwerte der Verteilung darstellt.

Insgesamt waren 1970 ungefähr ein Drittel der Ehen von erwerbstätigen Ehepartnern klassenhomogam. Doch auch jenseits der „direkten“ Homogamität zeigten sich deutlich klassenspezifische Muster. Die größte Homogamität zeigt sich hierbei für die Klassen IVd (Landwirte) und VIIa (an-/ungelernte Arbeiter). Auch bei jenen Klassen, die aufgrund der geschlechtsspezifischen Unterschiede innerhalb der Klassenstruktur (so sind die Männer schon 1970 in den unteren Dienstklassen deutlich weniger präsent als ihre weiblichen Kollegen, während man andererseits nur relativ wenige Frauen in den oberen Dienstklassen und den manuellen Berufen findet) nur wenige homogame Ehen bilden können, lassen sich deutlich identifizierbare Muster feststellen. Besonders klar wird z.B. eine große Distanz zwischen Männern in den oberen Dienstklassen und Frauen, die in manuellen Berufen tätig sind (und umgekehrt). Da sich in den oberen Dienstklassen jedoch nur relativ wenige Frauen finden, heiraten dort tätige Männer am häufigsten Frauen, die in der nächst niedrigeren Dienstklasse IIIa tätig sind. Relativ wenig Homogamität zeigt sich auch bei den selbständigen Männern, in deren Berufsklassen allerdings auch wieder nur wenige Frauen zu finden sind, die jedoch trotzdem einen klaren Schwerpunkt bei Ehepartnerinnen aus der Klasse IIIa haben. Aufgrund ihrer deutlichen Überrepräsentierung in dieser Klasse ist die Verteilung für die „IIIa-Frauen“ relativ breit, hat aber ihren Schwerpunkt in der eigenen Klasse. Jenseits solcher, also eher typischen und leicht interpretierbaren Verschiebungen aufgrund geschlechtsspezifischer Unterschiede in der Klassenstruktur zeigt sich insgesamt also für das Jahr 1970 eine ausgeprägt klassenspezifische Heiratsstruktur (vgl. ebd., S.64). Je weiter die soziale Distanz zwischen den potentiellen Partnern ist (vor allem in Hinblick auf die vertikale Hierarchie der Berufsgruppen), desto unwahrscheinlicher ist eine Heirat. Affinität besteht sowohl zur eigenen Klasse als auch zu solchen Klassen, die der eigenen vom Status oder Prestige ähnlich oder relativ nahe sind.

Entspricht dieses kurze Fazit im Wesentlichen eigentlich der Erwartung, die man bei der Untersuchung des „Heiratsjahrganges 1970“ hegen konnte, so ist es gerade im Zusammenhang mit der Individualisierungshypothese sehr interessant, diese Ergebnisse mit denen des Jahres 1993 zu vergleichen. Gemäß der postulierten Individualisierung und Pluralisierung von sozialen Strukturen, vor allem seit den 70´er-Jahren, sollte ein spürbarer Rückgang klassenspezifischer Heiratsbeziehungen feststellbar sein. Diese Annahme scheint sich jedoch nur auf den

ersten Blick zu bestätigen. Waren 1970 noch etwa ein Drittel der Ehen klassenhomogam, sind es 1993 nur noch etwa ein Viertel (33,5% zu 27,1%). Erscheint dieser Rückgang ohnehin schon recht moderat, relativiert er sich noch weiter, wenn man die allgemeinen Veränderungen in den Verteilungen über die Klassen von Männern und Frauen zwischen 1970 und 1993 in die Überlegungen mit einbezieht. Aus dieser Perspektive betrachtet, sieht es ganz so aus, als sei der (relativ geringfügige) Anstieg der Heterogamie in erster Linie strukturell bedingt.

Besonders auffällig ist der weitere Zuwachs an Frauen in der Berufsklasse IIIa, der von 46,2% im Jahre 1970 bis 1993 noch einmal massiv auf 65,5% angestiegen ist. Aufgrund dieses ausgesprochen hohen Anteils bestehen bei den Männern über alle Klassen hinweg natürlich noch ausgeprägtere Heiratsbeziehungen zu den Frauen dieser Klasse. So wird z.B. der relativ starke Rückgang der Homogamie bei den Landwirten (IVd) und den kleinen Selbständigen (IVb) durch ein Anwachsen der Heiratsbeziehungen zu den Frauen der Klasse IIIa kompensiert. Das allgemein leichte Anwachsen der Heterogamie ist somit auf strukturelle Bedingungen zurückzuführen und in diesem Sinne keine "freiwillige" oder "echte" Heterogamie. Darüber hinaus lassen sich auch im heterogamen Bereich dieselben Muster (Nähe und Distanz) zwischen den verschiedenen Berufsklassen wie schon 1970 identifizieren. Die Tab. 3.5.4. fasst die Homogamie- und Heterogamiequoten noch einmal zusammen:

Tab. 3.5.4.: Homogamie und Heterogamiequoten

	1970	1993¹	1993²
Homogame Paarbeziehung	33,5	27,1 (26,8)	27,7
Heterogam, davon	66,5	72,9 (73,2)	72,3
a) strukturelle Het.	32,7	40,5 (41,5)	36,9
b) freiwillige Het.	33,8	32,4 (31,7)	35,4

1= In Klammern stehen die Werte für eine Klassenskala mit 8 Kategorien, wie sie auch bei der Bewertung für nichteheliche Lebensgemeinschaften (siehe Fußnote 2) verwendet wurde.

2= Nichteeliche Lebensgemeinschaften. Bei der Berechnung der Quoten für die nichtehelichen Lebensgemeinschaften wurde eine Klassenskala mit 8 Kategorien verwendet (die Klassen IVa und IVb wurden zusammengefasst sowie die Landwirte aufgrund der geringen Fallzahl ausgeschlossen).

Quelle: Wirth/Lüttinger 1998, S. 69

Diese Zahlen verdeutlichen noch einmal, dass die gewachsene Heterogamie im Jahre 1993 ausschließlich auf strukturelle Ursachen zurückzuführen ist. Klammert man den Struktureffekt aus, ist die "freiwillige" Heterogamie sogar noch etwas zurückgegangen. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch der Vergleich mit den Zahlen für nichteheliche Lebensgemeinschaften im Jahr 1993 (vgl. ebd., S. 72). Diese differieren kaum von den Werten, die für Ehepaare ermittelt wurden, und belegen somit, dass sich eben diese Ehepaare, was die Modi der Partnerwahl anbetrifft, nicht wesentlich von unverheirateten Paaren unterscheiden. Der mögliche Einwand, dass Eheleute in der pluralisierten Gesellschaft der 90'er Jahre eine vielleicht zu spezielle soziale Gruppe (mit eventuell überdurchschnittlich traditionellen Wertvorstellungen und Orientierungen) darstellen könnten, greift also in Bezug auf die hier untersuchten Prozesse der Partnerwahl nicht.

Hinsichtlich der Frage, ob die postulierten Individualisierungs- und Pluralisierungsprozesse zu einer spürbaren Entstrukturierung der Klassenhomogamität von Ehepaaren geführt haben, muss angesichts der vorliegenden Zahlen klar konstatiert werden, dass die Heiratsmuster 1993 noch ebenso klassenspezifisch wie 1970 sind. Diese klassenspezifischen Muster fassen Wirth/Lüttinger folgendermaßen zusammen (ebd., S.74):

"Eine ausgeprägte soziale Distanz zeigt sich in den Heiratsbeziehungen zwischen den Dienstklassen und den manuellen Klassen (VI, VII), die den Eindruck eines akzentuierten "Oben" und "Unten" in den klassenspezifischen Heiratsmustern vermittelt. (...) Hohe Homogamietendenzen zeigen sich nach wie vor bei den eigentumsgebundenen Klassen (Selbständige, Landwirte). (...) Auch die Klasse der einfachen nicht manuellen Routinetätigkeiten weist selektive Heiratsbeziehungen auf. (...) Diese Muster zeigen sich auch in aller Deutlichkeit bei den nichtehelichen Lebensgemeinschaften, bei denen noch am ehesten zu erwarten gewesen wäre, daß sich - sofern die Annahmen der Individualisierungsthese auch auf die Partnerwahl zutreffen - Abweichungen im Vergleich zu den Ehen in Richtung einer größeren Durchmischung der Klassen ergeben. (...) Die gesellschaftliche Entwicklung von den fünfziger bis zu den frühen neunziger Jahren scheint somit nahezu keinen Einfluß auf die klassenspezifische Partnerwahl gehabt zu haben."

Dieser Befund muss vor allem in seiner Eindeutigkeit überraschen. Schließlich ist die gesamte Individualisierungsdiskussion ganz entscheidend um die gesellschaft-

liche Entwicklung in diesem Zeitraum zentriert. Die Begriffe Individualisierung und Pluralisierung als solche meinen ja massive gesellschaftliche Veränderungen in den Nachkriegsjahrzehnten und beinhalten gleichermaßen einen Interpretationsansatz ihrer weitreichenden sozialen Folgen auf die subjektiv-individuelle Lebensführung und Biographie. Die Schlussfolgerungen von Wirth/Lüttinger brechen jedoch, zumindest was Partnerwahl im Allgemeinen und Eheschließungen im Besonderen anbetrifft, diesen Zusammenhang auf, was einige Fragen eröffnet. Dieser grundsätzliche Befund ist deshalb nicht zu unterschätzen, weil sich die postulierten Differenzierungs- und Entstrukturierungstendenzen eigentlich viel stärker auf den sozialen Prozess der Partnerwahl niederschlagen sollten. Die größere Durchmischung sozialer Kreise und die dadurch letztlich ja auch maßgeblich induzierte Auflösung traditioneller (schicht- oder klassenspezifischer) Strukturen und damit auch Beziehungsmuster ist ja gleichermaßen die Essenz des Pluralisierungstheorems. Demnach ist es zumindest zulässig, die Ergebnisse dieser zunächst ja inhaltlich spezifischen Untersuchung in einem allgemeineren theoretischen Kontext zu überdenken, zumal auch andere aktuelle Untersuchungen zum Thema Partnerwahl die Bedeutung sozialstruktureller Vorgaben bestätigen (z.B. Klein, 2000).

Angenommen, der theoretisch-kausale Schluss, dass weitreichende Veränderungen der objektiven Lebensbedingungen (Wohlstand, Wohlfahrt, Bildungsexpansion etc.) ebenso weitreichende Veränderungen der subjektiven Lebensführung und Handlungsdispositionen nach sich ziehen, erweist sich, wie in diesem speziellen Fall, als empirisch teilweise oder gar nicht haltbar, gibt es im Grunde zwei Möglichkeiten. Entweder die objektiven Rahmenbedingungen haben sich gar nicht so tiefgreifend verändert, wie es auf den ersten Blick erscheint, oder aber die Annahme ihres massiven Einflusses auf individuelle Verhaltensweisen ist in der bisher entwickelten Unschärfe und Allgemeinheit schlicht falsch. Die erste Möglichkeit erscheint in diesem Kontext als die wesentlich unwahrscheinlichere. Wie bereits mehrfach und in anderem Zusammenhang eingehender ausgeführt, sind die z.B. in Becks Risikogesellschaft näher beschriebenen Wandlungen existentieller objektiver Lebensbedingungen auch empirisch ein nachweisbares Faktum und von daher unstrittig. Blicke noch die zweite Möglichkeit und mit ihr die Frage, ob der Einfluss dieser Entwicklungen auf die individuelle Existenz nicht teilweise deutlich überschätzt wurde und wird. Denn gerade bei der Partnerwahl spielen die

allgemeinen Bedingungen, denen die Entstehung sozialer Beziehungen unterliegt, eine entscheidende Rolle. Die Prinzipien des "who does not meet does not mate" dürften in dieser Hinsicht nach wie vor Gültigkeit haben. Das heißt Menschen, die z.B. in der Ausbildung, im Beruf und/oder in den bevorzugten soziokulturellen "Aufenthaltsorten" nicht aufeinandertreffen, können per se keine soziale Beziehung zueinander aufbauen. Diese Beziehungen und dementsprechend auch die vorhergehenden Kontaktmöglichkeiten scheinen aber nach wie vor auch schicht- oder klassenspezifisch geprägt zu sein. Gerade die Wahl des Partners dürfte darüber hinaus auch die existentiellste, privateste und bewussteste Form der sozialen Beziehung sein (außer der "ursprünglichen" Familie) und somit in gewisser Weise die Neigungen und Wertvorstellungen einer Person "unverfälschter" widerspiegeln als die vermutlich doch mehr situativ bedingten und somit oberflächlicheren Beziehungen und Koalitionen, die z.B. im Kontext von Beruf und Freizeit entstehen können.

Sind also die vermeintlich differenzierten und komplexen soziokulturellen Muster, welche das Erscheinungsbild der individualisierten Gesellschaft nach außen hin prägen, lediglich oberflächlich bunter Schein, der den Betrachter von den wesentlichen Zusammenhängen abzulenken droht? Muss man zwischen der Oberfläche und den wechselnden "Koalitionen" alltäglicher Lebensführung einerseits und den wirklich "bedeutsamen" Wurzeln und Fixpunkten, die der individuellen Existenz den nötigen (oder "aufgenötigten"?) Halt in einer unübersichtlicher und "instabiler" gewordenen Gesellschaft garantieren, unterscheiden? Ist der „äußere“ Zustand der Gesellschaft letztlich gar "moderner" als die unter seinen Bedingungen lebenden Menschen? Liegt der "feine" Unterschied eher darin, dass man könnte, und nicht darin, dass man "es" tatsächlich tut? In diesem Fall wäre die Individualisierungsthese teilweise wohl selbst Produkt und auch Produzent eines soziokulturellen Klimas, dessen zentrale Werte und Maßstäbe zwar populär sind, jedoch kein objektives Abbild tatsächlicher gesellschaftlicher Verhältnisse darstellen.

3.6. Soziale Strukturen und Parteipräferenzen - Argumente für die Entstrukturierungshypothese?

Ein weiteres zentrales Thema, das im Zusammenhang mit der Individualisierungs- und Pluralisierungsthese immer wieder aufgegriffen und kontrovers diskutiert wird, ist der Komplex individuelle Parteipräferenz/Wahlverhalten. Dies ist insofern logisch, als der postulierte Wertewandel als wesentlicher theoretischer Bestandteil der Milieu- und Lebensstilmodelle gerade in diesem Zusammenhang sichtbar werden sollte.

In einer der ersten Arbeiten, die Wahlverhalten konkret im Kontext von Milieus und Lebensstilen analysiert, vertritt Gluchowski (1987) die These, dass die Wählerschaft der Bundesrepublik (auch wenn dies in den konkreten Wahlergebnissen nicht so deutlich werde) ungleich flexibler geworden sei und bei der konkreten Wahlentscheidung weniger durch Einbindung in traditionelle soziokulturelle Milieus (und die entsprechenden politischen Konfliktlinien), sondern eher durch weniger stabile individuelle Interessen geleitet würde (vgl. ebd., S. 18). Diese individuellen (also nicht schicht- oder klassenspezifischen) Interessen unterliefen dann sozusagen eine dauerhafte und stabile Bindung an eine bestimmte Partei, so dass die konkrete Wahlentscheidung eher den Charakter einer rein pragmatischen „Koalition“ auf Zeit gewinne als Ausdruck tiefer verwurzelter grundsätzlicher Werthaltungen und Identifikationen zu sein. Um diese These zu untermauern, ermittelt Gluchowski ein konkretes Lebensstilmodell, welches ähnlich wie die im zweiten Kapitel diskutierten Sinus-Milieus vor allem um individuelle Werthaltungen zu verschiedenen sozial wirksamen Bedeutungszusammenhängen (z.B. Lebensziele, persönliche Orientierungen, Familie, Beruf, Freizeit etc.) konstruiert ist. Die so ermittelten Lebensstilgruppierungen und ihr prozentualer Anteil an der Gesamtverteilung (z.B. ebd., S.21) sind namentlich der „Aufstiegsorientierte jüngere Mensch“ (10%), der „Postmateriell-linksalternativ eingestellte jüngere Mensch“ (5%), der „Linksliberale integrierte Postmaterialist“ (10%), der „Unauffällige, eher passive Arbeitnehmer“ (13%), der „Pflichtorientierte konventionsbestimmte Arbeitnehmer“ (11%), der „Aufgeschlossene und anpassungsfähige Normalbürger“ (25%), der „Gehobene Konservative“ (11%), der „Integrierte ältere Mensch“ (11%) und der „Isolierte ältere Mensch“ (4%). Bei der näheren Charakterisierung der verschiedenen Stiltypen werden wie bei Sinus eher objektive Strukturkomponenten

mit subjektiven Einstellungen und Orientierungen „vermischt“, so dass sich auch die gleichen theoretischen und methodischen Mängel wie beim Sinus-Milieu-Modell einstellen (siehe Kapitel 2). Gluchowskis primäres Ergebnis, dass in Bezug auf die individuelle Wahlentscheidung vor allem die drei (erstgenannten) „entfaltungsorientierten“ Gruppen von den „traditionellen“ Gruppen unterschieden werden müssen und sich bei den „modernerer“ Lebensstilgruppen ein hohes Wählerpotential für die Partei der Grünen ausmachen lässt, überrascht indes wenig. Gleiches gilt für die weitere Folgerung, dass die CDU noch am ehesten über eine stabile traditionell motivierte Stammwählerschaft verfügt, während die SPD sozusagen einen „Spagat“ zwischen traditioneller Arbeiterschaft und der moderneren Klientel in den „neuen“ Lebensstilen aushalten müsste (vgl. ebd., S. 28 ff.).

Eine solche Wahlanalyse bietet jedoch zunächst nur wenig Aufschluss über die wesentlich allgemeinere Frage, inwiefern individuelle Parteipräferenzen im Sinne der Entstrukturierungshypothese unabhängig von objektiven Lagen interpretiert werden können. Ähnlich wie bei Sinus entsteht allerdings der Eindruck, dass ein großer Teil der ermittelten Stiltypen durchaus noch einer eher traditionellen Lebensführung zuzurechnen ist und die hier kurz beschriebenen Entwicklungstendenzen von beschränkter Reichweite sind. Von einem tiefgreifenden oder gar vollständigen Wandel der gesellschaftlichen Verhältnisse kann in diesem Zusammenhang wohl nicht gesprochen werden.

Andere empirische Versuche, die Individualisierungsthese im Kontext von Wahlverhalten und Parteipräferenz zu untersuchen, kommen zu widersprüchlichen Ergebnissen. So sehen z.B. Schnell und Kohler (1995) ihre These, die individuelle Zugehörigkeit zu sozialen (Groß-) Gruppen oder soziodemographischen Kategorien habe immer weniger Einfluss auf individuelle Werthaltungen und somit auch Wahlentscheidungen, eindeutig bestätigt. Aufgrund der von ihnen erhobenen Daten konstatieren sie, dass die Erklärungskraft der entsprechenden Variablen (z.B. Bildung, Beruf, Geschlecht, Alter, Bildung, Konfession) von den 50'er bis zu den 90'er Jahren um mehr als die Hälfte abgenommen hat. Die derart postulierte Entwicklung interpretieren sie mit Hilfe von Simmels Überkreuzungshypothese (1908), die kurz gesagt die Überschneidung sozialer Kreise bzw. die Heterogenität sozialer Beziehungen als wesentliche Ursache gesellschaftlicher (Weiter-) Entwicklung und sozialer Differenzierung ansieht.

Diesen Schlussfolgerungen widerspricht jedoch Müller (1997) in mehrfacher Hinsicht. Zunächst sei der generelle theoretische Zusammenhang zwischen Wahlverhalten und Sozialstruktur durch Schnell und Kohler nicht hinreichend geklärt. Die Annahme, die beobachteten Veränderungen seien somit der Individualisierung der Gesellschaft im üblichen Sinne zuzuschreiben, sei somit nicht schlüssig (vgl. ebd., S. 749). Die seinerseits vorgenommene Analyse der von Schnell/Kohler interpretierten Daten lässt ihn darüber hinaus zu der Ansicht gelangen:

„Die Schlussfolgerung aus diesen Beobachtungen ist nicht, dass sich nichts verändert hat, sondern dass die beobachtbaren Veränderungen nicht in einfacher Weise und keineswegs sicher als Folgen von Individualisierung interpretiert werden können. Der von Schnell und Kohler postulierte Simmelsche Erklärungsmechanismus wird nicht zuletzt aus folgenden Gründen in Zweifel gezogen: Wäre der Wandel die einfache Konsequenz sich überschneidender Zugehörigkeiten, die mit der Modernisierung von Gesellschaften zunimmt, dann müsste man bei allen Variablen gleichartige Effektveränderungen und zwar in abnehmender Richtung erwarten. Die Realität ist aber eine andere. In einzelnen Fällen kommt es zur Abnahme des Einflusses, in anderen nicht oder weniger ausgeprägt und in einer weiteren Gruppe von Variablen wechselt die Richtung der Effekte (ebd., S. 757).“

Im Sinne von Müller sind also die seitens Schnell/Kohler gezogenen Folgerungen aufgrund einiger unzulässiger Verallgemeinerungen sowie weiterer theoretischer und methodischer Mängel letztlich voreilig und ungenau.

Der Zusammenhang zwischen verschiedenen Sozialstrukturkonzepten und individuellen Parteipräferenzen ist an diesem Punkt der Diskussion also nicht eindeutig zu beantworten.

Umso interessanter erscheint daher in diesem Kontext die Arbeit von Otte (1996), der sozusagen „die Probe auf´s Exempel“ macht. Seine Untersuchung der Frage, ob ein klassensoziologisches Strukturmodell oder ein Lebensstilansatz den größeren Teil der beobachtbaren Varianz bei den subjektiven Haltungen zur deutschen Parteienlandschaft erklären können, hat einige hochinteressante Ergebnisse hervorgebracht.

Methodisch sinnvoll erscheint hierbei, dass Otte Lebensstile ähnlich wie Spellerberg (1996) zunächst als unabhängige Variable konstruiert. D.h., die hier verwendeten Lebensstiltypologien werden einzig anhand von Geschmacksdimensionen und konkreten Verhaltensweisen identifiziert und bilden somit den „expressiven

Kern“ (ebd., S. 306) dessen, was z.B. in den ganzheitlicheren Konzepten, wie denen von Sinus oder Schulze, mit einem sozialen Milieu gemeint ist. Der Vorteil einer solchen Vorgehensweise liegt augenscheinlich darin, dass objektive und subjektive Ungleichheitsmerkmale hier *nicht* bereits auf der konzeptionellen Ebene (ohne zwingende theoretische Gründe) miteinander vermischt werden. Denn wie bereits im zweiten Kapitel ausführlicher dargelegt, ist es genau jene praktische „Gleichsetzung“, die es unmöglich macht, Kausalbeziehungen zwischen den verschiedenen Variablen herzustellen, und somit eine Überprüfung der zugrunde liegenden Entstrukturierungshypothese unmöglich macht. Indem Otte hier „seine“ Lebensstile gänzlich ohne Strukturmerkmale oder soziodemographische Eckdaten definiert und gewissermaßen nur die subjektiven Komponenten erfasst, können sie einem rein objektiven Strukturmodell direkt gegenübergestellt und mit ihm verglichen werden.

Ottes Lebensstiltypen werden hierbei anhand der Auswertung von Daten des Wohlfahrtssurveys 1993, der einen speziellen Fragebogen über Lebensstile beinhaltet, per Clusterbildung ermittelt. Diese Vorgehensweise deckt sich wiederum mit derjenigen von Spellerberg (von der später noch ausführlicher die Rede sein wird) und hat daher recht ähnliche Ergebnisse hervorgebracht.

Abb. 3.6.1. Lebensstiltypen bei Otte und Spellerberg

Otte			Spellerberg		
Niveautypus	17%			10%	Ganzheitlich kulturell Interessierte
				13%	Etablierte beruflich Engagierte
Integrationstypus	13%			11%	Traditionelle freizeitaktive Ortsverbundene
		48%	49%	4%	Expressiv Vielseitige
Harmonietypus	18%			11%	Traditionelle zurückgezogen Lebende
Selbstverwirklichungstypus	17%			10%	Postmaterielle aktive Vielseitige
Sportorientierter Unterhaltungstypus	17%			15%	Pragmatisch Berufsorientierte
		52%	52%	13%	Freizeitorientierte Gesellige
Passiver Unterhaltungstypus	18%			14%	Häusliche Unterhaltungssuchende

Quelle: Otte 1996, S.318

Diese oben im Vergleich mit den Ergebnissen Spellerbergs dargestellte Lebensstiltypologie unterzieht Otte im weiteren Verlauf seiner Untersuchung also einem empirischen Vergleich mit einem Klassenschema. Ziel ist es herauszufinden, welches der beiden Strukturmodelle die größere Erklärungskraft im Hinblick auf die Frage nach der individuellen Parteipräferenz hat. Das verwendete Klassenschema ist wie im Abschnitt 3.5. wieder eine modifizierte Goldthorpe-Klassenskala.

Die Klassenvariable wird von Otte folgendermaßen operationalisiert:

Abb. 3.6.2. Verwendete Klassenvariable (Modifizierte Goldthorpe-Skala)

I + II	<i>Dienstklassenfraktionen</i>
(a)	<i>Administrative Dienstklasse</i> , z.B. leitende Angestellte und Beamte, Management, Juristen
(b)	<i>Experten</i> , z.B. Ingenieure, Architekten, Chemiker, Mathematiker
(c)	<i>Soziale Dienstleistungen</i> , z.B. medizinische Berufe, Lehrer, Geistliche, Sozialarbeiter, „Künstler“
III	<i>Ausführende Nichtmanuelle</i> , z.B. einfache und mittlere Angestellte in Handel und Verwaltung
IV a, b, c	<i>Kleinbürgertum</i> : Selbständige sowie selbständige Landwirte
V, VI, VII a, b	<i>Arbeiter</i>

Die römischen Ziffern beziehen sich auf die Klassendifferenzierung nach Goldthorpe
 Quelle: Otte 1996, S. 322

Wenn im weiteren Verlauf also die Goldthorpe-Klassenfraktionen mit den von Otte ermittelten Lebensstiltypen verglichen werden sollen, muss zunächst geklärt werden, ob sich beide Strukturmuster hinreichend voneinander unterscheiden. Die entsprechende empirische Probe zeigt, dass Klassen und Lebensstile zwar nicht unabhängig sind, aber dennoch deutlich differieren. Die resultierenden Zahlen zeigt die Tab. 3.6.1.:

Tab. 3.6.1. Verteilung von Lebensstilen innerhalb der Klassen (Zeilenprozente)

	Niveau	Integration	Harmonie	Selbstverw.	Sportl. Unterh.	Passive Unterh.	N
Administrative Dk.	27,2	9,6	8,0	16,0	24,0	15,2	125
Experten	20,0	7,5	5,0	25,0	32,5	10,0	40
Soziale Dienstleistungen	28,9	6,7	2,2	41,1	12,2	8,9	90
Ausführ. Nichtmanuelle	18,2	12,3	22,3	15,1	5,8	26,4	292
Kleinbürgertum	22,2	15,9	19,0	17,5	9,5	15,9	63
Arbeiter	6,8	19,5	26,3	7,7	21,9	17,8	365
Missing Data	20,0	11,0	15,4	20,3	18,0	15,4	345
Durchschnitt	17,3	13,3	18,2	16,7	16,6	17,9	

Quelle: Ottte 1996, S. 325; Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1993, Westdeutschland

Die Tab. 3.6.2. veranschaulicht die allgemeinen Parteipräferenzen für die untersuchten Lebensstil- und Klassenfraktionen:

Tab. 3.6.2. Verteilung von Parteipräferenzen in den Lebensstiltypen und Klassen (Zeilenprozente)

	SPD	CDU/ CSU	Grüne	FDP	REP	Poten- tielle Nichtw.	w. n./ verwg./ andere ⁵	N
<i>Niveau</i>	22,7	25,8	8,7	4,8	0,0	26,6	11,4	229
<i>Integration</i>	34,1	18,8	0,6	1,7	2,3	29,5	13,1	176
<i>Harmonie</i>	21,3	20,8	2,1	2,5	2,9	32,1	18,3	240
<i>Selbstverwirklichung</i>	22,7	14,1	19,1	3,6	0,9	28,2	11,4	220
<i>Sportl. Unterhaltung</i>	26,0	19,6	4,1	2,7	1,4	32,4	13,7	219
<i>Passive Unterhaltung</i>	16,9	8,9	7,2	0,8	3,0	44,9	18,2	236
Administrative Dk.	18,4	28,0	3,2	3,2	0,8	34,4	12,0	125
Experten*	17,5	15,0	5,0	5,0	2,5	35,0	20,0	40
Soziale Dienstleistg.	25,6	15,6	17,8	5,6	0,0	26,7	8,9	90
Ausführ. Nichtman.	20,9	15,8	9,9	0,7	2,4	33,9	16,4	292
Kleinbürgertum	7,9	38,1	3,2	9,5	1,6	30,2	9,6	63
Arbeiter	31,0	16,2	3,6	1,1	2,7	34,5	10,9	365
Missing Data	22,6	15,4	8,1	3,8	0,9	30,1	19,2	345
Durchschnitt	23,5	18,0	7,1	2,7	1,7	32,5	14,6	1320

Kursiv: Lebensstile; Normal: Klassen

*Die Prozentanteile und damit auch die späteren Regressionskoeffizienten bei den Experten sollten aufgrund der geringen Fallzahl nur mit Einschränkungen interpretiert werden.

Quelle: Otte 1996, S. 326; Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1993, Westdeutschland

Schon bei diesem ersten allgemeinen Vergleich fallen gewisse Unterschiede zwischen Klassen und Lebensstilen auf, die wegen der guten Vergleichbarkeit (aufgrund des ähnlichen Differenzierungsgrades) durchaus erwähnenswert erscheinen. So fällt z.B. auf, dass sich die CDU-Werte bei den Lebensstilen wesentlich gleichmäßiger verteilen als bei den Klassen. Der Spitzenwert, erreicht im sogenannten Niveaulenbensstil, beträgt 25,8% und hebt sich nicht gerade massiv von drei weiteren Lebensstilen mit Werten um die 20% ab. Anders stellen sich die entsprechenden Zahlen bei den Klassen dar, bei denen sich im Kleinbürgertum mit 38,1% ein „echter“ Spitzenwert zeigt und auch die administrative Dienstklasse mit 28% noch höher liegt als der oben erwähnte „CDU-naheste“ Lebensstil. Als CDU- Wahlkampfmanager sollte man sich vielleicht also eher auf eine klassenspezifisch geprägte Klientel einrichten. Das Gegenbeispiel findet sich im Bereich der potentiellen Nichtwähler. Verteilen sich hier die ermittelten Werte relativ

⁵ Die verwendeten Abkürzungen werden bei Otte nicht näher erläutert, mutmaßliche Bedeutung: wählen nicht/verweigern Antwort/andere Parteien

gleichmäßig über die Klassen (zwischen 26,7 und 35%), zeigen sich bei den Lebensstilen wesentlich deutlichere Differenzen (44,9 % bei den Passiven Unterhaltungssuchenden). Demzufolge erscheint es nur folgerichtig, dass sich Otte bei der konkreten Untersuchung der Erklärungskraft der gegenübergestellten Sozialstrukturkonzepte nicht auf die allgemeine Parteienpräferenz konzentriert, sondern einige spezifische Fragen untersucht, denen in diesem Zusammenhang, wie die Tab. 3.6.2. gezeigt hat, zentrale Bedeutung zukommen dürfte. Folgende Kernfragen werden also untersucht:

1. Entscheidung zwischen CDU und SPD
2. Entscheidung zwischen Grünen und CDU
3. Entscheidung zwischen Wahl und Nichtwahl

Die Ergebnisse dieser Untersuchung zeigt die Abb. 3.6.3.. Die Veränderung der Erklärungskraft wird hierbei durch die Chi^2 -Werte angezeigt. Sie messen die Veränderung gegenüber einem Vergleichsmodell unter Berücksichtigung der Freiheitsgrade (DF), die durch die marginale Veränderung der Parameterzahl im Modell bestimmt sind. Hinzugezogen wird ein Basismodell, das verschiedene soziodemographische Grundvariablen erfasst .

Tab. 3.6.3. Erklärungskraft der Sozialstrukturkonzepte und anderer Variablen bei der Erklärung der Parteipräferenz in logistischen Regressionsmodellen

Modell	Vergleichsmodell	DF	CDU vs SPD (N= 545) Chi ²	Grüne vs. CDU (N= 330) Chi ²	Nichtw. Vs. Wahl (N= 1135) Chi ²
<i>I. Gesamterklärungskraft der Sozialstrukturmodelle</i>					
A1 Klassen	0	6	32,7***	32,1***	4,8
A2 Lebensstile	0	5	11,1**	63,4***	31,0***
<i>II. Erklärungskraft der Variablen im Basismodell</i>					
B Basismodell	0	11	59,8***	118,7***	47,6***
B-Geschlecht	B	-1	-3,7*	-20,7***	-3,2*
B-Bildung	B	-1	-0,01	-23,4***	-3,7*
B-Gewerkschaftsmitglied	B	-1	-9,3***	-0,4	-0,2
B-Religion	B	-4	-43,4***	-34,5***	-2,9
B-Kohorte	B	-4	-3,8	-24,5***	-35,5***
<i>III. Erklärungskraft der Sozialstrukturkonzepte unter Kontrolle von Drittvariablen</i>					
C Basismodell +Klassen	B	+6	28,4***	14,3***	4,4
D Basismodell +Lebensstile	B	+5	7,2	24,7***	17,9***
E Vollständig. Mod. (B+K+L)	0	22	93,9***	158,9***	68,3***
E1 E-Klassen	E	-6	-27,0***	-15,4**	-2,8
E2 E-Lebensstile	E	-5	-5,8	-25,8***	-16,4***

*= statistisch signifikant auf dem 10%- Niveau, ** 5%- Niveau, *** 1%- Niveau

Die Chi²-Statistik misst die durch das Modell bzw. einzelne Parameter veränderte Erklärung der Devianz gegenüber einem Vergleichsmodell. Das hier mit „0“ bezeichnete Vergleichsmodell meint das Nullmodell, in dem die kontrastierten Wahlpräferenzen ausschließlich über die Randverteilungen erklärt werden.

Quelle: Otte 1996, S. 327; Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1993, Westdeutschland

Die hier dargestellten Ergebnisse lassen zunächst keine eindeutige Aussage darüber zu, welches der verwendeten Sozialstrukturkonzepte in diesem Zusammenhang denn nun das „bessere“, sprich leistungsfähigere ist. Die Resultate variieren vielmehr mit der spezifischen Fragestellung. So zeigt sich, dass die Erklärungspotenz der Klassen bei der Entscheidung zwischen CDU und SPD ca. dreimal höher ist als die der Lebensstile. Die Wahlentscheidung zwischen diesen beiden großen „Volksparteien“ scheint also nach wie vor von eher klassenspezifischen Interessen und Identifikationen abzuhängen. Trotz des deutlichen „Vorsprungs“ der Klassen in dieser Frage kann von einer generellen Überlegenheit des Klassenmodells nicht gesprochen werden. Denn bei der Entscheidung zwischen CDU und Grünen erweisen sich die Lebensstiltypologien als das aus-

sagekräftigere Konzept. Zwar erreichen dort auch die Klassen einen auf dem 1%-Niveau signifikanten Chi²-Wert von 32,1, sind aber dennoch den Lebensstilen mit einem Wert von 63,4 deutlich „unterlegen“. Noch größer stellt sich dieser Abstand bei der Entscheidung zwischen Wählen und Nichtwählen dar (4,8 zu 31,0). Die letztgenannte Frage betreffend, erreichen die Klassen also überhaupt keinen signifikanten Wert und sind von daher nicht geeignet, Wähler und Nichtwähler unterscheiden zu können. Interessant erscheinen in diesem Zusammenhang auch die hohen Werte, die für das Basismodell, bestehend aus verschiedenen soziodemographischen Grundkategorien, ermittelt wurden. Für die einzelnen Bereiche CDU vs. SPD, Grüne vs. CDU und Wahl vs. Nichtwahl werden insgesamt deutlich höhere Werte (59,8; 118,7 und 47,6) erreicht als für die beiden „reinen“ Sozialstrukturkonzepte ohne die im Basismodell untersuchten objektiven Faktoren.

Dies ist insofern bemerkenswert, als hier als quasi objektives Strukturmodell ein an Goldthorpe angelegtes Klassenschema verwendet wurde. Diese Klasseneinteilung orientiert sich ausschließlich an der beruflichen Stellung. Die hohen Werte des Basismodells könnten jedoch als Hinweis darauf angesehen werden, dass ein etwas weiter gefasstes Strukturmodell, das nicht nur Berufsposition, sondern auch andere soziodemographisch-objektive Merkmale erfasst, größere Erklärungskraft als ein reines Klassenmodell haben dürfte. Die Ergebnisse für die Sozialstrukturkonzepte unter Kontrolle von Drittvariablen (in diesem Fall dem Basismodell) bestätigen in etwa die oben erläuterten Ergebnisse. Die höchsten Erklärungswerte werden erwartungsgemäß für das vollständige Modell „E“ erreicht. Basismodell, Klassen und Lebensstile erreichen gemeinsam Werte von 93,9 (CDU vs. SPD), 158,9 (Grüne vs. CDU) und 68,3 (Nichtw. vs. Wahl). Bestätigung findet dieser Befund grundsätzlich auch bei Zerger (2000, S. 238 ff.), der bei der Analyse individuellen Wahlverhaltens die Goldthorpe-Klassenskala und die Sinus-Milieus einer vergleichenden empirischen Überprüfung unterzieht. Unabhängig von jeder theoretischen Überlegung, ist also, ganz pragmatisch betrachtet, eine empirische Kombination von vertikalen und horizontalen Strukturmodellen jeder der beiden einseitigen Perspektive überlegen.

So einleuchtend diese Feststellung zunächst auch anmuten mag, berührt sie möglicherweise doch das Grundproblem der aktuellen Diskussion um Lebensstile und traditionellere objektiv orientierte Sozialstrukturmodelle. Denn solange beide Konzepte zusammen differenziertere und genauere Ergebnisse erzielen können

als eine einseitig ausgerichtete Perspektive, sollte eher danach gefragt werden, wo sich beide Ansätze ergänzen und in welchem Bezug sie zueinander stehen, als zu „streiten“, welches Paradigma hier das faktisch „richtige“ oder alleingültige sei. Denn die Ergebnisse der Untersuchung Ottes zur individuellen Parteipräferenz stellen sich als Spiegel der allgemeinen gesellschaftlichen Verhältnisse im Spannungsfeld zwischen soziokultureller Differenzierung und objektiver Ungleichheit dar und diese Verhältnisse sind de facto nicht eindeutig.

Wie in den hier analysierten Beispielen scheinen grundsätzlich *beide* Elemente eine Rolle zu spielen. Wie bedeutend diese Rolle letztlich ist, scheint hierbei zu einem großen Teil auch davon abhängig zu sein, *welche* Zusammenhänge überhaupt erklärt werden sollen. Wie wir den vorgelegten Zahlen unschwer entnehmen können, erweist sich z.B. ein Klassenkonzept als wesentlich aussagekräftiger im Hinblick auf die Wahlentscheidung zwischen CDU und SPD. Lebensstile hingegen erklären deutlich besser die Entscheidung zwischen Grünen und CDU (wenngleich beide Faktoren hier auch am deutlichsten zusammenwirken) oder Wahl und Nichtwahl. Dies erscheint insofern naheliegend, als es sich bei der (aus historischer Perspektive noch immer) relativ jungen Partei der Grünen sowie dem Phänomen des Nichtwählens bzw. rückläufiger Wahlbeteiligungen um vergleichsweise „neue“ Phänomene handelt, deren Ursachen mit einiger Wahrscheinlichkeit im Kontext derselben gesellschaftlichen Entwicklungen bzw. Veränderungen zu suchen sein dürften, die auch den phänomenologischen Rahmen für den Ursprung der Lebensstildebatte darstellen. Gerade die Grünen stehen (oder standen zumindest ursprünglich) ja gerade für eine Politik, die eben nicht von klassenspezifisch-materiell geleiteten Interessen, sondern von eher „übergeordneten“, sogenannten postmaterialistischen Werthaltungen geprägt wurde. Gerade diese „neuen“ Werthaltungen stellen einen theoretischen Kernaspekt der gesamten Individualisierungsthese dar.

Umgekehrt erscheint der eher klassenspezifisch geprägte Charakter der Wahlentscheidung zwischen SPD und CDU ebenso logisch. Auch wenn sich die großen Parteien inhaltlich sicherlich mehr und mehr angenähert haben, orientieren sie sich in ihrer äußeren Darstellung und der öffentlichen Gewichtung oder Aneignung von Themen sicherlich noch immer an den traditionellen Interessen einer klassenspezifisch geprägten Klientel. Ungeachtet aller sich anschließenden theoretischen und methodischen Folgefragen ließe sich an diesem Punkt also feststellen, dass

ein ganz pragmatisches Forschungsinteresse eventuell einen besseren Grund für die konkrete Verwendung eines Strukturkonzepts darstellen würde als eine vielleicht teilweise ideologisch gefärbte Theoriepräferenz.

Wie aber sind diese unterschiedlichen Ergebnisse insgesamt zu bewerten? Otte selbst proklamiert als Hauptergebnis seiner Untersuchung:

„Die Konzeptualisierung der Sozialstruktur anhand von Lebensstilen hat sich in diesem ersten empirischen Test als erklärungskräftig erwiesen (ebd., S.339).“ Diese Feststellung allein spiegelt die gewonnenen Ergebnisse jedoch nur unvollständig und missverständlich wider. Schließlich hat sich die Konzeptualisierung der Sozialstruktur in Form von Berufsklassen hier als ebenso aussagekräftig erwiesen. Zudem erweist sich die Klassenstruktur trotz der Tatsache, dass sie in zwei von drei explizit untersuchten Teilaspekten weniger Erklärungskraft zeigt als das Lebensstilmodell, in absoluten Zahlen noch immer als das „überlegene“ Konzept. Denn unabhängig von immer wieder stattfindenden partiellen und eher situativ bedingten Verschiebungen innerhalb der Wählergunst in den letzten Jahrzehnten, betrifft die Wahlentscheidung zwischen CDU und SPD prozentual ja noch immer wesentlich größere Anteile der bundesdeutschen Bevölkerung als die vergleichsweise kleine Gruppe derjenigen, die mit den Grünen oder dem Nichtwählen sympathisieren. Zudem sollte auch berücksichtigt werden, dass es sich bei der hier relativ großen Anzahl der untersuchten Nichtwähler um „potentielle“ (noch?), nicht aber um zwangsläufig auch faktische Nichtwähler handelt.

In diesem Sinne bestätigen die vorliegenden Ergebnisse auch die generelle Einschätzung der theoretischen Qualität von Lebensstilmodellen, wie sie in den vorangegangenen Kapiteln gewonnen wurde. Lebensstile scheinen bestimmte neue gesellschaftliche Entwicklungen und Veränderungen zu treffen, die zwar in gewissem Maße sicht- und nachweisbar sind, aber nicht per se verallgemeinert werden dürfen. Faktisch stellen diese Entwicklungen Tendenzen dar, die jedoch nicht alle Mitglieder der Gesellschaft in gleichem Maße betreffen. Wenn beispielsweise 6-10% der deutschen Wähler die Grünen wählen, während vielleicht 60-75% nach wie vor eine der beiden „großen“ Parteien präferieren (die Wählerlandschaft in den neuen Ländern dürfte sich teilweise anders darstellen; aufgrund der nicht gegebenen Vergleichbarkeit mit Wahlergebnissen vor der Vereinigung soll die Ost/West-Frage hier ausgeklammert bleiben), kann mitnichten von einem tiefgreifenden politischen Wertewandel gesprochen werden. Auch die Annahme eines

potentiellen Wachstums dieser „neuen“ Tendenzen lässt sich, zumindest was das Wahlverhalten der letzten Jahre betrifft, nicht eindeutig bestätigen. So gesehen ist es in jeder Hinsicht notwendig und richtig, gesellschaftliche Modernisierungstendenzen und ihren Einfluss auf bzw. ihre Verbindung mit sozialen Strukturen zu thematisieren und zu untersuchen. Ein allgemeiner und grundlegender Paradigmenwechsel innerhalb der Sozialstrukturanalyse ist angesichts „lediglich“ partieller Veränderungen der beobachtbaren sozialen Realität aber keineswegs zwingend.

Die hier diskutierte Untersuchung Ottes ist daher ein trefflicher Beleg für den grundsätzlichen Widerspruch, mit dem sich die Sozialstrukturanalyse derzeit auseinandersetzen muss.

3.7. Zusammenfassung und Ausblick

An dieser Stelle sollen die Ergebnisse des dritten Kapitels noch einmal zusammengefasst und insgesamt betrachtet werden. Welche Zusammenhänge bestehen zwischen den Teilergebnissen, welche Folgerungen ergeben sich für die allgemeine Frage nach der gegenwärtigen Beschaffenheit sozialer Strukturen und ihnen angemessener soziologischer Modellvorstellungen?

Eine der wesentlichsten Eigenschaften der Schichtungs- und Klassensoziologie ist darin zu sehen, dass sie soziale Strukturen als Ausdruck sozialer Ungleichheit interpretiert. Auch wenn der Begriff „Ungleichheit“ als solcher von zunächst neutraler Bedeutung ist, wird er in Verbindung mit vertikalen Strukturparadigmen auch im Sinne von „Ungerechtigkeit“ interpretiert. Diese Interpretation spielte in der (west-) deutschen Nachkriegssoziologie vor allem in den 60´er und 70´er Jahren eine große Rolle. In diesem Zeitraum erlangten schichtungssoziologische Betrachtungsweisen und Sozialisationsansätze auch eine beachtliche gesellschaftspolitische Bedeutung, indem sie in gewissem Maße den Anspruch vertraten, diese „Ungerechtigkeiten“ und ihre Wirkungsmechanismen aufdecken zu können und somit politische Handlungsmöglichkeiten zu eröffnen.

Die Wurzel ungleicher und teilweise ungerechter sozialer Positionen innerhalb einer vornehmlich vertikal interpretierbaren Gesellschaftsstruktur wurden und werden in diesem Kontext objektiv unterschiedlichen Voraussetzungen und Chancen zugeschrieben. Im Gegensatz zu den z.T. ideologisch anmutenden strukturfunktionalistischen Schichtungsansätzen der frühen US-amerikanischen Nachkriegssoziologie (s.a. Kapitel 1) gilt im Fokus dieser schichtungssoziologischen Tradition das konkrete Augenmerk den objektiven Defiziten der benachteiligten sozialen Gruppen und den ungleichen Voraussetzungen, die im Wettbewerb um möglichst gute (also vertikal hohe) soziale Positionen und den damit verbundenen Wohlfahrtsmöglichkeiten bestehen.

Die Entstrukturierungshypothese bricht diesen Zusammenhang, wie wir gesehen haben, in gewisser Weise auf. Nicht umsonst wird in Bezug auf Lebensstile oder soziale Milieus der Begriff „Soziale Ungleichheit“ weitestgehend vermieden und stattdessen z.B. von „Sozialer Differenzierung“ gesprochen. Diese soziale Differenzierung wird, wie in Kapitel 2 ausführlich dargelegt, im Sinne einer eher horizontal angelegten Struktur interpretiert. Unterschiedliche Positionen innerhalb

dieser Struktur sind demzufolge also nicht mehr Ausdruck einer Besser- oder Schlechterstellung, sondern unterscheiden sich „neutraler“, sind einfach „anders“. Indem auf der theoretischen Ebene a priori negiert wird, dass die individuelle soziale Position, die jemand einnimmt, von objektiven Voraussetzungen abhängig ist oder geprägt wird, kann sie kausal nur noch an die subjektive Motivation des Individuums geknüpft werden. Welchen Lebensstils man sich also befleißigen möchte oder zu welchem Milieu man sich „gesellt“, ist so gesehen Ausdruck „freier“ subjektiver Wahl und Entscheidung. Unabhängig von der Frage, wie die tatsächlichen sozialen Strukturen in der Gegenwartsgesellschaft auch immer aussehen mögen, setzen die bislang gebräuchlichen Milieu- und Lebensstilkonzeptionen also theoretisch einen vollständigen Bruch des Zusammenhangs zwischen objektiven Voraussetzungen und subjektiver Wohlfahrt voraus (zumindest solange sie den Anspruch erheben, allgemeine bzw. holistische Strukturmodelle darzustellen).

Eine solche Annahme hält jedoch, wie in diesem Kapitel gezeigt werden konnte, einer empirischen Überprüfung nicht stand. Die ersten drei Teilabschnitte, die sich mit den Aspekten Bildung, Teilnahme an Herrschaft und Kriminalität auseinandersetzen, konzentrieren sich auf die Frage nach ungleichen Chancen und Voraussetzungen und somit auch auf die allgemeinere Frage nach sozialer Ungleichheit im schichtungssoziologischen Sinne. Alle drei Beispiele konnten recht überzeugend belegen, dass von einer Einebnung objektiver Chancenunterschiede keine Rede sein kann. Zentrale Bedeutung kommt in diesem Zusammenhang dem Bereich Bildung, der interessanterweise auch in den Lebensstilmodellen eine entscheidende Rolle spielt, zu. Bildung steht nach wie vor mit allen wohlfahrts- und wohlstandsbezogenen sozialen Bedeutungszusammenhängen in engster Verbindung. Es ist ohne entsprechend hohe Bildungsqualifikationen nicht möglich, eine gute Berufsposition (z.B. mit hoher Selbstbestimmung, kreativen Entfaltungsmöglichkeiten, „angenehmen“ Arbeitsbedingungen etc.) zu erreichen. Es ist ohne entsprechend gute Bildung nicht möglich, in den „Genuss“ der materiellen Freiräume zu gelangen, die eine „gute“ Berufsposition mit sich bringen dürfte. Alle anderen wohlfahrtsbezogenen Lebensumstände vom Wohnkomfort bis zu den Freizeitmöglichkeiten hängen von der materiellen Ausstattung und somit auch maßgeblich von Bildung ab. Die Erfolgsaussichten einer Bildungskarriere sind aber unverändert eng an die soziale Herkunft geknüpft. Je niedriger der soziale

Status der Herkunftsfamilie, desto unwahrscheinlicher wird das Erreichen eines hohen Bildungsabschlusses.

Daran konnte auch die vielzitierte Bildungsexpansion nichts ändern. Ganz im Gegenteil zur gesellschaftspolitischen Zielsetzung, die Bildungsinstitutionen auch für die schlechter gestellten Statusgruppen zu öffnen und somit mehr Chancengleichheit zu ermöglichen, sind die relativen Abstände zwischen oberen und unteren Schichten eher noch angewachsen. Zwar konnten sich alle Gruppen in absoluten Zahlen verbessern, die *Unterschiede* jedoch verschwanden nicht. Vor allem bei den hohen und höchsten Abschlüssen (Abitur, Studium) profitierten Arbeiterkinder in wesentlich geringerem Maß von der Bildungsexpansion als die Kinder der höheren Schichten. Gerade angesichts der Konsequenzen, die das massive Wachstum hoher Abschlüsse für den entsprechend verschärften Wettbewerb auf dem Arbeitsmarkt hat, sind die objektiven Möglichkeiten der unteren Statusgruppen also unverändert defizitär.

Bezogen auf die theoretische Konsistenz der Lebensstilansätze „beißt sich der Hund“ hier letztlich „in den Schwanz“. Denn wenn dort einerseits die zentrale Bedeutung von Bildung für die Entstehung von Lebensstilen und entsprechenden sozialen Zugehörigkeiten konstant betont wird, Bildung aber in hochsignifikantem Maße schichtspezifisch variiert, wie können Lebensstile als holistisches Konzept dann unabhängig von diesen objektiven Ungleichheiten interpretiert werden? Fakt ist jedenfalls, dass sich soziale Ungleichheit im traditionellen Sinne in kaum einem Bereich so konstant belegen lässt wie im Bereich der Bildung. Es dürfte kein Zufall sein, dass gerade in der Bildungssoziologie und den dort gebräuchlichen sozialisationsbezogenen Deutungsschemata lebensstilorientierte Theorieansätze praktisch nicht existieren.

Betrachtet man die bisher verfügbaren Erklärungskonzepte für die Zusammenhänge von sozialer Schichtung und Teilnahme an Herrschaft bzw. Kriminalität, erscheint es wahrscheinlich, dass Bildungsdefizite den unteren Schichten auch hier zu beträchtlichen Nachteilen erwachsen. Der rein empirische Zusammenhang objektiver Ungleichheit mit diesen Aspekten konnte in den Abschnitten 3.3. und 3.4. belegt werden. Auch hier erscheinen die unteren Schichten deutlich benachteiligt. Mehr noch als bei der allgemeineren sozioökonomisch geprägten Bedeutung, die dem Thema Bildung beigemessen werden muss, bewegen sich diese beiden Punkte in einem eher soziokulturellen Kontext bzw. sind auf konkrete

soziale Interaktionen bezogen. Die schlechteren Erfolgsaussichten innerhalb dieser Interaktionen bewirken im Bereich Herrschaft eine Art freiwilligen Verzicht, im Bereich Kriminalität eine unfreiwillig häufige Konfrontation mit und spürbare Erfahrung von institutionalisierter staatlich-gesellschaftlicher Kontrolle. Möglicherweise deutet sich in diesem Zusammenhang auch an, dass soziokulturelle handlungsbezogene Unterschiede und somit auch die Möglichkeiten, sich innerhalb eines spezifischen sozialen Kontextes „sicher“ bewegen zu können, ebenfalls nicht unabhängig von Interpretationsweisen im Sinne objektiver Besser- oder Schlechterstellung betrachtet werden sollten. Dieser Gedanke macht umso mehr Sinn, wenn man sich vergegenwärtigt, dass aller vermeintlichen soziokulturellen Individualisierung zum Trotz jede Form organisierter Gesellschaft von *einem* institutionellen Rahmen umfasst wird, in dem *eine* legitime, *eine* für angemessen und „richtig“ erachtete Kultur objektiv vorgegeben ist. Diejenigen, die mit den Regeln und den Funktionsweisen dieser Kultur schlechter vertraut sind, sind objektiv und folgenreich benachteiligt.

Standen in den ersten Teilabschnitten dieses Kapitels Fragen sozialer Ungleichheit und somit auch des theoretischen Kerns der Entstrukturierungshypothese im Mittelpunkt der Analyse, stellen die abschließenden Unterabschnitte 3.5 und 3.6 eine gewisse Relevanzverschiebung innerhalb des generellen Kontextes dar. Nicht Ungleichheit im Sinne unterschiedlicher Handlungsvoraussetzungen, sondern die konkrete Handlung selbst ist hier von übergeordnetem Interesse. In gewisser Hinsicht ist die Untersuchung der Aspekte Heiratsverhalten und Parteipräferenz eine Art Gegenprobe zu den ersten drei hier analysierten Punkten. Wurden dort Zusammenhänge thematisiert, die sich in erster Linie außerhalb des inhaltlichen Rahmens des Individualisierungstheorems bewegen (also dort gleichermaßen negiert werden) und somit geeignet sind, dieses als solches in Frage zu stellen, geht es hier um eine Überprüfung seiner gewissermaßen „positiven“ Behauptungen. Wenn sich soziale Strukturen nicht mehr in Abhängigkeit von der Ähnlichkeit objektiver Lagen entwickeln, sondern Spiegel pluralisierter Verhältnisse sind, die sich über individuelle Motivationen und die entsprechenden Handlungen definieren, sollten sich die daraus resultierenden Handlungsmuster auch in der Tat ebenso pluralisiert darstellen. D.h. konkretes Verhalten und konkrete soziale Beziehungen müssten sich weitgehend unabhängig von schicht- oder klassenspezifischen Zusammenhängen interpretieren lassen.

Bezogen auf die hier verwandten Beispiele ist dies jedoch nicht oder nur teilweise der Fall. Überraschend deutlich stellen sich vor allem die Ergebnisse Wirth/Lüttingers zum klassenspezifischen Heiratsverhalten dar. Beim Vergleich der „Heiratsjahrgänge“ 1970 und 1993 zeichnet sich dort ein klares Bild ab: In der untersuchten Zeitspanne ließ sich keinerlei Effekt in Richtung Entstrukturierung oder Diversifizierung nachweisen. Die Wahl des Ehepartners erfolgt demnach auch 1993 noch unter ebenso klassenspezifischen Gesichtspunkten wie 23 Jahre zuvor. Wichtig in diesem Zusammenhang erscheint auch, dass Wirth/Lüttinger belegen konnten, dass sich nichteheliche Partnerschaften in diesem Aspekt nicht wesentlich von verheirateten Paaren unterscheiden. Die postulierte Pluralisierung, die im Wesentlichen auch die Vermischung sozialer Kreise und Kontakte thematisiert, scheint demzufolge bei der Wahl der (vielleicht neben der Herkunftsfamilie) existentiellsten Form der sozialen Beziehung augenscheinlich keine messbare Rolle zu spielen. Da die Partnerwahl in ganz entscheidendem Maße von der Gemeinsamkeit vorgegebener oder bevorzugt aufgesuchter sozialer Umwelten abhängen dürfte, widersprechen die hier diskutierten Befunde also deutlich einer der zentralen Behauptungen der Individualisierungsthese.

Widersprüchlicher, wenn auch nicht weniger interessant, sind die Schlussfolgerungen, die aus dem Abschnitt 3.6. gezogen werden können. Im Mittelpunkt des Interesses stand dort die individuelle Parteipräferenz. Zentraler Bestandteil der dort angestellten Überlegungen war hierbei die Untersuchung Ottes, der ein eigens konzipiertes Lebensstilmodell und eine modifizierte Goldthorpe-Klassenskala auf ihre Erklärungskraft hin untersuchte und miteinander verglich. Unabhängig davon, wie die Ergebnisse perspektivisch bewertet werden könnten, stellte sich heraus, dass die Frage danach, welches Strukturmodell in diesem Zusammenhang „besser“ ist, letztlich nicht eindeutig beantwortet werden kann. Die Erklärungsleistung von Lebensstilen und Klassen variierte deutlich mit der jeweilig spezifischen Fragestellung. Aus Sicht der Entweder/Oder-Diskussion um ein horizontales oder vertikales Strukturparadigma kann sich an diesem Punkt also jeder (ganz individuell) aussuchen, ob das „Glas halb leer oder halb voll“ ist. Aus einer objektiv-pragmatischeren Sicht könnten sich hier jedoch nützliche Hinweise herauskristallisieren. Denn an diesem Punkt zeigt sich im Kleinen das gleiche Bild, das sich auch für die gesamte Frage nach Individualisierung und den ihr entsprechenden Strukturmodellen andeutet.

Der inhaltliche Kern dessen, was im Rahmen der Entstrukturierungsdebatte thematisiert wird, scheint die grobe Richtung bestimmter gesellschaftlicher Veränderungstendenzen richtig zu beschreiben. Der Anspruch, diese Tendenzen soziologisch angemessen zu erfassen, scheitert jedoch an ihrer Verallgemeinerung und Überschätzung, da sie augenscheinlich nicht geeignet sind, die Gesellschaft als Ganzes oder die Breite der beobachtbaren Phänomene angemessen zu charakterisieren. Dies zeigt sowohl die innere Widersprüchlichkeit und die theoretischen Mängel der in diesem Kontext erarbeiteten Konzepte als auch die in diesem Kapitel vorgenommenen empirischen Überprüfungen. Objektive soziale Ungleichheit ist demzufolge für weite Teile sozialer Realität und individueller Existenz ein bedeutungsvoller und wirksamer Faktor. Soziale Ungleichheit/Differenzierung theoretisch an subjektive Präferenzen zu binden, kann nur dann sinnvoll sein, wenn weitgehend auch objektiv gleiche Voraussetzungen herrschen. Dies ist jedoch offensichtlich nicht der Fall. Doch auch bei Vernachlässigung dieser Folgerung zeigt sich, dass das konkrete individuelle Verhalten sich teilweise wesentlich strukturverbundener zeigt, als man es im Sinne der postulierten Individualisierung erwarten dürfte.

Insgesamt sind also in den letzten beiden Kapiteln eine Reihe von Argumenten gegen den Nutzen von holistischen Lebensstil- oder Milieumodellen präsentiert worden. Die Vielseitigkeit und Fülle der möglichen Einwände spricht im Wesentlichen dafür, dass die Entwicklung alternativer theoretischer Konzepte und Methoden notwendig ist, um der Strukturdebatte neue Impulse zu verleihen. Objektive Ungleichheiten, Chancen und Voraussetzungen haben noch immer nachweisbaren Einfluss auf die individuelle Existenz. Dennoch darf auch diese Erkenntnis nicht als die alleingültige betrachtet werden. Denn der Teil sozialer Realität, den die lebensstilorientierten Ansätze im Kern richtig und phänomenologisch schlüssig aufgreifen, würde wiederum voreilig ausgeblendet, sollte man sich nun zum vollständigen Rückzug auf einseitig objektiv-sozioökonomische Interpretationen sozialer Strukturen entschließen. Somit ist es also mit der bloßen Negierung horizontal ausgerichteter Perspektiven nicht getan. Die bislang gesammelten Fakten und Hinweise sollten vielmehr Grundlage neuer und im Kern integrativerer Perspektiven als der bislang in dieser Arbeit diskutierten sein.

Ganz pragmatisch betrachtet, zeigen die hier analysierten empirischen Daten auch, dass konkrete Phänomene, wie etwa das individuelle Wahlverhalten, vor

allem dann erfolgreich erforscht werden können, wenn sowohl das vertikale als auch das horizontale Strukturparadigma zur Analyse herangezogen werden. Denn unabhängig von der theoretischen Gewichtung beider Differenzierungsdimensionen ist es leicht nachvollziehbar, dass beide zusammen mehr Informationen gewinnen können als eine allein (vgl. a. Zerger 2000). So logisch und banal diese Erkenntnis im empirisch-pragmatischen Sinne jedoch klingen mag, so wenig ist sie im Rahmen theoretischer Konzepte bislang umgesetzt worden. Der derzeitige „Status Quo“ gleicht eher einer Art „Waffenstillstand“, in dessen Rahmen man sich darauf geeinigt hat, dass beide Dimensionen sozialer Differenzierung „irgendwie“ neben- oder übereinander existieren und je nach persönlicher Einschätzung oder „Bedarf“ oder spezifischer Fragestellung herangezogen werden können. Im Rahmen eines umfassenderen gesellschaftswissenschaftlichen Interesses, etwa an Sozialstruktur oder allgemeinen Sozialisationsbedingungen, bedarf es eines weitreichenderen Verständnisses der beteiligten Aspekte und Prozesse. Wie also können vertikale und horizontale Differenzierung als Gesamtzusammenhang erfasst und gedeutet werden?

In diesem Sinne sollen im folgenden 4. Kapitel Ansatzpunkte für einen einheitlichen theoretischen Rahmen erarbeitet werden, der die Widersprüche der aktuellen Sozialstrukturdebatte in einen umfassenden Gesamtkontext integrieren kann, um so zu größerer Reichweite und Erklärungskraft zu gelangen als sie einseitig objektive oder subjektive Strukturmodelle derzeit zu bieten in der Lage sind.

4. Kapitel:

Soziale Ungleichheit zwischen objektiven Bedingungen und subjektiven Möglichkeiten - Konturen und Inhalte eines theoretischen Rahmens

4.1. Einleitung

In den vorangegangenen Kapiteln ist die aktuelle Individualisierungsdebatte und ihr Einfluss auf die gegenwärtige Sozialstrukturforschung unter verschiedenen Aspekten betrachtet und analysiert worden. Im ersten Teil dieser Arbeit wurden die theoretischen Wurzeln der Sozialstrukturanalyse thematisiert. Dies geschah vor allem unter dem Gesichtspunkt, dass diesen „Klassikern“ im Zusammenhang mit der Diskussion um die Modernisierung sozialer Strukturen derzeit eigentlich kaum Beachtung geschenkt wird. Zu abstrakt und „fern“ von konkreten gegenwartssoziologischen Fragestellungen mögen diese theoretischen Perspektiven vielleicht erscheinen, als dass man ihnen mehr als ein paar Nebensätze in den entsprechenden Einleitungen widmen müsste. Gerade die spezifischen sozialhistorischen Kontexte, in denen die Arbeiten von z.B. Marx oder Weber seinerzeit entstanden sind, dürften es in diesem Zusammenhang auch maßgeblich erschweren, den Blick für deren allgemeine theoretische Reichweite nicht zu verlieren. Zudem wird gerade innerhalb der gegenwärtigen Individualisierungsdebatte oftmals der Eindruck erweckt, dass die chronologische Entwicklungslinie der „großen“ Sozialstrukturkonzepte praktisch parallel zur fortschreitenden Differenzierung sozialer Zusammenhänge in den modernen Industriegesellschaften verlaufen ist und der wissenschaftliche „Schritt“ hin zu individualistischen Lebensstil- und Milieumodellen die logische Konsequenz dieser Entwicklungen sei.

Dieser Eindruck erweist sich jedoch bei näherer Betrachtung der theoretischen Beschaffenheit von „alten“ und „modernen“ Strukturkonzepten als falsch. Die individualistisch-horizontale geprägte Perspektive neuerer Konzepte, wie etwa der Sinus-Milieus oder der „Erlebnisgesellschaft“ von Gerhard Schulze, stellt theoretisch betrachtet keine Differenzierung schichten- oder klassensoziologischer Interpretationsweisen dar, sondern einen vollständigen und grundsätzlichen Paradigmenwechsel. Dass sich die realen gesellschaftlichen Verhältnisse ebenso

drastisch verändert haben, wie es einem solchen Paradigmenwechsel entspräche, ist per se noch immer eine eher spekulative Behauptung, die den originär projektiven Charakter, den ihr Beck noch explizit zugestand, noch immer nicht verloren hat. Die bloße Tatsache der Pluralisierung sozialer Differenzierungsmuster alleine ist zunächst noch kein ausreichendes Argument für eine völlige Abkehr von den „klassischen“ theoretischen Grundlagen der Sozialstrukturanalyse und verkennt wohl auch zumindest partiell deren theoretische „Reichweite“. Generell scheint der Blick der Vertreter modernerer Strukturkonzepte mehr auf standardisierte empirisch orientierte Verfahren und Interpretationsmuster gerichtet zu sein als auf theoretische Inhalte und Zusammenhänge.

Ungeachtet dieses grundsätzlich oberflächlichen Umgangs mit den theoretischen Grundlagen der Sozialstrukturanalyse wurden im zweiten Kapitel einige der populärsten neuen Ansätze und Modelle, ihre Methodik, ihre Resultate und ihre theoretische Entwicklung dargestellt und untersucht. Hier sei noch einmal kurz erwähnt, dass die entsprechenden Arbeiten auch unabhängig von allen vorangestellten theoretischen Einwänden in ihrer sozusagen „inhärenten Logik“ nicht frei von Widersprüchen und Ungereimtheiten sind. Neben ihrer teils „ausgeprägten“ theoretischen Indifferenz (vor allem Sinus) erscheint auch ihre methodische Konzeption teilweise beliebig bzw. nicht überzeugend begründet. Ihre empirischen Ergebnisse sind inhaltlich zweideutig und stützen die a priori aufgestellte These weitgehender Autonomie individueller sozialer Differenzierung nicht hinreichend. Ihr wissenschaftlicher Gehalt geht über eine vornehmlich deskriptive Ebene nicht hinaus, die Interpretation der beschriebenen sozialen Verhältnisse kann auf dieser Grundlage nur tautologische Züge annehmen. Auch ihre tatsächliche empirische Leistungsfähigkeit, bezogen auf die konkrete Frage nach individuellen Verhaltensmustern, kann nicht eindeutig bewertet werden, denn auch hier bleiben die Ergebnisse nicht frei von Widersprüchen und Ungenauigkeiten und bestätigen die Validität der zugrundegelegten Milieusegmentierungen nicht zufriedenstellend.

Im 3. Kapitel ging es im Wesentlichen um die Frage, inwieweit die These vom generellen Bedeutungsverlust objektiver bzw. schichtungsrelevanter Faktoren auf die Entstehung sozialer Differenzierungsmuster in dieser Form haltbar ist. Hier wurde praktisch die empirische Gegenprobe zum Individualisierungstheorem vorgenommen, indem die Bedeutung typisch schichtungssoziologischer Merkmale und Kategorien in verschiedenen sozialen Bereichen untersucht wurde. Wie die

gesammelten und diskutierten Daten zweifelsfrei belegen, ist besonders im Bereich der klassischen schichtungssoziologischen Themen wie etwa Bildung, Kriminalität oder Teilnahme an Herrschaft die „alte“ Frage nach sozialer Ungleichheit vor allem im Sinne ungleicher Voraussetzungen und Chancen nach wie vor von kaum zu leugnender Aktualität. Auffällig ist hierbei in besonderem Maße auch das völlige Fehlen neuerer Sozialisationsansätze, die jenseits schichtungssoziologischer Sinnzusammenhänge operieren würden. Auch wenn dies faktisch von den Fürsprechern der neuen Strukturmodelle nicht geleugnet wird, finden all diese gesicherten empirischen Erkenntnisse erstaunlicherweise keinen Eingang in ihre Überlegungen und ihre Argumentation. Die Einseitigkeit, die der traditionellen Strukturanalyse oft vorgeworfen wurde, scheint, wenn auch unter anderen Vorzeichen, für die bisher verfügbaren Alternativen ebenso charakteristisch zu sein.

Wie die Zusammenfassung der wesentlichen bis zu diesem Punkt in der vorliegenden Arbeit angestellten Überlegungen noch einmal verdeutlicht, führt uns die bisherige „Bestandsaufnahme“ also „unweigerlich“ wieder zum Ausgangspunkt, nämlich dem scheinbaren Widerspruch zwischen Individualisierung einerseits und objektiv bedingten Ungleichheiten innerhalb gesellschaftlicher Strukturen andererseits zurück. Bleibt die Frage, ob dieser Widerspruch sich in der wissenschaftlichen „Auseinandersetzung“ zwangsläufig nur im starren Nebeneinander grundsätzlich konträrer Positionen „verarbeiten“ lässt.

Der erste Schritt zur Überwindung der unflexibel erscheinenden Gegensätzlichkeit der unterschiedlichen Positionen sollte es daher sein, die Unsinnigkeit der Entweder/Oder-„Sackgasse“ zu überwinden. Zu diesem Zweck sollen im ersten Teil dieses vierten Kapitels einige theoretische „Denkanstöße“ aufgenommen und „verarbeitet“ werden.

Diese „Denkanstöße“, namentlich von Simmel (1989) und Elias (1999), sollen dazu dienen, die Notwendigkeit eines umfassenderen (und vom Tagesgeschäft unabhängigen) theoretischen Rahmens zu verdeutlichen und auch weitere Hinweise auf die vorstellbare konkrete Gestalt eines solchen Rahmens zu erhalten.

Sowohl Simmel als auch Elias, die beide zu den soziologischen Klassikern gezählt werden müssen, haben sich intensiv mit dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft befasst und versuchen in ihren jeweiligen Arbeiten Grundzüge einer allgemeinen Theorie dieses Verhältnisses zu entwerfen. Die Begriffe Gesell-

schaft/Gruppe, Individuum und Individualisierung können so unabhängig von spezifischen gegenwartssoziologischen Fragestellungen in ihrer generellen Bedeutung und Beziehung zueinander deutlicher und transparenter gemacht werden. Auf einer solchen gewissermaßen vorgeordneten allgemein-theoretischen Ebene lässt sich die teilweise wenig produktive Eigendynamik der aktuellen Strukturdiskussion vermeiden, in der Begriffe wie Individuum und Gesellschaft oder Subjekt und Struktur oftmals so verwendet werden, dass der prinzipiell falsche Eindruck entsteht, es handle sich um getrennt betrachtbare Gegensätze. Die Widersprüchlichkeit der so entstandenen konträren Positionen dürfte nur zu überwinden sein, wenn das Augenmerk von den Gegensätzen wieder vermehrt auf die Zusammenhänge zwischen Individuum und objektiver sozialer Struktur gerichtet wird. Nur auf dieser Basis kann eine theoretische Perspektive entstehen, welche die Einseitigkeit primär horizontaler oder vertikaler Konzepte zu überwinden in der Lage ist.

Die Notwendigkeit einer derart integrativen theoretischen Grundlage einmal vorausgesetzt, stellt sich als nächstes die Frage, wie denn nun objektive und subjektive Faktoren in einem konkreten sozialhistorischen Fall, wie der gegenwärtigen Gesellschaft der Bundesrepublik, zusammenwirken. Was ist der „Transmissionsriemen“, was das „Gelenk“, das beide Dimensionen miteinander verbindet und letztlich in spezifische soziale Strukturen mündet. Der zweite Abschnitt dieses Kapitels stellt also einen ersten Schritt von der theoretisch-abstrakten Ebene zurück zur konkreten Ebene der gegenwartssoziologischen Fragestellung dar. Einer der wenigen Gesellschaftswissenschaftler, der in der jüngeren Vergangenheit zu diesen konkreten Fragen auch eine konkrete Antwort (in Form seiner Habitus-Theorie) anbietet, ist Pierre Bourdieu (z.B. 1997a). Unabhängig davon, wieweit man geneigt sein mag, seine Antworten zu teilen, stellt seine Arbeit gerade aufgrund ihres theoretisch umfassenden Charakters und ihrer bislang einmaligen Verknüpfung objektiver mit subjektiver Ungleichheit auf jeden Fall eine geeignete und in dieser Form noch einzigartige Diskussionsgrundlage dar, die daher durch weitere Anhaltspunkte ergänzt und auf ihre Verwendbarkeit, ihre Möglichkeiten wie ihre Grenzen hin geprüft werden soll.

Die ersten beiden Arbeitsschritte in diesem Kapitel dienen also allgemein formuliert der weiteren Konkretisierung dessen, was wir angesichts der bisher gesammelten Informationen und Erkenntnisse als notwendige Erfordernisse für den

hier angestrebten integrativen und flexiblen theoretischen Rahmen festhalten können. Diese theoretische Kontur, diese Perspektive soll im dritten Teil dieses Kapitels mit fassbaren Inhalten, mit methodisch und empirisch bedeutsamen Anhaltspunkten weiter ausgeformt und ausgefüllt werden. Auch zu diesem Zweck ist es zunächst einmal gar nicht nötig, „das Rad neu zu erfinden“. Die Interpretation bereits vorliegender Daten unter den hier entwickelten alternativen Gesichtspunkten könnte bereits aufschlussreiche Hinweise geben. Die vorliegenden und im 2. Kapitel ausführlich diskutierten Ergebnisse der „modernen“ Lebensstil- und Milieuforschung z.B. erscheinen zwar als holistische Sozialstrukturkonzepte (oder –interpretation) nur bedingt brauchbar, sollten deswegen aber nicht gänzlich ignoriert werden. Integriert in einen entsprechenden theoretischen Rahmen, stellen ihre empirischen Resultate keineswegs einen Widerspruch zu der hier entwickelten und geforderten integrativen Perspektive, sondern können nützliche Elemente zum Entwurf einer umfassenderen Sozialstrukturanalyse beisteuern.

4.2. Das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft - zur Aktualität einer klassischen Frage

Individualisierung, um zunächst bei der allgemeinen Bedeutung des Begriffs zu bleiben, bedeutet sicherlich Veränderung in Gestalt sozialer Differenzierung - und zwar in Richtung von wachsender Selbstverantwortlichkeit und Vielfalt individueller Charaktere und Positionen. Dennoch erscheint es möglicherweise sinnvoll und logisch, diese Veränderung in erster Linie im Sinne einer Relevanzverschiebung zu interpretieren, um sie auch als Entwicklung und Prozess verständlich und fassbar machen zu können. Das heißt, wenn wir über Individualisierung sprechen, wenn wir Individualisierung in einem aktuellen soziologischen Kontext als Zustandsbeschreibung von Gegenwartsgesellschaft thematisieren, muss der Begriff und seine Bedeutung in einen „größeren“, in einen allgemeineren Zusammenhang eingebettet sein, damit er nicht „auf halber Strecke liegen bleibt“.

Um einen solchen „größeren“ Zusammenhang herstellen zu können, gilt es, einen Schritt von den derzeit gegenwärtigen Fragestellungen und Aufgaben zurückzutreten und sich nach den generellen Bedingungen und den entsprechend beteiligten Faktoren von Vergesellschaftung und Gemeinschaftsbildung zu fragen. Wenn wir innerhalb der aktuellen Lebensstildebatte regelmäßig von Differenzierung und Individualisierung sprechen, dürfen wir nicht vergessen, dass beide Begriffe in ihrer eigentlichen und grundsätzlichen Bedeutung nicht neu für die Gesellschaftswissenschaften sind. Differenzierungsprozesse und „Individualisierungsschübe“ hat es in der Geschichte menschlicher Gesellschaften immer wieder gegeben und sie haben stets tiefgreifende Veränderungen innerhalb der sozialen Realität und der sozialen Strukturen der „betroffenen“ Gesellschaftsformen bewirkt. Im Sinne einer kurzen Illustration dieses Gedankens (ohne Anspruch auf Vollständigkeit oder erschöpfende Deutungsversuche) sollen in der Abb. 4.2.1. wesentliche Teilprozesse von Modernisierung bzw. die entsprechenden Individualisierungsschübe (hier „primär“, „sekundär“ und „tertiär“ genannt) für die Entwicklung unserer gegenwärtigen Gesellschaft dargestellt werden.

Abb. 4.2.1. Teilprozesse der Individualisierung

Dimension des Modernisierungsprozesses	Individualisierung	Differenzierung	Rationalisierung	Domestizierung
Referenzebene	Subjekt	Struktur	Kultur	Natur
Entwicklungsanforderung an das Subjekt	Verarbeitung der Subjektivierung von Gesellschaft	Verarbeitung der Differenzierung von Handlungssphären	Verarbeitung der Pluralisierung von Weltauffassungen	Kontrolle der inneren und äußeren Natur
Individualisierungsschub	tertiär	sekundär	primär	
Historisches Beispiel	Sozialstrukturelle, -kulturelle Entwicklung der BRD seit 1960	Ausgehendes 19.Jh.	Renaissance/Zivilisierung	

Quelle: Junge 1996, S. 734

„Der primäre Individualisierungsschub umfasst einen Domestizierungs- und einen Rationalisierungsprozeß. Zivilisierungsprozesse transformieren im Zuge der Entstehung von Zentralstaaten mit Gewaltmonopol Fremd- in Sachzwang und führen zur erfolgreichen Herstellung von Kontrolle über die körperlichen Äußerungsformen der Menschen, ihre Artefakte und damit letztlich über die innere Natur des Menschen (...). Domestizierungsprozesse hingegen stellen schrittweise die Kontrolle auch über die äußere Natur und Umwelt her. Im Zuge von Rationalisierungsprozessen der Kultur kommt es dann zur Entlassung des Individuums in eine Pluralität von Weltauffassungen, aus der der Zwang zur Selbstkonstitution von Identität, Biographie und Lebensführung resultiert. (...)

Im sekundären Individualisierungsschub steht die Bewältigung sich ausdifferenzierender sozialer Lebens- und Handlungsbereiche im Zuge funktionaler und struktureller Differenzierung im Mittelpunkt, deren Konsequenzen für die soziale Verortung des Individuums in Begriffen von Rollenpluralisierung und Rollendifferenzierung beschrieben wurden. (...)

Mit dem in den 60'er Jahren einsetzenden tertiären Individualisierungsschub rückt eine andere Problemstellung in den Mittelpunkt: Die Bindungswirkungen entfaltenden Rahmenbedingungen sozialer Verortung durch die Zugehörigkeit zu einer sozialen Großgruppe scheinen im Zuge der Wohlstandssteigerung ihre Wirksamkeit verloren zu haben (Junge 1996, S. 734 f.).“

Ohne diese kurze und vereinfachende Darstellung im Detail analysieren zu wollen, soll sie in erster Linie dazu dienen zu vergegenwärtigen, dass soziale Differenzierung und Individualisierung aus einer eher sozialhistorischen Perspektive be-

trachtet keine einmaligen Phänomene sind und die Entwicklung der modernen Gesellschaft eher als Prozess und die innerhalb dieses Prozesses beobachtbaren Phänomene nicht isoliert betrachtet werden sollten. Im Zentrum der hier namentlich aufgeführten „Individualisierungsschübe“ steht jeweils ein bestimmter Aspekt sozialer Veränderung und die entsprechenden sozialpsychologischen Anforderungen, welche die jeweilige Veränderung an das betroffene Individuum stellt.

Die Frage nach der Autonomie des Individuums stellt sich auf dieser zunächst allgemeinen Ebene nicht. In gewisser Weise stellen die hier dargestellten Individualisierungsschübe primär eine Veränderung der äußeren Lebensbedingungen, also der sozialen Umwelt des Individuums dar. Diese Veränderung wird sekundär zur Handlungsaufforderung für das Individuum, das sich in die „neue“ Umwelt integrieren muss. Unabhängig also von der konkreten Bedeutung und Natur der jeweiligen Individualisierungsschübe stellt jede soziale Entwicklung und somit auch eine mit „individualisierenden“ Effekten ein Zusammenspiel von objektiven und subjektiven Faktoren, von Gesellschaft und Individuum dar. Das heißt, dass auch die (in welcher Form auch immer) veränderte und spezifisch individualisierte Gesellschaft dennoch einen objektiven Rahmen darstellt, der ein bestimmtes Maß an Freiräumen ebenso zulässt wie er Grenzen setzt und somit auch immer typische Anforderungen an die beteiligten Individuen stellt. Unabhängig davon, dass natürlich prinzipiell mit aller Berechtigung innerhalb der aktuellen Diskussion darüber gestritten wird, wie weit die Autonomie des Individuums von strukturellen Bedingungen angewachsen ist, ist (s)eine absolute Autonomie im Sinne der zuvor beschriebenen Bedeutungsebene also theoretisch unsinnig und praktisch nicht möglich. So ist es dann auch nicht weiter verwunderlich, dass die in diversen empirischen Modellen methodisch mehr oder weniger explizit vorausgesetzte Unabhängigkeit subjektiver Differenzierung zusammen mit der für diese Ansätze charakteristischen theoretischen Indifferenz die vielleicht größte Hürde für eine fruchtbare Integration ihrer Ergebnisse in einen größeren Zusammenhang von verbesserter theoretischer Reichweite darstellt.

Auf dieser sozusagen „höheren“ theoretischen Referenzebene kann natürlich weder das Individuum als gänzlich passives Produkt der Gesellschaft noch die Gesellschaft als reine Ansammlung von autonomen Individuen betrachtet werden. Beide Faktoren stehen immer in Wechselwirkung miteinander. Ihr Verhältnis ist grundsätzlich flexibel und kann sich je nach spezifischen sozialhistorischen Rah-

menbedingungen zur einen oder anderen Seite verschieben. So allgemein und banal eine solche Feststellung auf den ersten Blick auch anmuten mag, so sinnvoll könnte es u.U. sein, sich diesen Sachverhalt im Zusammenhang mit der aktuellen Diskussion um „traditionelle“ oder „modernisierte“ Strukturansätze zu verdeutlichen.

Lebensstile oder Schichten, objektive oder subjektive Ungleichheiten, Sein oder Bewusstsein - die Frage nach dem sozialen Charakter des Menschen ist soziologisch gesehen auch immer die Frage nach den Ursachen seiner spezifischen Prägung. Welche Faktoren bedingen also soziale Differenzierungen unter den Individuen derselben und unterschiedlicher Gesellschaften? Beim Versuch, diese Frage zu beantworten, bewegt man sich oft im Spannungsfeld nominell gegensätzlicher Begriffspaare. In der Geschichte der Gesellschaftswissenschaften ist es folglich - je nach theoretischer Perspektive oder sozialhistorischem Bezug - die Regel, spezielle soziale Verhältnisse eher durch einen der beteiligten Pole als durch den jeweils anderen bedingt zu sehen. Der soziale Charakter der beteiligten Individuen und die daraus resultierenden sozialen Strukturen wurden und werden anschließend im Sinne dieser grundlegenden Einschätzung interpretiert. Ferner liegt es wohl in der Natur der Gesellschaftswissenschaften, dass sie ihr Augenmerk eher auf gesamtgesellschaftliche Rahmenbedingungen und identifizierbare Muster denn auf eine detaillierte Psychologie des Individuums legen. Schließlich ist ja das Soziale der eigentliche und explizite Forschungsgegenstand dieser Disziplin. Wenngleich dieses natürlich nur unter Einbeziehung des einzelnen Subjekts, des individuellen Akteurs, einen Sinn ergeben kann, ist es dennoch notwendig und logisch, dass die Frage nach sozialen Strukturen zunächst einmal auf die Makroperspektive bezogen ist.

Eine solche Perspektive findet sich grundsätzlich in allen klassischen theoretischen Ansätzen, die sich auf soziale Ungleichheit und Differenzierung beziehen, und ist in groben Zügen auch im ersten Kapitel dieser Arbeit nachgezeichnet worden. Gefragt wird dort nach gesellschaftlicher Ordnung, nach Verteilungsstrukturen und -unterschieden, nach Regeln und Normen, nach Möglichkeiten und Zwängen. Individuelles Verhalten und subjektive Motivation ist in diesem Zusammenhang vor allem dann Gegenstand konkreter Interpretation gewesen, wenn es sich auf solche allgemein wirksamen objektiven Rahmenbedingungen zurückführen ließ und somit in der Summe äußerlich vergleichbarer Fälle so etwas wie

typische Muster identifizierbar wurden (oder es zumindest den Anschein hatte). Diese primär makroperspektivische Annäherung an Fragen sozialer Ungleichheit und die Fokussierung auf die überindividuellen, gesellschaftlichen Rahmenbedingungen sozialer Strukturen werden prinzipiell sowohl in Marx' Klassensoziologie, bei Weber, der sich vor allem gegen den ausschließlichen Ökonomismus und den politisch-ideellen Anspruch bei Marx wendete, als auch in den strukturfunktionalistischen Grundlagen der Schichtungssoziologie deutlich. Individuell/subjektives Verhalten ist also immer unter dem Gesichtspunkt betrachtet worden, dass es im vermuteten oder offensichtlichen Zusammenhang mit sozialen Ursachen steht.

Die daraus resultierenden gesellschaftswissenschaftlichen Deutungsbemühungen vollziehen sich also immer eher vom Allgemeinen zum Speziellen, vom Sozialen zum Individuellen - solange, wie es in der Sozialstrukturanalyse ja der Fall ist, auch die Gesellschaft als Ganze thematisiert und beschrieben werden soll. Es sind in gewissem Maße gerade diese grundlegenden soziologischen Ansprüche, die den mehr oder weniger vollzogenen bzw. angestrebten Paradigmenwechsel innerhalb der Sozialstrukturanalyse so prekär erscheinen lassen. Denn es gibt zwangsläufig (ob gewollt oder nicht) das soziologische Motiv, den Einfluss objektiver sozialer Gegebenheiten auf die individuell-subjektive Existenz sichtbar zu machen, mehr oder weniger preis.

Indem die neuen Sozialstrukturmodelle die gewachsene Autonomie des Individuums bzw. das Anwachsen der ihm zur Verfügung stehenden Optionen in das Zentrum ihres Interesses stellen, entsteht eine Art „Missverständnis“. Denn die Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse kann sich nur prozesshaft vollziehen, die Veränderung selbst, solange es sich nicht um ungewöhnlich dramatische Entwicklungen bzw. krisenhafte Zuspitzungen handelt, wird immer eine relative sein. Dadurch, dass man eine Gesellschaft aufgrund bestimmter Relevanzverschiebungen, die man in der sozialen Existenz der beteiligten Subjekte identifiziert zu haben glaubt, neu etikettieren kann oder will, müssen die bezeichneten Verhältnisse keineswegs gänzlich neu oder grundsätzlich anders sein. Ganz so wie es Schulze in der „Erlebnisgesellschaft“ richtig erkannt und formuliert hat, können die „neu gefundenen“ Etiketten bzw. Charakterisierungen (Erlebnisgesellschaft, individualisierte Gesellschaft, Multioptionsgesellschaft etc.) nur im Sinne eines mehr von „X“ weniger von „Y“ verstanden werden. Jenseits der Bemühungen, aktuelle

soziale Entwicklungen angemessen zu beschreiben und zu bezeichnen, stellen Gesellschaft und Individuum jedoch eine niemals klar zu trennende Einheit dar, in der das eine Element niemals gänzlich aus dem anderen erklärbar sein wird.

Die grundlegende Dynamik im Verhältnis zwischen Sozialem und Individuellen indes ist kein ausschließlich gegenwartssoziologisches Thema, sondern eine klassische Grundfrage der Gesellschaftswissenschaften.

So setzte sich z.B. schon Georg Simmel 1888 in seiner Schrift „Die Ausdehnung der Gruppe und die Ausbildung der Individualität“ (z.B. 1983) explizit mit der Frage auseinander, wie denn die „Grundregeln“ dieser Dynamik formuliert werden könnten. Schon der Titel dieser kurzen Arbeit verrät einiges über den Zusammenhang bzw. die Dynamik, die Simmel in der Wechselwirkung zwischen Gemeinschaft und Individuum vermutet. Entsprechend beginnt er seine Ausführungen mit der Feststellung, dass im Bezug auf das Verhältnis zwischen der Ausprägung der Individualität und den sozialen Beziehungspunkten oder Interessen des Einzelnen „die Höhe der ersteren Schritt hält mit der Erweiterung des Kreises, auf den sich das letztere erstreckt (ebd., S. 53).“ Je größer also der soziale Kreis ist, in dem sich ein Individuum zu „bewegen“ pflegt, desto stärker wird sich nach Simmels Ansicht dessen Individualität ausprägen. Individualisierung selbst erscheint ihm in diesem Zusammenhang als beinahe „natürliche“ bzw. sich automatisch vollziehende Entwicklung. Je homogener die „einzelnen Elemente“ einer sozialen Gruppe sind, desto größer wird die Wahrscheinlichkeit, dass nach und nach Individualisierungsprozesse in Gang kommen werden. Denn „die Konkurrenz bildet bekanntlich die Spezialität des Individuums aus“ (ebd.), und jene Konkurrenz sei wiederum notwendige Folge des Wettbewerbs um Lebensunterhalt oder andere begehrte Güter und Ressourcen, der ja in jeder Form sozialer Gemeinschaft oder Gesellschaft in irgendeiner Form stattfindet (sofern er nicht durch institutionelle Rahmenbedingungen in besonderem Maße unterbunden wird). Individualisierung stellt für Simmel also zunächst einmal einen notwendigen und logischen Prozess dar, der prinzipiell in jeder Form von Gesellschaft oder sozialer Gemeinschaft vorzufinden sein dürfte. Umgekehrt heißt dies, dass der Homogenität einer Gruppe oder Gemeinschaft gewissermaßen natürliche Grenzen gesetzt sind, die in den individuellen Bedürfnissen der beteiligten Subjekte ihre Ursache haben.

Die Differenzierung innerhalb einer sozialen Gruppe ist, so Simmel, nun gleichzeitig auch eine Annäherung an Personen außerhalb des ursprünglichen „sozialen Bezugssystems“. „Schon deshalb wird dies geschehen, weil unter noch so verschiedenen sozialen Gruppen die Formen der Differenzierung gleich oder ähnlich sind: die Verhältnisse der einfachen Konkurrenz, die Vereinigung vieler Schwacher gegen einen Starken, die Pleonexie Einzelner, die Progression, in der einmal angelegte individuelle Verhältnisse sich steigern usw. (ebd.).“

In dieser Feststellung steckt das zweite Simmelsche „Grundgesetz“ zum Verhältnis von Individuum und Gesellschaft. Je weiter eine Gruppe innerhalb ihrer eigenen „Grenzen“ Differenzierungsprozessen unterworfen ist, je heterogener sich ihre Mitglieder darstellen, desto stärker werden auch die Ähnlichkeiten unter den Mitgliedern verschiedener Gruppen. Simmel begründet dies mit der Ähnlichkeit der sozialen Rollen, die innerhalb der entsprechenden Konkurrenzsituationen auf der Individualebene eingenommen werden können und mit gewisser Wahrscheinlichkeit auch eingenommen werden sollten. Die Ähnlichkeit dieser Rollen oder Funktionen kann, so Simmel, also zu einer Art sozialen Annäherung auch über die Grenzen der ursprünglichen Gruppe oder Gemeinschaft hinaus führen.

Können diese beiden allgemeinen Grundregeln auch im Kontext der gegenwärtigen Situation/Diskussion innerhalb der Sozialstrukturanalyse angewendet werden? Beide Gedanken erscheinen durchaus plausibel. Je größer die Gruppe, desto größer die Binnendifferenzierung oder das Maß der Individualisierung. Gemäß des allgemeineren Verständnisses des Individualisierungsbegriffs als nicht spezifisch gegenwärtiges Phänomen, sondern als kontinuierlicher gesellschaftshistorischer Prozess ist dies sicher eine nachvollziehbare Folgerung.

Doch auch im Kontext der spezifischen Zusammenhänge, in denen sich die aktuellen Modernisierungsprozesse mehr oder weniger „vollziehen“, ergibt Simmels Gedanke durchaus fassbaren Sinn. Jenseits der Individualebene und der bereits hinreichend dargestellten und diskutierten Faktoren wie etwa Wohlstandswachstum, Bildungsexpansion, Zunahme arbeitsfreier Zeit etc. ist der gegenwärtige „Individualisierungsschub“ durchaus als eine Erweiterung sozialer Kreise zu interpretieren. Norbert Elias z.B., der sich nach eigener Aussage „Seit einem halben Jahrhundert mit dem Problem des Verhältnisses zwischen Individuum und Gesellschaft beschäftigt“ (1999, S. 218), kann in seiner 1987 verfassten Schrift „Der Wandel der Wir-Ich-Balance“ (z.B. 1999) wertvolle Ansatzpunkte zum kon-

kreten Verständnis Simmels allgemeiner „Grundregeln“ entwickeln. Ohne auf Simmel direkten Bezug zu nehmen, und eher auf Globalisierungsprozesse denn auf Strukturfragen bezogen, argumentiert er dennoch in Richtung ähnlicher Deutungsmuster. So interpretiert Elias die Entwicklung menschlicher Gemeinschaften und Gesellschaften historisch-chronologisch grundsätzlich als Ausdruck wachsender Differenzierung und Komplexität. Im Grunde genommen haben sich soziale Einheiten, also Gruppen von Menschen, von Beginn der rekonstruierbaren Menschheitsgeschichte bis zum heutigen Tag in Richtung immer menschenreicherer und differenzierter Beziehungsmuster entwickelt (vgl. ebd., S. 226 ff.).

„Bei jedem Übergang von einer weniger Menschen umfassenden, weniger differenzierten und komplexen Form der vorherrschenden Überlebensorganisation verändert sich die Stellung der einzelnen Menschen im Verhältnis zu der sozialen Einheit, die sie miteinander bilden - also abgekürzt ausgedrückt: das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft -, in charakteristischer Weise. Wenn man versucht, die Richtung dieser Veränderung etwas vereinfachend ins Blickfeld zu rücken und so der genaueren Prüfung zugänglich zu machen, dann könnte man vielleicht sagen, daß der Durchbruch zur Dominanz eines neuen, umfassenderen und komplexeren Typs der menschlichen Organisation Hand in Hand geht mit einem weiteren Schub und einem anderen Muster der Individualisierung (S.224 f., ebd.).“

Auch wenn Elias, wenn er hier z.B. von „Überlebensorganisationen“ spricht, die thematisierten Differenzierungsprozesse vornehmlich auf eine systemtheoretisch-politische Referenzebene bezieht, entspricht der Grundcharakter der angesprochenen Entwicklung durchaus der Darstellung verschiedener Individualisierungsschübe, wie sie in der Abbildung 4.2.1. zum Ausdruck gekommen ist. Zwar wird dort in erster Linie die soziokulturelle Dimension der verschiedenen „Individualisierungsschübe“ angesprochen - die Grundzüge der beschriebenen Entwicklung aber bleiben sich gleich: Erweiterung sozialer Bezugssysteme (sowohl was die konkrete Quantität und Heterogenität sozialer Kontakte angeht als auch mit Blick auf die sozialpsychologische Ebene - also das subjektive Weltbild) ist immer mit Individualisierungsprozessen verbunden. Dies entspricht auch Simmels Annahmen das Verhältnis von Gruppe und Individuum betreffend.

Seitens des Individuums stellt sich diese Form der Entwicklung wiederum so dar, dass es „gezwungen“ ist, sich in immer komplexer werdende soziale Bezugs-

systeme zu integrieren und es sich im Interesse seiner eigenen Wohlfahrt immer weniger „leisten kann“, sich den wachsenden Integrationsanforderungen zu verschließen. Aus der mehr sozialpsychologischen Perspektive Simmels wird dieselbe Entwicklung, welche bei Elias quasi die Gestalt einer von außen wirksamen Anforderung an das Individuum hat, eher als aktiver kognitiver Akt der betroffenen Subjekte interpretiert.

Je größer die Gruppe und je stärker die dementsprechende Ausbildung von Individualität vorangeschritten ist, desto durchlässiger werden die Grenzen der ursprünglichen Gruppe. Gewissermaßen werden individuelle Ähnlichkeiten nun auch über diese Grenzen hinaus „sichtbar“ und wahrgenommen. Dieser Gedanke Simmels enthält sozusagen zwei Dimensionen sozialer Nähe oder „Verbundenheit“: Zum einen ist es die Zugehörigkeit zur eigentlichen (Herkunfts-) Gruppe und zum anderen die soziale Nähe zum Individuum anderer Gruppen aufgrund der Wahrnehmung der Ähnlichkeit von Interessen bzw. Lagen. In dieser Aufspaltung der generellen Möglichkeit sozialer Gemeinsamkeit in zwei originär unterschiedliche Dimensionen kann durchaus eine Parallele zur aktuellen Diskussion um soziale Ungleichheit im Spannungsfeld zwischen sozioökonomischen und sozio-kulturellen Sinnzusammenhängen gesehen werden.

Dies erscheint insofern beachtlich, als es ja gerade jene Widersprüchlichkeit zwischen stabilen objektiven Lagen und zunehmender Differenzierung von Lebensstilen ist, welche die gegenwärtigen Bemühungen um zeitgemäße Formen der Sozialstrukturanalyse auf eine so harte Probe stellen. Denn durch die äußere Vielfalt der Erscheinungsformen von Lebensstilen und Lebensweisen werden die strukturellen Zugehörigkeiten oder Homogenitäten zunehmend verwischt bzw. in der alltäglichen Realität immer weniger wahrnehmbar. Strukturelle Bedingungen sind in diesem Sinne also ein Stück weit in den Hintergrund gerückt. Eben eine solche Form der Überlagerung verschiedener Dimensionen sozialer Beziehungssysteme deutet sich auch in Simmels Überlegungen an:

„Die Individualisierung lockert das Band mit dem Nächsten, um dafür ein neues - reales und ideales - zu den Entfernteren zu spinnen. (...) Die wachsende Ausbildung durch Kultivierung bewirkt also einerseits ein schärferes Hervortreten der Individualität innerhalb der eigenen Abteilung, andererseits eine Annäherung an die fremden, ein Hervortreten der über die ursprünglich homogene Gruppe hinausgehenden Gleichheit mit einer größeren Allgemeinheit. (ebd., S. 55).“

Individualisierung in ihrer zunächst allgemeinen Bedeutung lässt also bestimmte Aspekte der sozialen Realität stärker hervortreten, andere werden, wie bereits oben erwähnt, mehr in den Hintergrund gedrängt. Verstärkt ins Blickfeld treten also, Simmels Ausführungen zufolge, die individuellen Unterschiede innerhalb der eigenen bzw. der ursprünglichen Gruppe ebenso wie die Gemeinsamkeiten zu Mitgliedern „ursprünglich“ anderer Gruppen.

Was heißt das aber im Bezug auf die Bedeutung jener unterschiedlichen Formen sozialer Beziehungen? Hat die ursprüngliche, die eigentliche soziale Gruppe, um bei Simmels Begriff zu bleiben, durch diese Individualisierungsprozesse und ihre sozialen Folgen ihre ursprüngliche Funktion und Bedeutung verloren? Und wenn diese Frage mit „Ja“ beantwortet werden könnte, hat sie dann überhaupt noch eine maßgebliche Bedeutung? In der von Simmel entwickelten Perspektive kann von einem solchem generellen Bedeutungsverlust keine Rede sein. Dadurch, dass sich die äußere Form individueller Lebensrealität und sozialer Wahrnehmung im Sinne einer individualisierenden Entwicklung geändert hat, ist die Zugehörigkeit zur eigentlichen sozialen Gruppe nicht aufgehoben. Sie besteht grundsätzlich nach wie vor und durch ihren spezifischen Einfluss werden die individuellen Differenzierungen ja erst möglich und gesellschaftswissenschaftlich verständlich. Schließlich ist es ja die Erweiterung der Gruppe, welche die stärkere Ausbildung subjektiver Eigenschaften notwendig und möglich macht. Denn die Wahrnehmung sozialer Ähnlichkeiten und die daraus möglicherweise folgende Aufnahme sozialer Beziehungen über die Grenzen der „eigenen“ Gruppe hinaus ist für Simmel logische Folge der Erweiterung jener Gruppe und der daraus folgenden „Binnendifferenzierung“ bzw. Konkurrenz. Derart betrachtet machen also beide Seiten der Gleichung - das Soziale wie das Individuelle - für Simmel nur Sinn in ihrer Wechselwirkung und ihrer Beziehung zueinander als Teile des Ganzen.

„Dieser Gedanke lässt sich verallgemeinernd so wenden, dass in jedem Menschen *ceteris paribus* gleichsam eine unveränderliche Proportion zwischen dem Individuellen und dem Sozialen besteht, die nur die Form wechselt (ebd., S.56).“

Das heißt, dass sowohl die augenscheinliche Individualität bzw. das sozial wahrnehmbare Bemühen um Differenzierung und Distinktion als auch die offensichtliche Zugehörigkeit oder Beziehung zu einer streng abgegrenzten und innerlich homogenen Gruppe gleichermaßen Resultat der Wechselwirkung zwischen Sozialem und Individuellem darstellen. Die Zugehörigkeit zu einer

sozialen Gruppe, verbunden mit den objektiven Möglichkeiten und Grenzen, die sie jedem ihrer „Mitglieder“ letztlich vorgibt, ist stets fester Bestandteil und Einfluss auf individuelle Biographien und Lebensweisen, und zwar unabhängig davon, welche äußere Form diese innerhalb spezifischer gesellschaftlicher Verhältnisse auch immer haben mögen.

Wenn wir zuvor von Simmels hier dargelegten Gedankengängen als einer Art allgemeiner Gesetzmäßigkeiten über das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft gesprochen haben, kann ihre Brauchbarkeit als Grundlage einer allgemeinen Theorie der Individualisierung auch an den gegenwärtig diskutierten sozialstrukturellen Entwicklungen aufgezeigt werden.

Die Veränderung der objektiven Rahmenbedingungen gesellschaftlicher Realität - im Wesentlichen z.B. bei Beck zusammengefasst - verursachen insgesamt betrachtet sicherlich ein grundsätzliches Anwachsen (bestimmter) sozialer Gruppen. Statusunterschiede ebnen sich zunehmend ein, relativ breiten Bevölkerungsschichten bieten sich relativ vielfältige Möglichkeiten individueller Lebensgestaltung. Die bislang vorliegenden konkret-empirischen Milieu- und Lebensstilstudien bestätigen diese Einschätzung, indem sie die thematisierte Pluralisierung vor allem innerhalb der breiten gesellschaftlichen Mitte nachweisen können, während am oberen und unteren vertikalen Pol der Verteilung eher konservativ-stabile Verhältnisse sichtbar werden. Fasst man diese mittlere Schicht aufgrund der Ähnlichkeit der äußeren objektiven Lage nun im Simmelschen Sinne als soziale Gruppe auf, so wären die zu beobachtenden Individualisierungs- und Differenzierungsprozesse logische Folge der Entwicklungsdynamik der stark angewachsenen Gruppe. Die vor allem soziokulturell identifizierbare „Vermischung“ sozialer Kreise erinnert an Simmels These von der gesteigerten Wahrnehmung sozialer Ähnlichkeiten über die Grenzen der Gruppenidentität hinaus, wenn innerhalb der Gruppe ein bestimmtes Maß an Heterogenität entstanden ist. Das, was in der aktuellen Diskussion begrifflich eher im Sinne von objektiver Struktur einerseits und Kultur oder Lebens- und Konsumstilen andererseits unterschieden wird, ist bei Simmel also gewissermaßen die Aufspaltung in die ursprüngliche Gruppenidentität (die sich trotz Individualisierung nicht auflöst, sondern eher etwas in den Hintergrund rückt) und eine andere Form von sozialer Nähe, die auf der Ähnlichkeit möglicher Positionen, Rollen und somit auch Interessen und Bedürfnissen zwischen Angehörigen verschiedener Gruppen beruht.

Aus einer etwas anderen Perspektive setzt sich Elias mit dem Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft auseinander. Bezogen auf die eher allgemeinen Grundlagen dieses Verhältnisses finden sich jedoch ähnlich interpretierbare Muster wie bei Simmel. Wie zuvor beschrieben, geht auch bei Elias Individualisierung grundsätzlich mit der Erweiterung sozialer Bezugsebenen und somit letztlich auch konkreter sozialer Kreise einher. Diese Integration in immer differenziertere und größere soziale Dimensionen, die er vor allem in Hinblick auf gegenwärtige Globalisierungsprozesse thematisiert (und in der sich eine weitere interessante Parallele zu Simmel findet, der mit einer der Individualisierung entsprechenden Zunahme kosmopolitischer Einstellungen rechnet), erfordert vom Individuum entsprechende Flexibilität und Anpassungsleistungen. Dementsprechend stellt Individualisierung also auch hier einen quasi „natürlichen“, logischen und regelhaften Faktor innerhalb gesellschaftlicher (Weiter-)Entwicklung dar. Wenn auch durch den Entwicklungsgedanken etwas spezifischer als bei Simmel, lässt sich auch diese allgemeine Individualisierungsperspektive ohne weiteres auf die gegenwärtigen Modernisierungsprozesse anwenden. Schon Beck charakterisiert die derzeit sichtbaren Individualisierungstendenzen und die Anforderungen, die sie an das Individuum stellen, in Richtung einer zunehmenden Notwendigkeit von weitgehender Mobilität und Flexibilität - also im Sinne einer ständigen Erweiterung sozialer Beziehungssysteme. Die freiwillige Beschränkung auf ehemals homogene soziale und räumlich begrenzte Lebenszusammenhänge dürfte diesen Anforderungen in vielen Fällen also nicht mehr genügen. War die Analyse Becks vor allem auf die konkreten Erfordernisse von Erwerbstätigkeit und Arbeitsmarkt gerichtet, dürfte auch die rapide Zunahme oder Ausweitung von Informationsmöglichkeiten und Kommunikationsnetzwerken in den vergangenen Jahrzehnten in gewisser Weise dazu beigetragen haben, diese „soziale Erweiterung“ auch im subjektiven Bewusstsein und im generellen soziokulturellen Klima spürbar und real werden zu lassen.

Diese grundlegenden Aspekte individueller Auseinandersetzung mit gesellschaftlicher Entwicklung oder Modernisierung entsprechen daher auch der allgemeinen These Elias, der Individualisierungsprozesse durch die Erweiterung sozialer Systeme und die entsprechenden „neuen“ Integrationsanforderungen bedingt sieht.

„Bei jedem Übergang von einer weniger Menschen umfassenden, weniger differenzierten und komplexen zu einer mehr Menschen umfassenden und kom-

plexeren Form der vorherrschenden Überlebensorganisation verändert sich die Stellung des einzelnen Menschen im Verhältnis zur sozialen Einheit, die sie miteinander bilden - also abgekürzt ausgedrückt: das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft -, in charakteristischer Weise (ebd., S. 244 f.).“

Dennoch setzt Elias Individualisierung als solche keineswegs mit einer Zunahme individueller Möglichkeiten im Sinne einer wachsenden Unabhängigkeit oder Emanzipation von objektiven gesellschaftlichen Rahmenbedingungen gleich. Ähnlich wie bei Beck, der in diesen Entwicklungen (im Gegensatz zu vielen, die seinen grundlegenden Individualisierungsgedanken und vor allem seine Analyse sozial wirksamer Veränderungen der objektiven Lebensbedingungen später aufgegriffen haben) auch ein beträchtliches Desintegrationspotential, so z.B. die Gefahr zunehmender Abhängigkeit von Institutionen, gesehen hat, bedeutet Individualisierung bei Elias auch immer einen spezifischen Machtverlust für die beteiligten Subjekte:

„Mit dem soziologischen Problem des individuellen Entscheidungsspielraums verhält es sich anders. Dieser Spielraum ist wandelbar. Der individuelle Machtverlust bei der Verlagerung des Integrationszentrums und der entsprechenden Machtmittel (...) ist, in Grenzen, korrigierbar (ebd., S. 223).“

Dieser wandelbare Spielraum kann stets nur dem jeweils spezifischen Zusammenwirken von Individuum und Gesellschaft entsprechen, so dass es nicht zuletzt auch angesichts der zuvor dargestellten Überlegungen hinsichtlich der Natur des individuellen Entscheidungsspielraumes soziologisch keinen Sinn macht, das Individuum unabhängig von gesamtgesellschaftlichen Strukturen betrachten zu wollen. Bezogen auf die soziale Persönlichkeit oder das soziale Bewusstsein der beteiligten Menschen versucht Elias die Individualisierungstendenzen in den modernen, entwickelteren Ländern anhand des Begriffes der „Ich-Wir-Identität“ (z.B. ebd., S. 245) verständlich zu machen.

Jene Identität habe sich im Zuge der beschriebenen Entwicklung ein Stück weit in Richtung des „Ich“ verschoben. Diese Verschiebung schlägt sich vor allem in der Selbstwahrnehmung und den ihr entsprechenden Bedürfnissen nieder. Dennoch kann sich eine solche Verschiebung im Rahmen einer allgemeinen Theorie des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft eben nur relativ und innerhalb eines bestimmten Spielraums ereignen. Der Vorteil eines Begriffes wie dem der Ich-Wir-Identität liegt auf der Hand und ist in seinem gewissermaßen integrativen

Charakter zu sehen. Er vermittelt ein gutes Bild vom grundsätzlichen Zusammenwirken beider Faktoren bei der Entstehung und Ausformung individueller sozialer Differenzierungen. Die Widersprüchlichkeiten, mit denen sich die zeitgenössische Soziologie gerade im Bereich der Sozialstrukturanalyse derzeit auseinandersetzen muss, sind in dieser Arbeit ausführlich dargestellt worden. Auf der theoretischen Ebene könnte diese Widersprüchlichkeit ganz im Sinne von Elias Ausführungen auch durch einen möglicherweise falschen Gebrauch der Begriffe Individuum und Gesellschaft mitverursacht sein.

Denn die Diskussion um die Beteiligung objektiver und/oder subjektiver Faktoren an der Entstehung sozialer Strukturen wird oftmals so geführt, als handele es sich um grundsätzlich konträre Pole, von denen einer der dominante sein müsse und von daher als der soziologisch relevante zu betrachten sei. Genau diese Art Perspektive scheint sich jedoch in der aktuellen Situation als wenig hilfreich zu erweisen, zumal bislang keine der beiden gegensätzlichen Positionen ihren Geltungsanspruch überzeugend belegen konnte. Ganz in diesem Sinne argumentiert auch Elias, wenn er feststellt:

„Insbesondere dem schon früher von mir eingeführten Begriff des sozialen Habitus kommt in diesem Zusammenhang eine Schlüsselstellung zu. Im Verein mit dem Begriff der zu- oder abnehmenden Individualisierung vergrößert er die Chance, dem Entweder-Oder, dass sich so oft in soziologischen Erörterungen des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft findet, zu entkommen. Wenn man ihn - und den ganz ähnlichen Begriff der Persönlichkeitsstruktur - zu handhaben vermag, dann wird auch verständlicher, warum die alte Gepflogenheit, aufgrund deren man die Begriffe >>Individuum<< und >>Gesellschaft<< oft so gebraucht, als ob es sich um zwei getrennt existierende Gegenstände handele, in die Irre führt. Dann verschließt man nicht mehr die Augen vor der Tatsache, die ja vorwissenschaftlich bekannt genug ist, dass jeder einzelne Mensch, verschieden wie er von allen anderen ist, ein spezifisches Gepräge in sich trägt, dass er mit anderen Angehörigen seiner Gesellschaft teilt (ebd., S. 244).“

Interessant an der zitierten Passage erscheint vor allen Dingen, dass Elias hier den Begriff „Habitus“ zur näheren Beschreibung der „sozialen Persönlichkeitsstruktur“ vorschlägt. Wie in diesem Begriff oder besser Konzept objektive und subjektive Faktoren, Individuum und Gesellschaft in Einklang gebracht werden können, spezifiziert er an anderer Stelle, indem er den Gedanken formuliert, „dass

der einzelne Mensch den Habitus einer Gruppe an sich trägt und dass es dieser soziale Habitus ist, den er oder sie im Heranwachsen mehr oder weniger individualisiert (ebd., S. 245).“ Diese Perspektive funktioniert prinzipiell unabhängig davon, wie differenziert man den hier ganz allgemein verwendeten Begriff „Gruppe“ tatsächlich zu bestimmen gedenkt. Auch wenn sich Elias in erster Linie mit Auswirkungen von Globalisierungsprozessen auf Gesamtgesellschaften im Sinne von Staatsgemeinschaften bezieht, lässt sich der allgemeingültige Grundgedanke durchaus auch auf die aktuelle Strukturdebatte anwenden.

Elias schlägt also vor, soziale Persönlichkeitsstrukturen mit dem Habitus-Begriff wissenschaftlich zu konzeptualisieren. Jedes einzelne Mitglied einer Gesellschaft oder Gruppe wird demnach via Erfahrung und Sozialisation einen bestimmten Gruppenhabitus annehmen oder erlernen. Diese Seite seines Habitus wäre somit das objektive, das gewissermaßen ursprüngliche Element seiner sozialen Persönlichkeit. Es stellt eine Grundlage oder eine Voraussetzung dar, die individuell nicht beeinflussbar ist. Im Sinne von objektiver Bedingung sozialer Ungleichheiten oder Differenzierungen kann hier im übertragenen Sinne also von Möglichkeiten und Grenzen, von Chancen und Hindernissen gesprochen werden. Wie weit dieser „ursprüngliche“ Habitus die soziale Persönlichkeit letztlich determiniert, kann indes durchaus beträchtlich variieren. Prinzipiell wird jeder Gruppenhabitus individuell weiterentwickelt oder ausgeformt (vgl. a. ebd., S. 245). Wie groß letztlich der Spielraum oder die Möglichkeit zur individuellen Ausformung ist, hängt somit von den strukturellen Rahmenbedingungen der jeweiligen Gesellschaft ab. Im Sinne der aktuellen Strukturanalyse stellt sich jenseits dieser generellen theoretischen Zusammenhänge als nächstes die Frage, ob innerhalb einer Gesellschaft verschiedene Gruppen existieren, die relativ zueinander über unterschiedlich große Individualisierungsmöglichkeiten verfügen. Diese Frage ist bereits an anderer Stelle ausführlicher untersucht worden. Hier sei zunächst nur noch einmal darauf hingewiesen, dass z.B. die Ergebnisse des dritten Kapitels darauf hindeuten, dass dies mit großer Wahrscheinlichkeit der Fall sein dürfte.

Zusammenfassend ist an diesem Punkt festzuhalten, dass es jenseits der konkreten Sozialstrukturdebatte durchaus einige allgemeine theoretische Ansätze zum Verhältnis von Individuum und Gesellschaft gibt, die sich in diesem Zusammenhang als hilfreich erweisen könnten. Wie die bis zu diesem Punkt in dieser Arbeit erzielten Resultate und die daraus folgenden Fragen recht eindeutig

belegen, ist es vor allem der unfruchtbare „Entweder-Oder“-Streit zwischen sozusagen traditionell-vertikalen und modernisiert-horizontalen oder individualistischen Ansätzen und Modellen, welche die derzeitige Situation innerhalb der Sozialstrukturanalyse so „verfahren“ erscheinen lassen. Beide Perspektiven greifen im Kern durchaus reale und nachweisbare Erscheinungsformen sozialer Differenzierung auf, scheinen dafür aber andere ebenso nachweisbare Teile der sozialen Realität ganz oder teilweise auszublenden.

Die Unfähigkeit, das jeweils „andere“ in die eigenen Ansätze zu integrieren, dürfte maßgeblich durch die Einseitigkeit der zu großen Teilen völlig gegensätzlichen und von daher wenig flexiblen theoretischen Standpunkte verursacht sein. Ihrer inhärenten Logik folgend, schließen sich der primär deterministische und der individualistische Theorieansatz schlicht gegenseitig aus. Die Folge dieses Zustandes sind eine Reihe von Widersprüchen und Ungenauigkeiten, die keine der beiden einseitigen Perspektiven geeignet erscheinen lassen, Grundlage einer allgemeinen oder umfassend anwendbaren Perspektive zur Analyse der sozialen Struktur gegenwärtiger Gesellschaft zu sein oder zu werden.

Die rein empirische Sachlage scheint hingegen eine einfachere Sprache zu sprechen als die nahezu voreinander resignierenden theoretischen Standpunkte. Individualisierung als solche und als charakteristischer Bestandteil der gesellschaftlichen Entwicklung der letzten Jahrzehnte dürfte eine kaum zu leugnende Realität sein. Andererseits scheinen sich die Individualisierungsmöglichkeiten innerhalb der Gesellschaft nicht für alle beteiligten Gruppen und Menschen im gleichen Maße zu eröffnen. Weiterhin haben sie soziale Ungleichheiten als solche sowie deren Bedeutung in Form von Chancen, Prestige, Status und Macht keineswegs verschwinden lassen. Da also beide Elemente einander empirisch offensichtlich nicht ausschließen, dürfen dies die theoretischen Ansatzpunkte, mit denen wir uns ihrer Analyse annähern wollen, verständlicherweise ebenso wenig tun.

Aus diesem Grunde empfiehlt es sich, sozusagen einen Schritt vom aktuellen Geschehen zurückzutreten und die allgemeine Beschaffenheit des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft eingehender zu betrachten. Wertvolle Ansatzpunkte zu einem solchen Versuch liefern durchaus auch die soziologischen „Klassiker“ in ausreichender Menge.

Als geeignete Beispiele werden hier die zuvor dargelegten Überlegungen von Simmel und Elias aufgegriffen, die, wenn auch in unterschiedlichen Zusammenhängen und chronologisch weit auseinanderliegend, zu bemerkenswert ähnlichen Einschätzungen hinsichtlich Individuum, Gesellschaft und Individualisierung gelangen. Beide betrachten Individualisierung als quasi natürlichen Bestandteil der möglichen Entwicklung einer Gesellschaft und regelhaft auftretendes Phänomen. Beide sehen das generelle Auftreten von entsprechenden Entwicklungen oder Veränderungstendenzen mit der Erweiterung sozialer Kreise bzw. Bezugssysteme verbunden und stimmen darin durchaus mit den Modernisierungsvertretern innerhalb der Strukturdiskussion überein. Beide sehen weiterhin eine Art duale Entstehung sozialer Persönlichkeitsstrukturen, die wenn auch mit unterschiedlichen Begriffen zwischen einer Form von vermittelter Gruppenidentität und deren individueller Ausformung unterscheiden. Das „Kräfteverhältnis“ zwischen diesen Faktoren ist grundsätzlich variabel und von den jeweils gegebenen äußeren objektiven Umständen abhängig. Dennoch stehen Individuum und Gruppe oder Gesellschaft ständig in direkter Beziehung oder Wechselwirkung miteinander und können nur als Gesamtzusammenhang verstanden und interpretiert werden.

Vor allem Elias geht jedoch theoretisch noch einen Schritt weiter und zieht Folgerungen, die sich etwas konkreter an den Erfordernissen angemessener Interpretationsformen sozialer Differenzierungen orientieren. Um die symbiotische Beziehung von Individuum und Gesellschaft in diesem Zusammenhang theoretisch greifbar und begrifflich fassbar zu machen, schlägt er vor, mit einem Habitus-Konzept zu arbeiten. Dieser Begriff und die von Elias vertretene Auffassung vereint objektive und subjektive Elemente und entgeht somit der missverständlichen Entweder-Oder-Logik, der andere sozialwissenschaftliche Begriffe in diesem Zusammenhang oftmals erliegen. Der Habitus oder der soziale Charakter eines Menschen ist demnach immer Produkt variierender objektiver Bedingungen und subjektiver Möglichkeiten. Soziale Strukturen auch als Resultate unterschiedlicher Habitusformen aufzufassen, würde die unvereinbare Gegensätzlichkeit rein vertikaler oder horizontaler Ungleichheitsmodelle aufbrechen und überflüssig machen. Eine solche Vorgehensweise würde damit auch den Weg zur Beantwortung der eigentlich dringlicheren Frage eröffnen:

Wenn wir es mit immer stärker individualisierten oder vielfältigeren Formen sozialer Differenzierung zu tun haben, welche Faktoren sind in welchem Fall für

die Ausbildung pluralisierter Lebensstile und Habitusformen mit verantwortlich, oder ganz einfach formuliert, wie gelangen wir von der Beschreibung der modernisierten Verhältnisse zu deren konkreter sozialer Erklärung?

4.3. Das Habitus-Konzept in den Arbeiten Pierre Bourdieus

Die Grundzüge einer „integrativen“ theoretischen Perspektive auf die Entstehung sozialer Differenzierung und die entsprechenden gesellschaftlichen Strukturen konnten im vorangegangenen Abschnitt umrissen werden. Zu diesem Zweck wurde versucht, das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft insbesondere in Hinsicht auf Individualisierungsprozesse allgemein zu bestimmen und die grundsätzlichen Zusammenhänge zwischen diesen beiden Hauptpolen sozialer Prozesse transparenter zu machen. In Anlehnung an Simmel und besonders Elias wurde verdeutlicht, dass Individualisierung mit der Erweiterung der sozialen Gruppe oder des sozialen Bezugssystems zusammenzuhängen scheint und dass das Ausmaß möglicher Individualisierung grundsätzlich variabel ist und stets dem spezifischen Zusammenwirken objektiver und subjektiver Faktoren entspricht. Zusammenfassend ließe sich diese Überlegung auch im Sinne von Simmel und Elias so formulieren, dass jede einzelne Person innerhalb einer Gesellschaft eine Art sozialen Charakter ausbildet, der die individuelle Ausformung einer prinzipiell sozialen bzw. sozial vermittelten Grundstruktur darstellt.

Damit ist also ein objektiver Rahmen vorgegeben, der spezifische Grenzen, aber auch Möglichkeiten festlegt, die in entsprechendem Maße individuell ausgeformt werden können. Ein solches Zusammenspiel subjektiver und objektiver Elemente vorausgesetzt, bedarf es folglich theoretischer Begriffe und Perspektiven, die diese beiden Aspekte nicht a priori gegeneinander ausschließen. Zu diesem Zweck schlägt Elias den Begriff des Habitus vor. Ein Habitus Konzept habe den entscheidenden Vorteil, dass es den Entweder-Oder-Charakter, der den Begriffen von Individuum und Gesellschaft bedauerlicherweise anhafte, überwinden helfen könne (vgl. 1999, z.B. S. 244).

Einer der wenigen Soziologen, der in der jüngeren Vergangenheit ein konkretes und differenziertes Sozialstrukturmodell erarbeitet hat, in dem objektive Lagen und individueller Lebensstil oder Kultur theoretisch wie methodisch miteinander verknüpft sind, ist Pierre Bourdieu. Interessanterweise bedient sich Bourdieu ganz im Sinne der Forderung Elias eines Habituskonzeptes, um die Ausbildung der sozialen Persönlichkeit im Zusammenwirken objektiver und subjektiver Faktoren sicht- und erklärbar zu machen:

„Als Vermittlungsglied zwischen der Position oder Stellung innerhalb des sozialen Raums und spezifischen Praktiken, Vorlieben, usw. fungiert das, was ich >>Habitus<< nenne, das ist eine allgemeine Grundhaltung, eine Disposition gegenüber der Welt, die zu systematischen Stellungnahmen führt (1997a, S. 31).“

Schon in dieser kurzen Beschreibung spiegelt sich die Dualität des Habitus-Begriffs wider, in der auch Elias dessen besondere Qualität sah. Ähnlich wie Elias steht auch bei Bourdieu der Habitus *zwischen* objektiv vorgegebenen Rahmenbedingungen und individuell-subjektiven Praxisformen und stellt somit praktisch das „missing link“ zwischen Struktur und Verhalten dar. Bourdieu entwirft jedoch ein wesentlich umfassenderes und auf konkrete empirische Anwendbarkeit ausgerichtetes Konzept sozialer Strukturen und der sie konstituierenden Prozesse. Im Gegensatz zu den rein theoretischen und allgemeinen Gedanken Elias erarbeitete Bourdieu ein umfassendes und auch empirisch verwirklichtes Modell der französischen Gesellschaft der späten 60´er und 70´er Jahre (vgl. z.B. 1994), was ihm schon heute den aus seiner Sicht möglicherweise zweifelhaften „Ruhm“ eines modernen Klassikers einbrachte. Aufgrund dieser auch praktisch-empirischen Orientierung ist seine Definition des Begriffes auch auf dessen Funktion bezogen und nicht nur auf seine theoretische Herleitung beschränkt. Um sein Strukturmodell und die ihm zugrunde liegende theoretische Perspektive zu verdeutlichen, sollen einige seiner Grundbegriffe und Interpretationsansätze an dieser Stelle noch einmal kurz in ihren Konturen nachgezeichnet werden.

4.3.1. Der soziale Raum und die verschiedenen Kapitalformen

In der oben wiedergegebenen Definition des Habitus-Begriffs stellt das, was Bourdieu den sozialen Raum nennt, die „objektive Seite“ der Gleichung dar. Jedes Mitglied der Gesellschaft nimmt demzufolge eine spezifische Position im sozialen Raum ein. In bewusster Distanzierung zu einseitigen und zu sehr simplifizierenden Klassen- und wohl auch Schichtmodellen versucht Bourdieu, mit der Metapher vom sozialen Raum ein differenzierteres Bild von der Sozialstruktur moderner Industriegesellschaften zu entwerfen.

„Dementsprechend läßt sich die soziale Welt in Form eines - mehrdimensionalen - Raums darstellen, dem bestimmte Unterscheidungs- bzw. Verteilungsprinzipien zugrunde liegen; und zwar die Gesamtheit der Eigenschaften (...), die innerhalb

eines fraglichen sozialen Universums wirksam sind, das heißt darin ihrem Träger Stärke bzw. Macht verleihen (1985, S. 9).“

Dieser mehrdimensionale Raum, den Bourdieu an gleicher Stelle auch mit einer Art „Sozialtopologie“ vergleicht, stellt für ihn also in erster Linie eine Macht- und Verteilungsstruktur dar. Denn obwohl sich Bourdieu ganz explizit individuell-subjektiven Verhaltensweisen und Dispositionen zuwendet, bleibt seine eigentliche theoretische Ausrichtung eindeutig klassensoziologisch. Dementsprechend sind also die einzelnen Positionen, die in diesem Raum eingenommen werden können, Ausdruck relativer und objektiver Besser- oder Schlechterstellung.

„Insoweit die zur Konstruktion des Raums herangezogenen Eigenschaften wirksam sind, läßt sich dieser auch als Kräftefeld beschreiben, das heißt als ein Ensemble objektiver Kräfteverhältnisse, die allen in das Feld Eintretenden gegenüber sich als Zwang auferlegen und weder auf die individuellen Intentionen der Einzelakteure noch auf deren direkte Interaktionen zurückführbar sind (ebd., S. 10).“

Dennoch steht Bourdieu durch die Betonung der Vielschichtigkeit, eben Mehrdimensionalität des sozialen Raums, gewissermaßen auch in Opposition zur traditionellen Klassensoziologie marxistischer Prägung und vor allem deren „sturen“ Ökonomismus (an dieser Stelle sei auch an die Ausführungen des ersten Kapitels bzgl. des Übergangs der „Klasse an sich“ zur „Klasse für sich“ erinnert). Bourdieu bricht ganz bewusst mit dieser einseitigen Beschränkung auf die Sphäre des Ökonomischen, indem er innerhalb des sozialen Raums mehrere Felder ansiedelt, in denen jedes eigenständigen Gesetzen gehorcht. Der gemeinsame Nenner dieser Felder und damit auch die klassensoziologische Perspektive ist darin zu sehen, dass die Kräfteverhältnisse innerhalb der einzelnen Felder durch die Verfügung über Kapital bestimmt werden.

Mit Kapital ist hier jedoch nicht nur ökonomisches Kapital gemeint. Außer dem Ökonomischen Kapital führt Bourdieu weiterhin auch die Begriffe „Kulturelles Kapital“ und „Soziales Kapital“ ein (vgl. z.B. 1997b, S. 49 ff.). Insgesamt vertritt er die Ansicht, dass soziale Zusammenhänge in ihrer gesamten Komplexität nur dann angemessen beschrieben und verstanden werden können, wenn der Begriff des Kapitals in seiner ganzen umfassenden Bedeutung jenseits der wirtschaftswissenschaftlichen Definition verstanden werde. So stehen den objektivierten, materiellen und fassbaren Formen von Kapital und Besitz, auch inkorporierte, also

verinnerlichte und andere nicht-materielle Formen gegenüber, die nach Bourdieu von nicht minder großer Bedeutung sind.

Dieser Grundgedanke lässt sich anhand der von Bourdieu beschriebenen Formen kulturellen Kapitals veranschaulichen. Kulturelles Kapital kann demnach in inkorporierter, in objektivierter und in institutionalisierter Form bestehen (vgl. z.B. ebd., S. 53). Die objektivierte Form kulturellen Kapitals wäre demnach in „fassbaren“ materiellen Gütern wie z.B. Büchern, Gemälden oder Musikinstrumenten zu sehen. Deren materielle Aneignung setzt allerdings wiederum den Besitz ökonomischen Kapitals voraus. Neben der materiellen Aneignung können Kulturgüter jedoch auch „symbolisch“ angeeignet werden (S. 59, ebd.). Mit dieser „symbolischen Aneignung“ ist hier gewissermaßen die praktische oder kognitive Kompetenz gemeint, das z.B. materiell besessene Buch auch lesen und „verstehen“, das Gemälde „einordnen“ (z.B. Maler, Stil, Epoche) und interpretieren oder das Musikinstrument spielen zu können. Diese Kompetenz, dieses Wissen stellt wiederum inkorporiertes kulturelles Kapital dar.

Die allgemeinste Form kulturellen Kapitals könnte demnach unter der Überschrift Bildung zusammengefasst werden. Diese Form von Kapital kann nicht im monetären Sinne gekauft werden. Sie erfordert das persönliche Engagement und die persönliche Aufwendung von Zeit desjenigen, der kulturelles Kapital zu erlangen wünscht. Diese Aufwendung von Zeit geht über den Verbleib in den schulischen Institutionen hinaus und beinhaltet auch die außer- und vorschulische Erziehung in der Familie. Ferner kann der Erwerb kulturellen Kapitals nicht an andere Personen delegiert werden, sondern muss persönlich und „eigenhändig“ vollbracht werden.

„Wer am Erwerb von Bildung arbeitet, arbeitet an sich selbst, er >>bildet<< sich. Das setzt voraus, dass man >>mit seiner Person bezahlt<<, wie man im Französischen sagt. D.h., man investiert vor allen Dingen Zeit, aber auch eine Form von sozial konstituierender Libido, die libido sciendi, die alle möglichen Entbehrenungen, Versagungen und Opfer mit sich bringen kann. (...) Inkorporiertes Kapital ist ein Besitztum, dass zu einem festen Bestandteil der Person, zum Habitus geworden ist; aus >>Haben<< ist >>Sein<< geworden(ebd., S.55 f.).“

Doch auch wenn der Erwerb kulturellen Kapitals in seinen inkorporierten Formen so gesehen eine objektiv messbare und individuell zurechenbare Leistung darstellt, verläuft seine „Verteilung“ nicht unabhängig von klassenspezifisch unterschiedlichen Zugangsvoraussetzungen, denn „es ist unmittelbar ersichtlich, dass

die zum Erwerb erforderliche Zeit das Bindeglied zwischen ökonomischen und kulturellem Kapital darstellt. Unterschiedliches Kulturkapital in der Familie führt zunächst zu Unterschieden beim Zeitpunkt des Beginns des Übertragungs- und Akkumulationsprozesses, sodann zu Unterschieden in der Fähigkeit, den im eigentlichen Sinne kulturellen Anforderungen eines langandauernden Aneignungsprozesses gerecht zu werden. In engem Zusammenhang damit steht die Tatsache, daß ein Individuum die Zeit für die Akkumulation von kulturellem Kapital nur so lange ausdehnen kann, wie ihm seine Familie freie, von ökonomischen Zwängen befreite Zeit garantieren kann (ebd., S. 59).“

Der Erwerb kulturellen Kapitals funktioniert demnach nach eigenen „Spielregeln“ und dem Kapital als solchem kommt eine eigenständige Bedeutung zu. Dennoch ist es im Sinne Bourdieus nicht unabhängig von der Verfügung über ökonomisches Kapital und von objektiv bestehenden Macht- und Herrschaftsstrukturen. Diese Strukturen deuten sich u.a. auch in der dritten Form kulturellen Kapitals, namentlich dem institutionalisierten, an. Eigentlich handelt es sich bei dieser Kapitalform auch um eine inkorporierte. Dennoch hat sie eine eigenständige, um nicht zu sagen sich verselbstständigende Qualität, indem sie ihrem Besitzer in erster Linie in Form von Bildungstiteln oder anderen allgemeingültigen und anerkannten Qualifikationszertifikaten zuerkannt wird. Diese Art kulturelles Kapital ist sozusagen rechtlich garantiert (vgl. ebd., S. 61) und unterscheidet seinen Träger ganz maßgeblich von jemandem, der über die faktisch gleiche Bildung oder das gleiche Wissen verfügt, aber eben nicht über den entsprechenden Titel. Erst der am Ende institutionalisierter Bildungswege und -prozeduren stehende Titel garantiert seinem Inhaber z.B. das Recht, bestimmte Tätigkeiten oder Berufe ausüben zu können. Beim Versuch, zu institutionalisiertem kulturellem Kapital zu gelangen, können geringste Unterschiede in den Leistungen weitreichende Folgen haben. Denn hier herrscht das „Alles-oder-Nichts-Prinzip“, das zwischen dem letzten erfolgreichen und dem ersten durchgefallenen Prüfling „brutale Diskontinuitäten“ produziert (ebd., S. 62). Aufgrund der praktisch „verrechtlichten“ Ansprüche, die der Titel einbringt, ist es natürlich in erster Linie seine ökonomische Verwertbarkeit, die seine Attraktivität ausmacht.

„Weil der Titel das Produkt einer Umwandlung von ökonomischem in kulturelles Kapital ist, ist die Bestimmung des kulturellen Wertes eines Titelinhabers im Vergleich zu anderen unauflöslich mit dem Geldwert verbunden, für den er auf dem

Arbeitsmarkt getauscht werden kann; denn die Bildungsinvestition hat nur Sinn, wenn die Umkehrbarkeit der ursprünglichen Umwandlung von ökonomischem in kulturelles Kapital zumindest teilweise objektiv garantiert ist (ebd., S.62 f.).“

In diesem Zitat deutet sich eine weitere Grundregel des Bourdieuschen sozialen Raums an. Die einzelnen Kapitalsorten, die in den unterschiedlichen Feldern und Dimensionen des Raums die Stellung ihres Besitzers bestimmen, sind demnach also prinzipiell transferierbar. So kann ökonomisches Kapital in kulturelles Kapital umgewandelt werden, das, wenn es z.B. in institutionalisierter Form vorhanden ist, prinzipiell wieder in ökonomisches Kapital umgesetzt werden könnte.

Gerade im spezifischen Charakter des institutionalisierten kulturellen Kapitals findet sich jedoch noch ein weiteres wichtiges Element der klassensoziologischen Perspektive Bourdieus. Denn die Wertigkeit oder auch Verwertbarkeit kulturellen Kapitals unterliegt offensichtlich Regeln, die sich der individuellen Kontrolle entziehen. D.h., welche Form von Wissen oder Bildung gesellschaftliches Ansehen genießt oder gute ökonomische Verwertbarkeit verheißt, ist teils institutionell reguliert, teils über stabile soziale Normen festgelegt. In diesem Sinne ist also Kultur nicht gleich Kultur. Vielmehr existiert eine sozusagen legitime oder legitimierte Form von Kultur, der andere gesellschaftlich weniger anerkannte und somit „wertlosere“ Formen nicht legitimer Kultur gegenüberstehen:

„Die illegitime freie und freiwillige Bildung - das angehäuften Wissen des Autodidakten ebenso wie die >>Erfahrung<<, die in und durch die Praxis, mithin außerhalb der zu ihrer Vermittlung und Legitimierung beauftragten Institutionen erworben wird (...) - wird ausschließlich in ihrer technischen Effizienz anerkannt, hat keinen sozialen Mehrwert und setzt sich letztlich sogar (wie die illegale Ausübung ärztlicher Hilfe) der juristischen Verfolgung aus, sollte sie einmal aus dem Privatraum heraustreten und mit dem amtlich zugelassenen Fachwissen in Konkurrenz treten wollen (1994, S. 50 f.).“

Diese Unterscheidung in legitime und nicht-legitime Kultur ist gerade im Bereich der Bildung und des institutionalisierten kulturellen Kapitals leicht nachvollziehbar. Sie setzt sich nach Ansicht Bourdieus jedoch in den Bereichen des Freizeitverhaltens und des Kulturkonsums bis in die letzten Winkel individueller Lebensstile und Geschmacksurteile fort, wovon später noch etwas ausführlicher die Rede sein soll. Wenn jedoch überhaupt von legitimer Kultur gesprochen werden kann,

stellt sich zunächst die grundsätzliche Frage, wer oder was für diese Legitimierung verantwortlich ist, und somit auch die Frage nach Herrschaft und Macht. Diejenigen, die im Sinne Bourdieus Macht und Herrschaft bewusst oder unbewusst ausüben können, die in der Lage sind, Begriffe und Kategorien, Sinn und Erkennen zu erschaffen und sozial zu etablieren, sind letztlich diejenigen, die innerhalb des sozialen Raums die höheren und besten Positionen einnehmen, da sie über entsprechend viel Kapital (eben nicht nur im ökonomischen Sinne) verfügen.

Diese „Klasse“ ist natürlich um den Erhalt ihres Status bemüht und daher daran interessiert, ihre Kultur als die vermeintlich objektiv relevante, wertvollere und gesellschaftlich anerkannte zu etablieren. Ein in diesem Sinne sehr gutes Beispiel stellt die Sprache dar. Die offizielle, die innerhalb bestimmter institutionell regulierter Situationen angemessene und auch sozial erwartete Sprache ist die der „höheren“ Schichten und Klassen. So ist für Bourdieu jede Kommunikationsbeziehung auch eine Machtbeziehung (vgl. 1997c). Diese Machtbeziehung innerhalb der Kultur, wie z.B. der Sprache, zu erkennen, bedeutet für ihn gleichermaßen „die verborgenen Mechanismen der Macht“ (ebd., S. 81) zu entlarven.

Dementsprechend ist auch die dritte Kapitalform, mit der innerhalb des sozialen Raumes „gewirtschaftet“ werden kann, noch deutlicher und offensichtlicher mit der Frage nach Macht und Herrschaft verbunden. Gemeint ist das „Soziale Kapital“. Diese Kapitalform umschreibt gewissermaßen die Gesamtheit sozialer Beziehungen, über die ein Individuum verfügt und die es gegebenenfalls zu seinem Vorteil „mobilisieren“ kann. Primär bedeutet soziales Kapital daher die „Zugehörigkeit zu einer Gruppe“ (1997b, S. 63). Je höher der Status, das Ansehen, also das Gesamtkapital, über das eine Gruppe als ganze verfügt, desto größer ist das soziale Kapital jedes einzelnen Mitgliedes der Gruppe. Denn „es dient ihnen allen gemeinsam als Sicherheit und verleiht ihnen im weitesten Sinne des Wortes Kreditwürdigkeit (ebd.).“ Im Begriff des sozialen Kapitals steckt also noch wesentlich deutlicher als beim kulturellen Kapital der direkte Bezug zu Bourdieus Entwurf einer Klassengesellschaft, in der sich die Klassen nicht nur durch unterschiedliche Verfügungsmöglichkeiten über die verschiedenen Kapitalarten, sondern auch durch unterschiedliche Möglichkeiten der Teilnahme an Herrschaft unterscheiden.

Im Begriff des sozialen Kapitals wird weiterhin direkt die soziale Gruppe thematisiert und der Klassenbegriff somit nicht nur im Sinne von Macht, sondern auch im Sinne der sozialen Gemeinschaft formuliert. Über die soziale

Gemeinschaft kann der einzelne in diesem Sinne „über sich hinauswachsen“, denn „der Umfang des Sozialkapitals, das der Einzelne besitzt, hängt demnach sowohl von der Ausdehnung des Netzes von Beziehungen ab, die er tatsächlich mobilisieren kann, als auch vom Umfang des Kapitals (...), das diejenigen besitzen, mit denen er in Beziehung steht (ebd., S. 64).“ Somit weist also das soziale Kapital explizit über die Einheit des Individuums hinaus und deutet somit auf die Existenz gesellschaftlicher Klassen oder zumindest identifizierbare Klassenverhältnisse hin.

4.3.2. Klasse, Habitus und Sozialstruktur

Wenn wir von Bourdieu als einem Klassensoziologen sprechen, müssen wir uns vergegenwärtigen, dass sich Bourdieus Klassengedanke in einigen Punkten ganz wesentlich vom marxistisch geprägten Klassenbegriff unterscheidet. Der klassen-soziologische Kern steckt bei Bourdieu in der Betonung gesellschaftlicher Machtverhältnisse, in der Unterscheidung gesellschaftlicher Gruppen, die Herrschaft ausüben, die Regeln festlegen und bestimmen *können*, und solcher Gruppen, die diese Möglichkeit nicht haben und anders als die „Mächtigeren“ mit dem Leben und auskommen müssen, was ihnen diese zugestehen. Dennoch sind Bourdieus Klassen keine politischen Klassen, sie sind weder organisiert noch verfügen sie über ein kollektives Klassenbewusstsein noch müssen sich die beteiligten Subjekte überhaupt der gesellschaftlichen Mechanismen bewusst sein, die ihr Leben bestimmen. Klasse bedeutet bei Bourdieu auch im sozialstrukturellen Sinne eher etwas Relatives, etwas nicht klar Abgrenzbares. Klasse besteht eher im Verhältnis zueinander als in einer klar umrissenen Gestalt oder Identität. Dies soll das Modell oder die Metapher vom sozialen Raum verdeutlichen. Im sozialen Raum - gleich dem geographischen - stehen Individuen in unterschiedlichen Entfernungen zueinander. Je größer die Nähe innerhalb des sozialen Raums, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass die entsprechenden Personen irgendeine Form sozialer Beziehung zueinander entwickeln können. Je größer die Entfernung, desto unwahrscheinlicher die soziale Verbindung. Dennoch, und in diesem Operieren mit theoretischen Wahrscheinlichkeiten durchaus auch im Sinne Webers, ist der Zusammenschluss der im Raum am nächsten Stehenden niemals unausweichlich, die Annäherung der Entferntesten niemals unmöglich (vgl. 1985, S. 12 f.). Die

Klasse im eigentlichen Sinne bleibt ein theoretisches Konstrukt, ein statistisch-empirischer Hilfsbegriff. In der sozialen Realität meint Klasse für Bourdieu Nähe und Distanz, Ähnlichkeit und Unterschied sowie die damit verbundenen differierenden Wahrscheinlichkeiten des Zusammentreffens.

Wie oben erläutert, bestimmt sich die Position innerhalb des sozialen Raums und damit auch die Distanz zu den anderen Akteuren über den Besitz der unterschiedlichen Kapitalformen, die gleich Karten unterschiedlicher Wertigkeit in einem Spiel innerhalb der einzelnen Felder oder Dimensionen des Raums eingesetzt werden können. Doch auch wenn hier in letztlich doch eindeutiger Homologie zum Ökonomischen von Kapital die Rede ist, ist dies den Akteuren selbst nicht zwangsläufig in gedanklichen Kategorien von Besitz und Wert bewusst. Dies geschieht über die bereits angesprochene Inkorporierung, die Verinnerlichung der eigenen objektiven Position durch den Habitus.

Der Habitus ist das verbindende Element zwischen der objektiven Position im sozialen Raum und den konkreten Praktiken, Geschmackspräferenzen, Einstellungen und Gewohnheiten, sprich den individuellen Lebensstilen. Vor allem die Grenzen und Möglichkeiten, welche die objektive Position kennzeichnen, werden psychisch zum Habitus „verarbeitet“, verinnerlicht und dadurch auch subjektiv akzeptiert oder angenommen. Hier liegt der Kern der Differenz Bourdieus zum Marxschen Klassenbild, denn die Ausbildung des Habitus gehorcht zum großen Teil den Notwendigkeiten und Beschränkungen, welche die soziale Umwelt und die dort vorherrschenden Verhältnisse dem Individuum „auferlegen“:

„Auf dieses System geht die fortlaufende Umwandlung der Notwendigkeit in Strategien, der Zwänge in Präferenzen zurück, wie auch die von mechanischer Determinierung freie Erzeugung aller für die klassifizierenden und klassifizierten Lebensstile konstitutiven >>Entscheidungen<<, deren Sinn bzw. Wert sich aus ihrer spezifischen Position im Rahmen eines Systems von Gegensätzen und Wechselbeziehungen herleitet. Die selbst nur zur Tugend erhobene Not, will selbst fortwährend aus der Not eine Tugend machen und drängt zu >>Entscheidungen<<, die der gegebenen sozialen Lage, aus der es hervorgegangen ist, im vornherein angepaßt sind. Wie in all den Fällen hinlänglich sichtbar wird, wo es in der Folge einer veränderten gesellschaftlichen Position auch zu einem grundlegenden Wandel in Lebensverhältnissen kommt, die, aus denen der Habitus erwachsen ist, sich mit denjenigen nicht mehr decken, innerhalb deren er funktio-

niert und seine eigentümliche Wirksamkeit gesondert aufgewiesen werden kann, ist es der Geschmack - der >>Luxusgeschmack<< so gut wie der >>Notwendigkeitsgeschmack<< oder die Entscheidung für das Unvermeidliche, und kein üppiges oder mäßiges Einkommen -, der die objektiv an diese Finanzmittel angepaßten Praktiken bestimmt. Der Geschmack bewirkt, dass man hat, was man mag, weil man mag, was man hat, nämlich die Eigenschaften und Merkmale, die einem de facto zugeteilt und durch Klassifikation de jure zugewiesen werden (1994, S. 285 f.).“

Hier wird deutlich, was Bourdieu meint, wenn er von den „verborgenen Mechanismen der Macht“ (z.B. 1997c) spricht. Selbst der „reine“ individuelle Geschmack, die persönliche Neigung, ist in diesem Sinne letztlich Spiegel objektiver Verhältnisse, indem er das verinnerlicht oder sich zu eigen macht, was ihm aufgrund seiner gesellschaftlichen Stellung ohnehin zusteht. Da sich dieser Prozess durch die Entwicklung eines entsprechenden Habitus praktisch unbewusst vollzieht, bleibt die darunter „verdeckte“ Reproduktion von Machtverhältnissen, das Akzeptieren des Status Quo, eher ein sozialpsychologischer als ein politischer Prozess. Die Entlarvung dieser Illusion, die Politisierung dessen, was als unpolitisch gilt, nämlich der Konsum von Kultur, der Geschmack bis hin zum wörtlichen Schmecken von Zunge und Gaumen (vgl. z.B. 1994, S. 286 ff.), ist ein zentrales Anliegen Bourdieus und gleichfalls sein Versuch dem Klassenbegriff neues Leben „einzuhauchen“.

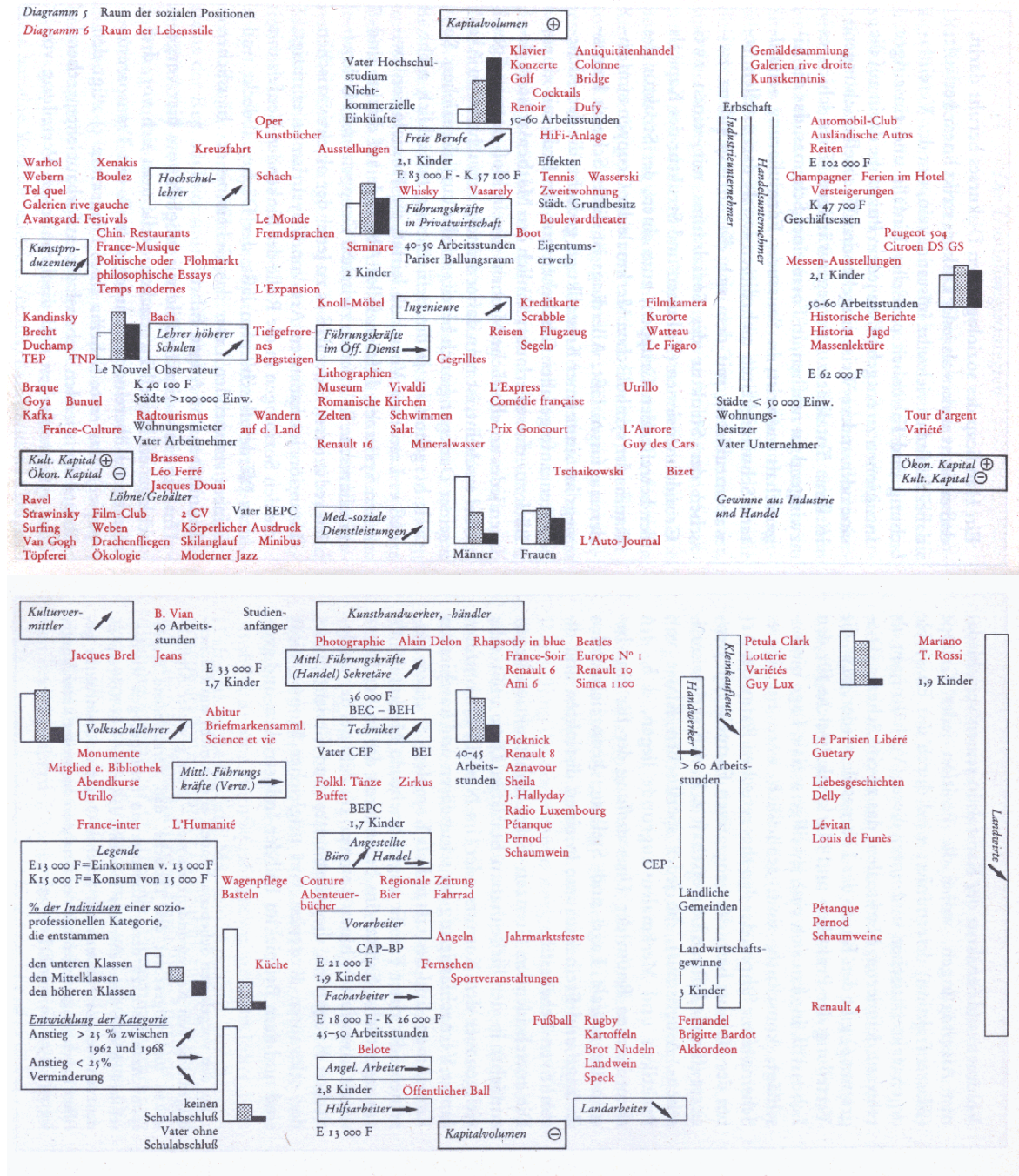
„Wider die charismatische Ideologie, die Geschmack und Vorliebe für legitime Kultur zu einer Naturgabe stilisiert, belegt die wissenschaftliche Analyse den sozialisationsbedingten Charakter kultureller Bedürfnisse (1994, S.17).“

Somit entsteht innerhalb Bourdieus theoretischem Sozialstrukturkonzept wie auch seiner empirischen Umsetzung eine interessante Doppelschichtigkeit. Auf der einen Seite kann er sich mit Hilfe seines Habitus-Modells deutlich von der traditionellen Klassen- und Schichtungssoziologie abheben. Ganz im Gegenteil zu deren grundsätzlicher Perspektive stehen bei ihm kulturelle Praktiken, individuelle Geschmackspräferenzen und Verhaltensweisen explizit im Zentrum des Forschungsinteresses. Dadurch entsteht ein wesentlich differenzierteres und vielschichtigeres Bild sozialer Strukturen, das über die „Beschränktheit“ vornehmlich ökonomisch geprägter Perspektiven hinausweist. Empirisch verwirklicht ergibt sich so in der Tat eine detaillierte „Soziale Landkarte“, die nicht nur die Abbildung der

4. Soziale Ungleichheit zwischen objektiven Bedingungen und subjektiven Möglichkeiten

relativen Positionen erlaubt, sondern diese bis hin zu Literaturvorlieben oder dem bevorzugten Mineralwasser zu illustrieren vermag. Eine detaillierte Darstellung dieses sozialen Raums und somit auch der empirischen Ergebnisse Bourdieus zeigt die Abb.: 4.3.1:

Abb. 4.3.1. Raum der sozialen Positionen und Raum der Lebensstile



Quelle: Bourdieu 1987, S. 212 f.

Hebt sich Bourdieu einerseits auf diese Weise von der Eindimensionalität und abstrahierenden „Adlerperspektive“ anderer vertikaler Strukturmodelle ab, so behält er andererseits jedoch eine weiterhin streng vertikale Perspektive und deren deterministischen Grundcharakter bei, ja macht ihn in gewisser Weise eher noch zwingender, noch „erdrückender“. Denn die „Gewalt“ gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse oder objektiver Ungleichheiten verlässt hier endgültig die Sphäre primär ökonomischer Zusammenhänge und dringt praktisch bis in die hintersten Winkel der menschlichen Psyche vor, wo sie durch den Habitus zu stabilen Dispositionen verarbeitet und verinnerlicht wird. Der Habitus trägt somit die Bedeutung sozialer Ungleichheit von der Bedeutungsebene des „Habens“ auf die des „Seins“. Welche Möglichkeiten und welche Fragen in Bourdieus Ansatz jenseits dieses auf den ersten Blick durchaus teilweise deterministisch anmutenden Charakters stecken, soll im folgenden Abschnitt genauer betrachtet werden.

4.3.3. Elias, Bourdieu und die theoretischen Möglichkeiten des Habitus-Konzeptes

Zunächst hat auch Bourdieus Konzept rein konzeptionell betrachtet jene Vorteile, die auch Elias in Verbindung mit dem Habitus-Begriff sieht. Dieser hatte ja - wie zuvor dargelegt - für die theoretischen Vorteile, die mit einer entsprechenden Perspektive verbunden sind, plädiert, da sie in der Lage seien, Sinn und Bedeutungen von Gesellschaft und Individuum in sich zu vereinen und somit die „Entweder-Oder“ Semantik, die diesen beiden Begriffen missverständlicherweise anhafte, überwinden könnte. In der sozialen Persönlichkeit und somit auch in den individuellen Geschmackshaltungen, Ansichten und Lebensstilen, so seine plausible Argumentation, gehen beide Elemente eine Art Symbiose ein. Dementsprechend stellt der spezifische Habitus eines Menschen, die individuelle Ausformung eines mit anderen geteilten und über Sozialisationsprozesse vermittelten Gruppenhabitus dar, der durch die soziale Herkunft geprägt sein dürfte. Das „Kräfteverhältnis“ beider Elemente sei jedoch prinzipiell flexibel und hänge vom spezifischen Charakter und den objektiven Gegebenheiten innerhalb der jeweiligen Gesellschaft ab. Soweit stellt also der Ansatz Elias ein zunächst sehr allgemeines und somit offenes theoretisches Konzept dar, dass sowohl in einer stark wie auch einer weniger individualisierten Gesellschaftsform funktionieren kann, da

es nicht an eine konkrete Gestalt von Sozialstruktur gebunden ist, sondern eher einen gewissen theoretischen Blickwinkel vorgibt, in dem prinzipiell verschiedene Formen von tatsächlichen gesellschaftlichen Verhältnissen denkbar sind. Mit Blick auf die gegenwartssoziologischen Fragestellungen innerhalb der Sozialstrukturanalyse scheint das Habitus-Konzept daher ein vielversprechender Ansatzpunkt zu sein.

Die „Entweder-Oder“-Frage zwischen vertikalen und horizontal-individualistischen Ansätzen kann nicht plausibel beantwortet werden. Wie die zuvor in dieser Arbeit angestellten Untersuchungen und Analysen gezeigt haben, ist auch das horizontale Paradigma weit davon entfernt, ein überzeugendes holistisches Konzept für die sozialen Strukturen der vermeintlich modernisierten und individualisierten Gesellschaft zu sein oder zu werden. Die greifbaren empirischen Argumente der beiden konkurrierenden Grundpositionen halten sich zumindest die Waage und belegen, dass ein starres Beharren auf einem rein vertikalen oder horizontalen Paradigma zur Folge hätte, dass weite Teile der sozialen Realität a priori theoretisch wie methodisch ausgeblendet würden. Diesen Luxus kann und sollte sich die Gesellschaftswissenschaft aber *gerade* in Zeiten der Veränderung nicht leisten, wenn sie die Veränderung nicht nur konstatieren, sondern auch verstehen will. Wenn wir also in der heutigen Gesellschaft sowohl Elemente von Individualisierung als auch von fortbestehenden sozialen Ungleichheiten im vertikalen Sinne vorfinden, ist die einzig logische und Erkenntnisfortschritt versprechende Konsequenz, theoretische und methodische Ansätze zu finden, die beide Seiten miteinander verbinden können. Das Habitus-Konzept wird dieser Anforderung auf der theoretischen Ebene zunächst gerecht und scheint somit eine gute Möglichkeit zu sein, die beschriebenen Gegensätze zu überwinden.

Der gewichtigste Unterschied zwischen dem gedanklichen Ansatz Elias und der Arbeit Bourdieus ist zuallererst darin zu sehen, dass Bourdieu sich keineswegs auf eine allgemeine Theorie beschränkt. Ihm geht es in erster Linie um die Analyse konkreter sozialer Strukturen und Verhältnisse. Seine Ausformung einer differenzierten Theorie des Sozialen Raums und des Habitus ist demgemäß „anwendungsbezogen“ und wie bereits gezeigt bis hin zu einer unglaublich detaillierten sozialen „Landkarte“ auch empirisch umgesetzt und verwirklicht worden. So gesehen ist es natürlich interessant zu betrachten, zu welchen Ergebnissen die konkret-empirische Umsetzung eines habitustheoretischen Ansatzes bei Bourdieu

geführt hat. Die Konzeptualisierung des Begriffs bei Bourdieu entspricht zunächst in etwa dem Vorschlag Elias. Zuerst steht der Habitus auch bei Bourdieu für so etwas wie die soziale Persönlichkeit. Der Habitus ist nicht „Haben“, sondern „Sein“ und beinhaltet das komplette Ensemble subjektiver Gewohnheiten, Einstellungen und Dispositionen, die in letzter Konsequenz direkter „Verursacher“ tatsächlichen Verhaltens und realer Lebensstile sind. Als vermittelndes Element zwischen der objektiven Struktur des sozialen Raumes und der subjektiven sozialen Realität stellt er weiterhin auch die subjektiv-individuelle Verarbeitung objektiver Gegebenheiten innerhalb der sozialen Umwelt dar. Soweit entspricht Bourdieus Habitus auf der theoretischen Ebene der allgemeinen Definition, die auch Elias für diesen Begriff vorschlägt.

Haben wir zuvor vom Habitus-Konzept als einem vermutlich geeigneten theoretischen Ansatz zur Analyse der scheinbar widersprüchlichen Verhältnisse gegenwärtiger, von Individualisierungsprozessen geprägten, Gesellschaften gesprochen, scheinen die empirischen Ergebnisse Bourdieus auf den ersten Blick nicht unbedingt geeignet, diese These zu untermauern. Wenngleich er im Gegensatz zur traditionellen Klassen- und Schichtungssoziologie der gesamten Dimension der Kultur eine auch im strukturellen Sinne eigenständige Beschaffenheit und Funktion beimisst und diese zu seinem eigentlichen Forschungsgegenstand erhebt, entgeht er dadurch zwar dem abstrakten Ökonomismus marxistisch geprägter Klassensoziologie, die resultierende Gesellschaftsstruktur im Sinne der identifizierbaren Gruppen und Gemeinschaftsformen bleibt jedoch eindeutig dem Klassenparadigma verhaftet.

Ganz im Gegenteil zur Individualisierungsthese stärkt das von Bourdieu entwickelte Gesellschaftsbild eher noch die These der prägenden Kraft objektiver Ungleichheiten und befördert die Frage nach Macht und Herrschaft sogar bis in die kleinsten Details individueller Lebensführung. Auch seine Unterscheidung der verschiedenen Kapitalarten ist keineswegs gleichbedeutend mit einer eindeutigen Relativierung der Bedeutung des Ökonomischen, denn der Wert des kulturellen und sozialen Kapitals bestimmt sich ja nicht zuletzt zum größten Teil durch dessen Transferierbarkeit in ökonomische Werte und materiellen Besitz.

In diesem Zusammenhang ist es nicht verwunderlich, dass Bourdieu in der Argumentation der Modernisierungsvertreter allenfalls eine periphere Rolle spielt und

„gerne“ zum modernen, aber mittlerweile leider überholten Klassiker „weggelobt“ wird (vgl. z.B. Flaig u.a. 1997, S. 39 ff.).

Letztlich erscheint sein Ansatz vielen Befürwortern horizontaler Strukturmodelle zu eindeutig klassensoziologisch geprägt und somit auch in so starkem Maße deterministisch und funktionalistisch, dass er den Verhältnissen pluralisierter Gesellschaftsformen nicht mehr gerecht werden könne (vgl. z.B. Hradil 1989). Was für die französische Gesellschaft der 60´er und 70´er Jahre möglicherweise gegolten haben mag, sei z.B. auf die Bundesrepublik seit den 80´er Jahren nicht mehr anwendbar. In diesem Punkt deutet sich jedoch auch ein mögliches Verständnisproblem seiner Kritiker an. Wenn sie mit dem Argument der unterschiedlichen Gestalt modernisierter Gesellschaften zu der Art von Gesellschaft, die Bourdieu empirisch untersucht hat, argumentieren und aus diesem Grund seine theoretische Perspektive und den Habitus-Ansatz generell verwerfen, verwechseln sie offenbar Theorie mit Empirie. Denn der Grundgedanke des Habitus-Konzeptes bleibt von dieser Art Einwand unberührt.

Dies wird deutlich, wenn wir uns an dieser Stelle noch einmal die Ausführungen Elias vergegenwärtigen. In dessen allgemeiner Habitusdefinition spielt es eine zentrale Rolle, dass das relative Verhältnis zwischen objektiver Prägung und individueller Ausformung per se ein flexibles ist. Unter diesem Aspekt betrachtet würde die Tatsache, dass z.B. die gegenwärtige Gesellschaft der Bundesrepublik vermutlich in größerem Maße individualisiert sein dürfte als die seinerzeit von Bourdieu untersuchte Französische kein „theoretisches“ Problem darstellen. Eine objektive Lage könnte somit prinzipiell bei entsprechenden Individualisierungsmöglichkeiten zu verschiedenen Habustypen ausgeformt werden, *ohne* dass diese theoretisch nur noch der rein individuellen und von objektiven Ungleichheiten unabhängigen Präferenz zugeschrieben werden müssten. Innerhalb solcher differierender Habitusgestalten und auch innerhalb verschiedener kultureller Praxisformen die fortwährende Bedeutung sozialer Ungleichheiten erkennen zu können, ist darüber hinaus eine Notwendigkeit, die Bourdieu unabhängig vom Klassengedanken in konkret struktureller Hinsicht richtig erkannt und überzeugend dargelegt hat. Dies belegen auch die im dritten Kapitel analysierten empirischen Daten. Denn auch ungeachtet der Frage nach gesellschaftlichen Gruppen und Vergemeinschaftungsformen bestehen soziale Unterschiede und ungleiche Chancen und Voraussetzungen eindeutig fort. Die Untersuchung der Fragen nach

z.B. dem Zusammenhang von sozialer Schichtung und Teilnahme an Herrschaft, Bildung oder Kriminalität lässt eine Interpretation der beobachteten Verhältnisse im Sinne der Bourdieuschen Unterscheidung von legitimer und „weniger“ legitimer Form von Kultur (z.B. im Bereich der Sprache) durchaus plausibel erscheinen. Auch in diesem Kontext dürfte also der Versuch, den Erfordernissen einer zeitgemäßen Sozialstrukturanalyse mit Hilfe eines flexiblen Habitus-Konzeptes gerecht werden zu wollen, sinnvoll.

Dennoch ist der Habitus-Begriff bis zu diesem Punkt der hier angestellten Überlegungen in erster Linie abstrakt und theoretisch geblieben. Im nächsten Schritt soll daher der Versuch unternommen werden, diesen theoretischen Rahmen mit ersten inhaltlichen Anhaltspunkten zu mehr Kontur und konkreter Gestalt zu verhelfen.

4.4. Geteilte Lage, differierender Habitus - eine empirisch orientierte Annäherung

Ist in den vorherigen Abschnitten die theoretische Definition und Reichweite des Habitus-Begriffs als vorstellbarem Konzept zur Interpretation und Untersuchung der pluralisierten Sozialstruktur modernisierter Gesellschaften erörtert worden, gilt es, diese Rahmenbedingungen nun in Hinsicht auf deren konkrete Anwendbarkeit hin auszuformen und zu konkretisieren.

Dass vom Habitus-Konzept in der aktuellen Individualisierungsdiskussion nur in sehr begrenztem Maße die Rede ist, könnte die Folge eines gewissermaßen theoretischen Missverständnisses sein. Da die Arbeiten Bourdieus vermutlich die einzigen und mit Sicherheit die populärsten sind, in denen nicht nur der Begriff verwendet wird, sondern auch zu detaillierter methodischer Ausformung und empirischer Anwendung gelangt, ist es eher die von ihm konkret ermittelte Sozialstruktur als sein theoretisches Konzept, das gegenwärtig im Vordergrund der Betrachtung steht. Sicherlich wird niemand bezweifeln, dass sich die französische Gesellschaft zum Zeitpunkt der Untersuchungen Bourdieus maßgeblich von z.B. der gegenwärtigen bundesdeutschen unterscheiden dürfte. Gerade aus diesem Grunde ist es nicht plausibel anzunehmen, dass die Anwendung seiner Perspektive oder des Habitus-Konzeptes generell bei Untersuchung unterschiedlicher sozialer Strukturen dieselben Ergebnisse produzieren müsse. Dies wird umso deutlicher, wenn man sich ein Stück weit von der konkreten empirischen Ausformung des Begriffs bei Bourdieu löst und sich etwas mehr an der allgemeinen Definition des Habitus, den Elias formuliert hat, orientiert. Den Habitus-Begriff mit einer eindimensionalen Klassenstruktur gleichzusetzen, wäre daher oberflächlich und voreilig. Denn betrachtet als individuelle Ausformung einer sozusagen im Ursprung sozialen „Ausgangslage“, gibt es keinen schlüssigen Grund anzunehmen, dass eine objektiv geteilte Lage stets genau gleiche Habitus-Formen hervorbringen müsse. Wenn das Ausmaß des individuellen „Inputs“ prinzipiell als flexibel betrachtet wird, ist es durchaus schlüssig anzunehmen, dass sich die Anzahl der typisierbaren Habitusformen oder Lebensstile unter entsprechenden Voraussetzungen pluralisiert. Dennoch sind diese Lebensstile im Sinne der hier vorgeschlagenen Habitusdefinition nie gänzlich unabhängig von objektiven Strukturen und Ungleichheiten.

Betrachtet man die bislang entwickelten Lebensstil- und Milieumodelle, die nach Alternativen zum vertikalen Paradigma der Schichtungs- und Klassensoziologie suchen, ist der gemeinsame Ausgangspunkt oder der Grundkonsens, den sie miteinander teilen, in erster Linie die Kritik an den bislang gebräuchlichen eindimensionalen Strukturperspektiven. Die dort vertretene Annahme über soziale Ungleichheiten oder Differenzierungen, die subjektive Lage sei weitgehend von objektiven Gegebenheiten bestimmt oder geprägt, ist nach Meinung der Vertreter neuerer Strukturkonzepte schlicht und einfach von den realen Verhältnissen überholt worden. Angesichts der Tatsache, dass teilweise bei vergleichbaren objektiven Lagen mitunter deutlich unterschiedliche Lebensstile entstehen, seien eindimensional vertikale und somit auch grob abstrahierende Strukturmodelle nicht mehr geeignet, die tatsächlichen Verhältnisse angemessen abzubilden oder zu interpretieren.

Dennoch ist es, wie gezeigt werden konnte, wenig überzeugend, aus dieser mithin nicht bestreitbaren Sachlage zu folgern, „modernisierte“ Lebensstile müssten gänzlich unabhängig von objektiven Ungleichheiten betrachtet werden. Letztlich spricht vieles dafür, dass sich beide Dimensionen überschneiden, und genau das ist der Grund, warum sich auch die entsprechenden Lebensstil- und Milieumodelle als holistische Konzepte nicht bewährt haben.

Die Ausgangslage bleibt dennoch dieselbe: Geteilte objektive Lagen bringen teilweise unterschiedliche Lebensstile hervor, welche die resultierenden gesellschaftlichen Strukturen vielfältiger und komplexer erscheinen lassen. Aus diesem Grund sind homogene Großgruppen im Sinne von Klassen oder Schichten nicht mehr ohne weiteres identifizierbar. Ausgehend von der hier vertretenen integrativen Habitusperspektive müssten die beobachtbaren Individualisierungstendenzen in dem Sinne interpretiert werden, dass sich im Zuge der Veränderung allgemeiner sozialer Rahmenbedingungen (wie von Beck beschrieben) das Verhältnis zwischen dem objektiven und dem subjektiven Anteil bei der Ausbildung spezifischer Habitusformen derart verändert hat, dass eine Verschiebung „zugunsten“ der individuellen Seite stattgefunden hat. Das heißt, die Grenzen, die durch die objektiven Gegebenheiten gesetzt werden, haben sich teilweise gelockert, die Möglichkeiten individueller Entfaltung sind dementsprechend angewachsen.

Vieles spricht dafür, dass die Individualisierungstendenzen und -prozesse innerhalb der Gegenwartsgesellschaft in diesem Sinne (und damit ja auch

durchaus im Sinne der Modernisierungsvertreter) interpretiert werden können. Weiterhin spiegelt die bislang zugängliche empirische Sachlage genau jenes im Habitus-Konzept theoretisch angelegte Zusammenwirken sozialer und individueller Bedingungen wider, aus dem sich die konkreten Schwierigkeiten der aktuellen Bemühungen um eine zeitgemäße Sozialstrukturanalyse ergeben. Somit können an diesem Punkt der Analyse folgende Thesen aufgestellt werden:

1. Im Rahmen der weitreichenden Veränderungen allgemeiner objektiver Lebensbedingungen (siehe z.B. Beck) sind Individualisierungsmöglichkeiten entstanden, die sich strukturell in einer Diversifizierung von Lebensstilen niederschlagen. Gleiche objektive Lagen bringen mitunter verschiedene Lebensstile oder Mentalitäten hervor.
2. Trotz dieser identifizierbaren Pluralisierungstendenzen sprechen viele theoretische und empirische Argumente dafür, dass individuell-subjektive Lagen dennoch nicht unabhängig von objektiven sozialen Bedingungen entstehen und wirken. Ferner bestehen soziale Ungleichheiten, vor allem im Sinne von ungleichen Chancen und Voraussetzungen, eindeutig fort.
3. Daher sind auch modernisierte oder individualisierte Lebensstile als Resultat des Zusammenwirkens struktureller Bedingungen und deren individueller Ausformung aufzufassen - subjektive Möglichkeiten treffen sozusagen auf objektive Bedingungen.
4. Zeitgemäße Formen von Sozialstrukturanalyse bedürfen daher einerseits flexiblerer und andererseits „integrativer“ theoretischer und methodischer Perspektiven, die sowohl der Dynamik der Veränderung als auch dem Zusammenwirken objektiver und subjektiver Faktoren gerecht werden können.
5. Der hier vorgeschlagene und entwickelte Habitus-Ansatz erfüllt diese Anforderungen und „funktioniert“ auch jenseits der „Entweder-Oder“ Terminologie der aktuellen Diskussionen.

4.4.1. Modernisierte Milieustrukturen und pluralisierte Habitusformen

Interessanterweise sind es gerade die konkreten empirischen Ergebnisse der Modernisierungsvertreter, welche die hier vertretene Perspektive anschaulich bestätigen. Als Beispiele sei hier noch einmal auf die Sinus-Milieus und die von Schulze ermittelte Milieu-Struktur der „Erlebnisgesellschaft“ hingewiesen.

Zunächst soll an dieser Stelle noch einmal an die bereits im zweiten Kapitel dargestellte Abb. 2.4.4. erinnert werden. Dort wird die Lage der Sinus-Milieus in einem zweidimensionalen Raum veranschaulicht, in dem die vertikale Achse den objektiven Status, im Sinne einer Schichtzuordnung darstellt, während auf der horizontalen Achse der Modernisierungsgrad der Lebensstile sichtbar wird.

Obwohl das Sinus-Milieu-Modell, wie im zweiten Kapitel ausführlich dargelegt, letztlich eine primär individualistische Perspektive vertritt, in der objektiv-sozio-ökonomische Faktoren lediglich rein deskriptiv verwendet werden, lässt sich das hier vorgeschlagene Habitus-Konzept an diesem Beispiel durchaus illustrieren. Ungeachtet aller methodischen und theoretischen Zweifel an den Sinus-Milieus zeigt sich dort, dass bei vergleichbaren objektiven Lagen unterschiedliche Milieuzugehörigkeiten entstehen können. Ebenso erstrecken sich einige (nämlich in erster Linie die modernisierten) Milieus auf der vertikalen Ebene über verschiedene objektive Statusgruppen oder Schichten. Dies entspricht der auch hier vertretenen These von der Erweiterung individueller Handlungsspielräume und Wahlmöglichkeiten. Andererseits zeigt sich jedoch auch, dass jene Erweiterung individueller Möglichkeiten nicht völlig unabhängig von der objektiven sozialen Lage verläuft. So finden sich für jede objektive Lage nur eine begrenzte Zahl bestimmter Milieus, und jedes einzelne Milieu deckt nur einen bestimmten Abschnitt der vertikalen Verteilung ab. Von dieser Verteilung ausgehend ist also einerseits eine deutlich sichtbare Diversifizierung, andererseits auch eine objektive Begrenzung individueller „Spielräume“ zu konstatieren. Selbst die „modernsten“, also innerhalb der Verteilung am weitesten links angesiedelten Milieus erstrecken sich zwar über die breite Mitte der vertikalen Verteilung, stoßen jedoch „oben“ und „unten“ an durchaus typische objektive Grenzen. Dies wird noch deutlicher, wenn man sich ein Stück weit vom graphischen Eindruck der Abb. 2.4.4. löst, der auch durch die dort vorgenommene Schichteinteilung mit der dreifach unterteilten Mittelschicht entsteht. Sollte man unabhängig von dem dort angewendeten

Schichtungsmodell eine vertikale Ordnung der Milieus vornehmen wollen, lägen diese „natürlichen“ (sich aus der Verteilung ergebenden relativen) vertikalen Grenzen einmal im unteren Drittel der „Unteren Mittelschicht“ direkt oberhalb der Arbeitermilieus und weiterhin unterhalb des „Konservativ Gehobenen“ und des „Technokratisch Liberalen“, also jeweils die oberen Grenzen und Bereiche der „mittleren“ Milieus durchlaufend oder tangierend. Auf diese Weise ergäbe sich also eine aus der Milieustruktur abgeleitete vertikale Ordnung, die sich in etwa folgendermaßen darstellen würde:

Abb. 4.4.1. Vertikale Struktur der Sinus Milieus

Objektive Lage	Milieuzugehörigkeit
Eher überdurchschnittlich privilegierte Statusgruppen	Konservativ Gehobenes Milieu Technokratisch liberales Milieu
Durchschnittlich privilegierte Statusgruppen	Hedonistisches Milieu Aufstiegsorientiertes Milieu Neues Arbeitermilieu Kleinbürgerliches Milieu
Eher unterdurchschnittlich privilegierte Statusgruppen	Traditionelles Arbeitermilieu Traditionsloses Arbeitermilieu

Natürlich stellt eine solche absichtlich vereinfachende Darstellung keine allgemeingültige oder punktgenau differenzierende Verteilung dar. Aber im Sinne typischer objektiver Lagen und relativer Wahrscheinlichkeiten, die für den quantitativen Kern oder das Zentrum der jeweiligen Milieus gelten, ist die vorgenommene grobe Zuordnung sicherlich legitim. Auf diese Weise deutet sich zumindest an, dass auch jenseits der Möglichkeit einer exakten Einordnung in ein konkretes Schichtmodell ein vertikales Muster existiert und sichtbar gemacht werden kann. Darüber hinaus zeigt sich auch, dass die Individualisierung subjektiver Lagen in erster Linie in der auch quantitativ breiten Mitte der Gesellschaft zu konstatieren ist, in der sich mit dem „Aufstiegsorientierten“ und dem „Kleinbürgerlichen“ auch Milieus lokalisieren lassen, die durchaus „traditionelle“ Mittelschicht-Mentalitäten zeigen. Ausgehend davon, dass es bekanntermaßen auch gerade jene (im vertikalen Sinne) „mittleren“ sozialen Gruppen gewesen sind, die von den

großen übergreifenden Veränderungen der vergangenen Jahrzehnte, wie z.B. der Bildungsexpansion, am meisten profitierten, stellt auch dies keine Überraschung dar und untermauert zudem, dass eben nicht alle gesellschaftlichen Gruppen im gleichen Maße an den Pluralisierungstendenzen und –möglichkeiten teilhaben.

Unterstellt man also, dass die von Sinus ermittelte Milieustruktur einen im Wesentlichen korrekten Eindruck der gegenwärtig beobachtbaren sozialen Milieus oder Lebensstile der Bundesrepublik vermittelt, können sie im Kern ihrer Milieudefinitionen auch im Sinne verschiedener Habitus-Formen interpretiert werden. Da ja die Sinus-Milieus in erster Linie um Einstellungen und Werthaltungen zentriert sind, würden sie in unserem Sinne eine Art lebensweltlichen Ausdruck verschiedener subjektiver Habitusformen darstellen. Da der hier vertretenen These entsprechend im Habitus soziale und individuelle Faktoren zusammenwirken und in ihrem Verhältnis zueinander (den jeweiligen äußeren Umständen entsprechend) flexibel sind, stellt die im Rahmen der Sinus-Milieu-Forschung ermittelte Pluralisierung von Lebensstilen keinen Widerspruch zur Habitus-Theorie dar. Angesichts der tatsächlichen Zunahme individueller Möglichkeiten und Freiräume hat sich der individuelle Anteil an den entwickelten Habitusformen entsprechend vergrößert und für bestimmte gesellschaftliche Gruppen zu einer erwartungsgemäßen Diversifizierung individueller Lagen geführt.

Das hieße, dass ähnliche objektive (Ausgangs-)Lagen individuell zu unterscheidbaren Erscheinungsformen des Habitus verarbeitet werden. Auch der mögliche Einwand, der Einfluss der objektiven Lage sei gerade aufgrund der beobachtbaren Diversifizierung ja nicht mehr plausibel nachzuweisen, kann hier nicht gelten. Die Gleichung wird zwar komplizierter, aber deswegen nicht zwangsläufig unmöglich oder unnötig. Angenommen, zwei Personen besitzen einen gewissen gleichen Geldbetrag, können sie sich zwar unterscheiden in dem, was sie mit ihrem Geld anfangen, gemeinsam bleibt ihnen aber *wie viel* Geld sie ausgeben *können* und was sie u.U. dafür *nicht* bekommen. Das bedeutet, ihre objektive Ausgangslage, in diesem Falle also der Besitz eines bestimmten Geldbetrages, setzt ihnen definitiv gemeinsame Grenzen und eröffnet ihnen ebenso eine gemeinsame Bandbreite an Möglichkeiten. Dieses simple Beispiel einmal weitergedacht, ist es auch plausibel, dass verschiedene Habitusformen von einer

bestimmten objektiv-strukturellen Lage in spezifischer Weise geprägt werden können, ohne genau gleiche Erscheinungsformen anzunehmen.

Wenn wir z.B. an diesem Punkt von der Bourdieuschen Maxime ausgehen, dass der Habitus letztendlich objektiven Notwendigkeiten gehorcht, sind im Falle des hier dargestellten Exempels verschiedene Strategien der subjektiven Verarbeitung denkbar. Zunächst einmal hat eine bestimmte Person, die über den Geldbetrag „X“ verfügt, die Möglichkeit, ihr Augenmerk hauptsächlich auf Verwendungsmöglichkeiten zu richten, die jener Betrag ermöglicht oder aber auf solche, für die er nicht ausreicht. Im ersten Fall wird das Geld voraussichtlich ohne längeres Zögern für diejenige Sache, die den größten Nutzen oder das größte Vergnügen verspricht und für die entsprechende Summe zu haben ist, ausgegeben werden. Eine solche Verhaltensweise, die vom zeitlichen Bezug her auf das Hier und Jetzt ausgerichtet ist, wäre wohl am typischsten für einen hedonistisch geprägten Habitus. Im zweiten Fall könnte das Geld angelegt oder aufgehoben werden in der Absicht, zu einem späteren Zeitpunkt über eine größere Summe verfügen zu können und somit die objektive Ausgangslage zu verbessern. Eine solche Vorgehensweise wäre quasi zukunftsgerichtet und erfordert wahrscheinlich auch die Investition von Zeit und Arbeit. Innerhalb dieses einfachen Beispiels entspräche sie vielleicht einem aufstiegsorientierten Habitus. Der individuelle Unterschied zum Hedonisten wäre derjenige, dass diesem die Anstrengungen und Bemühungen der Aufstiegsorientierung zu aufwendig und die Aussicht auf Erfolg möglicherweise zu vage erscheinen. Ausgehend davon, dass beide imaginäre Personen über einen gesicherten mittleren Status verfügen, ist sozialer Aufstieg somit auch keine materielle Notwendigkeit, sondern eher eine prinzipiell zur Verfügung stehende Möglichkeit. Eine vorstellbare Abwandlung des zukunftsorientierten Verhaltens wäre auch das Sparen des Geldes für „schlechtere Zeiten“, dem Bedürfnis nach Sicherheit und Erhalt des Status entsprechend. Dieser „ängstlichen oder negativen Zukunftsorientierung“ könnte der kleinbürgerliche Habitus zugeschrieben werden. Somit könnten also drei verschiedene Verhaltensweisen, die Ausdruck einer grundlegenden Disposition und somit eines Habitus wären, unterschieden werden. Dennoch sind alle drei Verhaltensweisen individuelle Verarbeitung einer gemeinsamen objektiven Ausgangslage und durch die Wahrnehmung der ebenso objektiven Grenzen und Möglichkeiten, die diese Ausgangslage bietet, in spezifischer Weise geprägt. Zumindest auf der Ebene dieses kleinen unmethodischen

Gedankenspiels ist es weiterhin auch durchaus beabsichtigt, dass theoretisch durchaus vorstellbare Interpretationsmöglichkeiten für die differierenden Mentalitäten der drei großen und auch quantitativ wesentlichen „Mittelschichtmilieus“ entwickelt bzw. angedacht wurden. Auf diesem Wege deutet sich zumindest an, dass die Habitus-Formel durchaus auch pluralisierten sozialen Verhältnissen gewachsen ist.

Modernisierte Habitusformen, Milieus oder Lebensstile stellen demnach keine Loslösung von objektiven strukturellen Bedingungen dar, sondern andere bzw. neue Strategien der subjektiven „Verarbeitung“ dieser äußeren Gegebenheiten. Denkbar erscheint auch, dass beobachtbare Individualisierungstendenzen, speziell in der breiten Mitte der Gesellschaft, einer Art natürlichem Distinktionsbedürfnis entsprechen, das auf der objektiven Ebene allein nicht mehr hinreichend befriedigt werden kann. Überhaupt möglich geworden ist diese Diversifizierung jedoch zunächst durch die hier bereits hinreichend beschriebene Erweiterung individueller Spielräume in beinahe allen sozial relevanten Dimensionen der Lebensführung.

Schließt man mit Schulzes Erlebnis-Milieus eine weitere populäre Milieustudie in die hier angestellten Überlegungen ein, fällt es sogar noch leichter, die erhobenen Daten im Sinne eines Habitus-Ansatzes zu interpretieren. Bedurfte es bei den Sinus-Milieus noch etwas genaueren Hinsehens, die durchaus erkennbaren Strukturen der Verteilung wahrzunehmen, stellen sich diese bei Schulze wesentlich offensichtlicher dar. Wie im zweiten Kapitel dargelegt, ermittelte Schulze im Gegensatz zu Sinus lediglich 5 verschiedene Milieus. Diese Differenz dürfte in erster Linie seiner etwas anderen methodischen Vorgehensweise entsprechen. Im Kern zwar ebenso individualistisch, was die Interpretationsmöglichkeiten der ermittelten Struktur angeht, wie Sinus, ist seine konkrete Milieustruktur dennoch „gröber“. Im Gegensatz zu den Sinus-Milieus sind seine Milieutypen inhaltlich etwas allgemeiner gehalten. Zudem geht er bei der empirischen Ermittlung der konkreten Milieustruktur von einer Kombination aus Alter und Bildung als sozusagen milieukonstituierender Grundkategorie aus, um der Tautologie zu entgehen, die Milieueinteilung am manifesten Stiltypus selbst auszurichten (vgl. 1995, S. 187). Die resultierenden fünf Milieus charakterisieren die identifizierten Stiltypen dementsprechend eher in Richtung genereller Dispositionen als im Sinne differenziert ausformulierter Werthaltungsschemata wie etwa bei den Sinus-Milieus. Der Unter-

schied verdeutlicht sich bei einer Gegenüberstellung der verwendeten Milieubezeichnungen. Findet sich z.B. bei Schulze das „Selbstverwirklichungsmilieu“, so ist noch nicht näher bezeichnet, in welche „Richtung“ sich die Angehörigen dieses Milieus verwirklichen wollen. Diesem allgemeinen Aspekt „Selbstverwirklichung“ ließen sich innerhalb der von Sinus verwendeten Begriffe z.B. das „Hedonistische“, das „Alternative“ oder auch das „Technokratisch Liberale“ Milieu zuordnen. Schulzes „Harmoniemilieu“ entsprächen bei Sinus das „Kleinbürgerliche“ und das „Traditionelle Arbeitermilieu“ usw. (vgl. a. S. 393, ebd.).

Die Ausdifferenzierung unterschiedlicher Milieus oder Habitusformen bei gleichen objektiven Lagen fällt dementsprechend bei Schulze nicht so vielfältig aus wie bei Sinus. Ebenso lassen sich seine Milieus auch im Sinne einer vertikalen Struktur noch klarer zuordnen und bestätigen somit noch deutlicher als die Sinus-Milieus die Kompatibilität mit dem hier vertretenen Habitus-Ansatz. So benennt er bei den Kurzbeschreibungen der ermittelten Milieus konkret die jeweils typischen objektiven Lagen und ermöglicht es damit, die ermittelten Milieus einem vertikalen Schichtungsmodell zuzuordnen (s.a. Kap.2). Auf diese Weise können mit dem „Harmoniemilieu“ und dem „Unterhaltungsmilieu“ zwei Milieus für die Unterschicht bzw. untere Mittelschicht identifiziert werden, während sich mit dem „Integrationsmilieu“ und dem „Selbstverwirklichungsmilieu“ zwei Mittelschichtmilieus konstatieren lassen. In den gehobenen strukturellen Lagen schließlich findet sich bei Schulze lediglich das „Niveaumilieu“. Angesichts der identifizierbaren typischen objektiven Positionen einerseits und der Ausbildung verschiedener Milieus bei gleichen objektiven Lagen andererseits spiegelt sich das theoretisch „zweigleisige“ Habituskonzept in den empirischen Ergebnissen Schulzes perfekt wider. Wollte man versuchen, die hinter Schulzes Milieusegmentierung wirksamen Habitusformen zu skizzieren, könnten die innerhalb vergleichbarer objektiver Lagen differierenden Habitustypen im Sinne einer Unterscheidung zwischen traditionelleren und modernisierteren Lebensweisen und Einstellungen interpretiert werden. Die folgende Abbildung zeigt, wie Schulze diese Differenz zwischen traditionellen und modernisierten Lebens- und Anschauungsweisen inhaltlich typisiert und deutet:

Abb. 4.4.2. Milieuspezifische existentielle Anschauungsweisen

Existentielle Anschauungsweisen			Milieu
Ich-Welt-Bezug	Primäre Perspektive	Variante der normalen existentiellen Problemdefinition	
Weltverankert Die Welt wird als gegeben vorgestellt, das Ich wird einem dominierenden Aspekt der vorgestellten Welt zugeordnet	Hierarchie (Bezug: Welt)	Streben nach Rang (Zuordnungsrichtung: Ich→Welt)	Niveaumilieu
	Soziale Erwartungen (Bezug: Welt)	Streben nach Konformität (Zuordnungsrichtung Ich→Welt)	Integrationsmilieu
	Bedrohung: (Bezug: Welt)	Streben nach Geborgenheit (Zuordnungsrichtung Ich→Welt)	Harmoniemilieu
Ichverankert Das Ich wird als gegeben vorgestellt, die Welt wird einem dominierenden Aspekt des vorgestellten Ich zugeordnet	Innerer Kern (Bezug: Ich)	Streben nach Selbstverwirklichung (Zuordnungsrichtung Welt→Ich)	Selbstverwirklichungsmilieu
	Bedürfnisse (Bezug: Ich)	Streben nach Stimulation (Zuordnungsrichtung Welt→Ich)	Unterhaltungsmilieu

Quelle: Schulze 1995, S. 261

Diese interessante Charakterisierung der Schulze-Milieus liefert auch vielversprechende Hinweise für die Interpretation entsprechender Habitusformen. Da hier ja sozusagen die ganz grundsätzliche Dispositionen der jeweiligen Subjekte bzw. ihre allgemeine Perspektive auf die Welt und ihre soziale Existenz wiedergegeben werden, wäre in dem, was Schulze hier die „existentielle Problemdefinition“ nennt, auch das Fundament der beteiligten bzw. ursächlichen Habitusformen zu sehen. Wenn wir uns an dieser Stelle also wiederum einige „freie“ Überlegungen zu den möglichen Habituscharakteren der Schulze-Milieus erlauben, müssen wir zunächst wieder an der zuvor erwähnten Unterscheidung zwischen traditionelleren und modernisierten Milieus ansetzen. Davon ausgehend, dass ein Habitus im Zusammenspiel zwischen objektiven Grenzen und einer subjektiven Bandbreite von Möglichkeiten entsteht und die gegenwärtigen Individualisierungstendenzen mit einer Verschiebung der „alten“ Balance in Richtung individueller Optionen zusammenhängt, ist zunächst festzustellen, dass die traditionelleren Milieuformen die „neuen“ Möglichkeiten offensichtlich nicht oder nur in geringerem Maße wahrnehmen. Dass sich innerhalb der Gesellschaft nicht alle sozialen Gruppen in gleichem Maße individualisiert zeigen und auch nicht allen dieselbe Chance zur

Individualisierung gegeben ist, ist in dieser Arbeit mehrfach aufgezeigt worden. Wird versucht die beteiligten Habitusformen zu identifizieren, stellt sich gleichzeitig auch die Frage nach dem „Warum“ der bestehenden Unterschiede - eine Frage, die ein holistisches Milieu- oder Lebensstilmodell nicht zu stellen in der Lage ist.

Wenn also eine bestimmte objektive Lage einerseits spezifische Grenzen setzt, andererseits aber auch innerhalb dieser Grenzen verschiedene Möglichkeiten offeriert, zwischen denen individuell gewählt werden könnte, ist es vielleicht die grundsätzlichsste Unterscheidung innerhalb der möglichen Wahrnehmung einer solchen objektiven Situation, ob jemand sein Augenmerk mehr auf die *Grenzen* oder mehr auf die *Möglichkeiten* legt. Jede objektive Lage oder Situation enthält ein bestimmtes Maß an Chance zur Verbesserung und auch ein bestimmtes Maß an Gefahr der Verschlechterung. Möglicherweise stellt diese Unterscheidung einen wesentlichen Faktor bei der Entwicklung unterschiedlicher Habitusformen dar. Ausgehend von Schulzes Milieu-Struktur und seiner Definition der „existentiellen Problemdefinitionen“ erscheint eine entsprechende Betrachtungsweise sehr interessant. Sowohl im Bereich der unterdurchschnittlichen wie auch im Bereich der durchschnittlichen Statuslagen finden sich jeweils zwei Milieus (und damit auch Habitusformen), die sich in dieser Hinsicht maßgeblich unterscheiden. Mit dem „Selbstverwirklichungsmilieu“ und dem „Unterhaltungsmilieu“ lassen sich zwei Milieus bestimmen, die, wenn auch auf unterschiedliche Weise, einer sozusagen außengerichteten, aktiven, auf ihre objektive Situation (mit dem Ziel der positiven Veränderung) einwirkenden Lebensweise nachgehen. Ihre Handlungsmotivation scheint es zu sein, die sich bietenden Optionen soweit wie möglich auszunutzen, also die Chancen wahrzunehmen. Sie wählen also ganz bewusst aus der Summe der zur Verfügung stehenden Optionen diejenigen aus, die Ihren individuellen Bedürfnissen am besten entsprechen. Das „Harmoniemilieu“ und das „Integrationsmilieu“ folgen in diesem Sinne eher einer anpassenden, einer bewahrenden Semantik. Die weitgehende Kontrolle innerhalb eines begrenzten sozialen Wirkungsfeldes und das eher passiv-akzeptierende Eingliedern in bestehende Strukturen stehen im Vordergrund der subjektiven Motivation. In diesem Sinne wird das, was von den moderneren Milieus als eher positive Möglichkeit eingeschätzt wird, hier eher als Unsicherheit gesehen, welche die Möglichkeit des Verlustes in sich birgt und vor der eine möglichst homogene persönliche soziale Umwelt schützen soll, welche somit erhalten und gestärkt werden muss.

Auch die größere Vielfalt der Sinus Milieus spricht nicht dagegen, dass diese grundsätzliche Unterscheidung von wesentlicher Bedeutung für die Ausbildung verschiedener Habustypen sein könnte, da sie sich ja nicht grundsätzlich von Schulzes Milieus unterscheiden und, wie zuvor angedeutet, zum großen Teil durchaus im Sinne einer weiteren inhaltlichen Ausdifferenzierung der allgemeiner definierten Erlebnismilieus interpretiert werden können.

Unabhängig davon zeigt sich jedoch auch bei Schulze, dass im begrenzten Maß unterschiedliche Milieus oder Lebensstile bei gleichen oder ähnlichen objektiven Lagen entstehen können und dass sie, trotz ihrer prinzipiellen Pluralisierung, nicht unabhängig von objektiven Lagen entstehen müssen. Jedem Milieu kann eine relativ typische objektive Lage zugesprochen werden, sodass offenbar bei Weitem nicht jeder Lage jedes Milieu zugänglich ist. Aufgrund der prinzipiellen Erweiterung individueller Möglichkeiten können geteilte Lagen jedoch subjektiv unterschiedlich interpretiert werden und dadurch unterschiedliche Verhaltensmuster und Habitusformen entstehen.

Der Habitus als individuelle Ausformung einer objektiven und sozialen Grundlage variiert dementsprechend mit der Vielzahl der Möglichkeiten, die jene Ausgangsposition bietet, und ist dennoch immer auch objektiv durch sie geprägt. Dass der Habitus mithin jedoch kein lediglich abstraktes oder theoretisches Konstrukt bleiben muss, deutet sich bei näherer Betrachtung der hier analysierten Milieuforschungen ebenfalls an. Die empirisch gewonnenen Typisierungen der Sinus- und Schulze-Milieus liefern auch genügend inhaltliche Anhaltspunkte, den verschiedenen vermuteten Habitusformen auch zu konkreter Gestalt zu verhelfen. Denn dass ihre Daten (trotz der wissenschaftlichen Notwendigkeit weiterer empirischer Bestätigung und Verbesserung) in Verbindung mit der theoretisch umfassenderen Habitus-Perspektive außerordentlich wertvoll sein können, ist unabhängig von der Kritik an ihrer Interpretation als holistische, horizontal zentrierte Sozialstrukturmodelle unbestritten.

4.4.2. Alter und Bildung - strukturelle Ansatzpunkte zur individuellen Diversifizierung

Ist in den vorherigen Teilabschnitten gezeigt worden, dass das theoretisch flexible Habitus-Konzept gut geeignet erscheint, die pluralisierten Verhältnisse der post-modernen Gesellschaft zu erfassen und zu interpretieren, soll im Folgenden ein weiterer Schritt weg vom Theoretisch-Abstrakten hin zu konkreten Prozessen, Erscheinungen und deren Bedingungen unternommen werden.

Ausgehend davon, dass auch innerhalb mehr oder weniger individualisierter Erscheinungsformen sozialer Strukturen der individuelle Habitus grundsätzlich immer Resultat des Zusammenwirkens objektiver und subjektiver Faktoren ist, konnte gezeigt werden, dass es durchaus schlüssig erscheint anzunehmen, dass gleiche objektive Lagen unterschiedliche Habitusformen hervorbringen können, je nachdem wie sie individuell interpretiert und verarbeitet werden. Dennoch sind diese Habitusformen strukturiert und innerhalb spezifischer Grenzen durch die objektive Lage geprägt und somit nicht das Resultat weitgehend unabhängiger individueller Präferenz. Diese Annahme findet ihre Bestätigung vor allem auch in den vorliegenden empirischen Ergebnissen der populärsten horizontal angelegten Milieustudien von Schulze und Sinus. Um zu einem besseren Verständnis jener pluralisierten sozialen Verhältnisse zu gelangen, ist es der nächste logische Schritt, der Frage nachzugehen, welche Faktoren charakteristisch für die Ausbildung welcher Art von Habitus sind. Wenn also einer hypothetischen objektiven Lage mehrere (dennoch typische) subjektive Habitusformen entsprechen können, gilt es zu untersuchen, an welchem „Punkt“ der Biographie und unter welchen spezifischen Voraussetzungen sich die Wege, ausgehend von der ursprünglich geteilten Ausgangslage, trennen.

Die bislang vorliegenden Untersuchungen zu diesem Aspekt erzielten insgesamt vergleichbare Ergebnisse (z.B. Georg 1996, Spellerberg 1996). Dementsprechend fasst Hradil (1996, S.22) sinngemäß zusammen, dass es mittlerweile als durchaus gesichertes Erkenntnis anzusehen sei, dass soziokulturelle Gefüge, also Lebensstile und Milieus, wesentlich von den Faktoren Alter, Lebensform, Bildungsgrad und Geschlecht bestimmt seien. Der logischen Konsequenz des Zusammenhangs zwischen (innerem) Habitus und (äußeren) Lebensstilen folgend, müssten es also

auch diese Variablen sein, die mit der Ausbildung spezifischer Habitusformen in Zusammenhang stehen.

Ausgehend davon, dass es grundsätzlich problematisch erscheint, Lebensstile oder Milieus in Abhängigkeit von „Lebensformen“ betrachten zu wollen, da letztere im ersteren ja gewissermaßen beinhaltet sind und Fragen nach geschlechtsspezifischen Unterschieden auf dieser allgemeinen Ebene der Betrachtung noch nicht greifen, scheinen vor allem Alter und Bildung maßgebliche Faktoren bei der Ausdifferenzierung differierender Habitus-Gestalten zu sein.

Dieser Annahme entsprechen auch die Erlebnis-Milieus Gerhard Schulzes. Dort ist eine Kombination aus Alter und Bildung Grundlage der empirisch ermittelten Milieu-Segmentierung. Dass sich auf dieser Basis eine identifizierbare Milieu-Struktur ergibt, zeigt, dass beide Faktoren von maßgeblicher Bedeutung sein müssen. Wie bereits dargelegt, konnte Schulze mit dem Unterhaltungs- und dem „Harmoniemilieu“ zwei unterschiedliche Milieus für die eher unterprivilegierten Statuslagen identifizieren. Gleiches gilt für die mittleren in etwa durchschnittlichen Lagen mit dem Selbstverwirklichungs- und dem „Integrationsmilieu“. Evidentestes Unterscheidungsmerkmal für die horizontale Differenzierung, also die Differenzierung zwischen den Milieus, die vergleichbare objektive Lagen repräsentieren, ist hier das Alter. „Unterhaltungs“-/„Harmoniemilieu“ und „Selbstverwirklichungs“-/„Integrationsmilieu“ werden die Altersstruktur betreffend als jeweils „jünger (unter 40)“ und „älter (über 40)“ (Schulze 1995, S. 277 ff.) typisiert. Hierbei sind es erwartungsgemäß die „älteren“ Milieus, welche die eher traditionellen „weltverankerten“ Werte und Perspektiven verkörpern, während es die „jungen“ Milieus sind, die durch die neuen lt. Schulzes Begriffsbildungen „Ich-verankerten“ Anschauungsweisen verkörpert werden. Die Annahme, dass das Alter eine der wichtigsten milieukonstituierenden Variablen darstellt, bestätigt sich auch bei der Analyse der Alterstruktur der Sinus Milieus, wie die Abb. 4.4.3. im Überblick zeigt.

Abb. 4.4.3. Altersstruktur der Sinus Milieus

Ungefährer objektiver Status	Milieubezeichnung/Alter	
	Traditioneller Habitus	Modernisierter Habitus
Eher überdurchschnittlicher Status	Konservativ gehobenes Milieu Alter: höher, „größter Anteil älterer Menschen, 50% über 55 J.“	Technokratisch-liberales-Milieu Alter: keine genaueren Angaben
Eher durchschnittlicher Status	Kleinbürgerliches Milieu Alter: höher, „sehr großer Anteil älterer Menschen“	Hedonistisches Milieu Alter: niedriger, „fast zwei Drittel jünger als 40 j.“ Alternatives Milieu Alter: keine genaueren Angaben
Eher unterdurchschnittlicher Status	Traditionelles Arbeitermilieu Alter: höher, „Milieu ist überaltert“	Neues Arbeitermilieu Alter: niedriger, „jüngstes Milieu, drei Viertel unter 35 J.“

Zusammengestellt nach Flaig u.a. 1997, S. 59 ff.

Leider finden sich in den entsprechenden Veröffentlichungen keine genaue Zahlen zur Altersstruktur der Sinus-Milieus. Dort, wo Angaben gemacht werden, bestätigt sich jedoch eindeutig, dass Alter ganz wie bei Schulzes Erlebnis-Milieus ein entscheidender Faktor bei der Entstehung von Milieuzugehörigkeiten sein dürfte. Die Grundformel dieses Zusammenhangs zwischen Alter und Milieuzugehörigkeit oder den entsprechenden Habitusformen ist offensichtlich: „Je jünger, desto wahrscheinlicher modernisiert“ und umgekehrt „Je älter, desto wahrscheinlicher sind traditionelle, konservativere Lebensformen“. Auch dort, wo wir über keine expliziten Angaben verfügen, lässt sich jedoch ohne allzu spekulativ zu werden annehmen, dass die entsprechende Altersstruktur nicht im Widerspruch zum konstatierten Grundtrend steht. Auch dort ist davon auszugehen, dass die in der horizontalen Ebene moderneren Milieus „jünger“ sein dürften als die traditionelleren Milieus des vergleichbaren objektiven Status. So ist anzunehmen, dass das „Technokratisch liberale Milieu“ mit großer Wahrscheinlichkeit „jünger“ ist als das „Konservativ gehobene“, während das „Aufstiegsorientierte“ und das „Alternative“ wahrscheinlich „jünger“ als das „Kleinbürgerliche“ sind. Wobei jene Milieus, deren Alter in den Milieubeschreibungen Flaigs u.a. nicht näher bestimmt werden, ver-

mutlich diejenigen sind, die im Großen und Ganzen weder überdurchschnittlich jung noch alt sind. Auch dies entspricht der Annahme, dass die Modernität des Habitus oder der Individualisierungsgrad der entsprechenden Lebensstile ganz maßgeblich mit dem Alter zusammenhängt. Denn es sind eben jene Milieus, die sich in der horizontalen Verteilung exakt in der Mitte befinden und somit auch eine durchschnittliche Altersverteilung erwarten lassen. Einzige Ausnahme stellt hier vielleicht das ohnehin „wedschrumpfende“ „Alternative Milieu“ dar, wenngleich auch hier die Annahme schlüssig erscheint, dass dessen Alterstruktur eher „jünger“ sein dürfte.

Grundsätzlich zeigen sowohl die Daten von Sinus wie auch die von Schulze einen deutlichen Zusammenhang zwischen Alter und Milieuzugehörigkeit. Bezogen auf die Habitus-Theorie lässt sich feststellen, dass anscheinend überall dort, wo bei vergleichbaren objektiven Lagen unterschiedliche Habitusformen anzutreffen sind, in der Regel zwischen mehr oder weniger modernisierten Habitusformen unterschieden werden kann und dass diejenigen Gruppen mit dem „moderneren“ Habitus auch die jüngeren Alters sind. Stellt also der Habitus, wie hier angenommen, die individuell-subjektive Ausformung einer objektiv vorgegebenen Situation oder Lage dar, so ist das Alter offensichtlich ein maßgeblicher Faktor für die individuellen Differenzen, die letztlich ursächlich für die Pluralisierung von Habitusformen sind.

Ebenso wie das Alter spielt auch der Faktor Bildung ohne Zweifel eine große Rolle bei der Identifizierung von Milieus und Lebensstilen. Am offensichtlichsten wiederum bei Schulze mit der Kombination Alter/Bildung als Grundlage der Milieustruktur, aber auch bei den Sinus-Milieus und praktisch allen Untersuchungen zum Thema Individualisierung und modernisierte Sozialstruktur (z.B. Spellerberg 1996, Vester u.a. 1993, Gluchowski 1987) spielt Bildung eine zentrale Rolle bei der Charakterisierung der ermittelten Milieus und Lebensstile.

In gewisser Weise scheint Bildung jedoch im Zusammenhang mit der Frage nach Individualisierung und Pluralisierung eine gewissermaßen doppelte Funktion zu haben. Auf der einen Seite stellt Bildung auch bei der Unterscheidung von theoretisch horizontal konzipierten Milieustrukturen die direkteste Verbindung zur vertikalen Strukturierung und somit auch Hinweis auf das Fortbestehen entsprechender Ungleichheiten dar. Innerhalb Schulzes Modell hat jedes der ermittelten Milieus einen identifizierbaren Bildungscharakter, der für die darunter

subsummierten Individuen als typisch anzusehen ist. Das „Niveaumilieu“ wird dort als gebildet, das „Integrationsmilieu“ als mittelmäßig, das „Selbstverwirklichungsmilieu“ als mittel bis hoch und das „Unterhaltungs“- sowie „Harmoniemilieu“ als relativ gering gebildet beschrieben (vgl. Schulze 1995, S. 277 ff.).

Während also das Alter im direkten Zusammenhang mit der horizontalen Differenzierung steht, verlaufen die Bildungsunterschiede zwischen Milieus entsprechend der vertikalen Strukturierung. Das heißt, sowohl auf Seiten der eher traditionellen Milieus und Habitusformen wie auch bei den modernisierten gehen die objektiven Statusunterschiede mit entsprechenden Unterschieden im Bildungsniveau einher. Auch dies erscheint schlüssig angesichts der Tatsache, dass es sich beim Faktor Bildung ja auch um eine der klassischen und zentralen Determinanten der Schichtungssoziologie handelt. In dieser Hinsicht stellt also der enge Zusammenhang von Bildung mit horizontalen Milieu- oder Lebensstilmodellen das beste Argument für den Fortbestand vertikal interpretierbarer Ungleichheiten dar.

Auf der anderen Seite spricht vieles dafür, dass Bildung auch in horizontaler Hinsicht differenzierend wirkt. Wie oben gezeigt werden konnte, ist das Alter der wahrscheinlich bedeutendste Indikator für die Unterscheidung zwischen eher traditionellen und modernisierten Lebensweisen und Habitusformen. Dementsprechend sind es also gerade die jüngeren Generationen, die teilweise andere Perspektiven, Werthaltungen und Lebensstile entwickelt haben als die, welche noch bei ihren Eltern bzw. ihren Herkunftsmilieus typisch waren. Aus diesem Grunde muss angenommen werden, dass sich auch ihre Sozialisationserfahrungen und -bedingungen maßgeblich von denen älterer Generationen unterscheiden. Dass dies tatsächlich so ist, wird ohne Zweifel niemand bestreiten wollen, und es ist allgemeiner Konsens in allen hierfür relevanten gesellschaftswissenschaftlichen Teilgebieten, dass es vor allem die gewachsene Bedeutung und Wirkung der Bildungsinstitutionen und der entsprechenden Sozialisationsbedingungen auf die individuelle Biographie ist, welche den wichtigsten Unterschied ausmacht.

Bezogen auf konkrete Sozialisationsprozesse bedeutet dies in erster Linie den längeren Verbleib in der Schule und die daraus folgende spätere Erfahrung beruflicher bzw. betrieblicher Sozialisation innerhalb der Arbeitswelt. Die Abb. 4.4.4. soll noch einmal verdeutlichen, welche drastische Veränderungen sich innerhalb weniger Jahrzehnte im Rahmen der (ja bereits im zweiten Kapitel näher analy-

sierten) Bildungsexpansion vollzogen haben und dass es durchaus gerechtfertigt erscheint, in diesem Sinne von einem regelrechten Bruch zwischen den Generationen zu sprechen.

Tab. 4.4.1. Zeitpunkt der Schulentlassung 1955 und 1985

Alter	Jugendliche 1955	Jugendliche 1985
15	68	5
16	78	19
17	86	49
18	91	64
19	94	82

Angaben in Prozent

Quelle: Melzer/Hurrelmann 1990, S. 41; Datenbasis: Jugendwerk 1985, Bd.5, S. 170, 272

Besonders fällt auf, dass 1955, bereits im Alter von 15 Jahren, über zwei Drittel der Jugendlichen die Schule verlassen haben. Diese „Schwelle“ überschreiten die Jugendlichen 1985 erst im 18. Lebensjahr (vgl. Melzer/Hurrelmann 1990, S. 41). Dies verdeutlicht, dass die Jugendlichen der 80´er Jahre zu sehr großen Teilen eine wesentlich längere Zeit in der Schule verbracht haben und in diesem Rahmen z.T. gänzlich andere Sozialisationserfahrungen gemacht haben dürften als die Gleichaltrigen in den 50´er und 60´er Jahren. Hier eröffnet sich praktisch unmittelbar zwischen zwei Generationen eine gewaltige Kluft völlig unterschiedlicher sozialer Umwelten mit entsprechend unterschiedlichen Erfahrungen, Integrationsanforderungen und Identitätsbildungen, aus denen beinahe zwangsläufig andere Mentalitäten und Werthaltungen folgen müssen. Über diese grundsätzliche Feststellung herrscht auch innerhalb der Jugendsoziologie weitgehender Konsens, den Heitmeyer und Olk (1990) folgendermaßen zusammenfassen:

„Sowohl die gesellschaftliche Funktion und sozialstrukturelle Ausprägung als auch die lebensbiographische Bedeutung der Jugendphase haben sich grundlegend verändert. Während das herkömmliche sozialwissenschaftliche Verständnis von Jugend eine (...) Standardabfolge von Übergangereignissen (...) und auf der sozialpsychologischen Ebene die Ebene mit bestimmten Entwicklungsaufgaben

(...) unterstellen konnte, muß heute wohl zunehmend von individuell verlaufenden Übergangsprozessen als auch von veränderten Abfolgen der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben gesprochen werden. Diese >>Destandardisierung<< der Jugendphase wird - ganz im Sinne der Analyse von Ulrich Beck - durch die Dynamik gesellschaftlicher Individualisierungsprozesse und die Enttraditionalisierung von Lebensformen hervorgerufen (ebd., S. 22).“

Neben den größeren Freiheitsgraden, die Jugendlichen in verschiedenen gesellschaftlichen Teilbereichen zur Verfügung stehen, wie z.B. im Medien-, Konsum-, und Freizeitbereich (vgl. Melzer/Hurrelmann 1990, S. 40 f.), sind es vor allem die veränderten Sozialisationserfahrungen mit und innerhalb der Bildungsinstitutionen, denen in diesem Kontext maßgebliche Bedeutung zugesprochen wird. So konstatiert z.B. Zinnecker (vgl. 1987, S. 311 ff.) sinngemäß einen Wandel bei den sozialen Kontrollinstanzen des Jugendalters. Während die Bedeutung nachbarschaftlicher Bindung und Gemeinschaft abgenommen habe, sei diejenige neuer Instanzen wie Bildungs- und Ausbildungsinstitutionen oder pädagogischer Experten an deren Stelle getreten. Konkret bezogen auf die Inhalte schulischer Sozialisation sieht z.B. Baethge (1986) zweckrationale, konkurrenzbezogene und somit tendenziell individualisierend wirkende (vs. solidarische) Werthaltungen und Normen gefördert.

Ein anderer wichtiger Punkt ist darin zu sehen, dass es angesichts der schon von Beck thematisierten massiven Zunahme höherer Bildungsabschlüsse auch zu einer starken Entwertung dieser Qualifikationen gekommen ist (siehe Kap.2), da der Arbeitsmarkt viel zu wenige entsprechende Berufspositionen bietet. Diese „Schere“ zwischen Qualifikationen und den tatsächlich vorhandenen Möglichkeiten, diese auch „gewinnbringend“ bzw. „angemessen“ verwerten zu können, könnte im Lichte der Bourdieuschen Unterteilung verschiedener Kapitalsorten zu interessanten Interpretationsmöglichkeiten führen. Denn die beiden großen Strömungen unter den sogenannten postmodernen Werthaltungen stellen ja einerseits postmaterialistische - also gesellschaftskritische, alternative - und andererseits hedonistisch geprägte Orientierungen dar. Für die erste Gruppe dürfte ein Übergewicht kulturellen Kapitals zum ökonomischen nicht untypisch sein, was auf der individualpsychologischen Ebene mit einer Ablehnung rein sozioökonomischer Orientierungen und Zielsetzungen entsprechend positiv umgewertet und moralisch begründet werden könnte. Diese Form von Mentalität ist auch im Sinne einer Art

„Notwendigkeitshabitus“ nach Bourdieu interpretierbar. Denn angesichts der schwere(re)n Transferierbarkeit des kulturellen Kapitals in Ökonomisches, würde es durchaus eine sinnvolle psychische Strategie darstellen, das kulturelle Kapital subjektiv aufzuwerten. Auf diese Art entstünde ein Habitus, der ganz den Deutungen Bourdieus entsprechend eine Verinnerlichung objektiver Möglichkeiten darstellt.

Ähnlich könnten auch hedonistische Habitusformen gedeutet werden, die ja als zweites Hauptmotiv des Wertewandels negativ formuliert, eine Negation von Werten der asketischen Pflichterfüllung, Fleiß und Streben nach Rang implizieren. In erster Linie wird hier der gesamte Komplex von Beruf und Arbeit ein Stück weit aus dem Zentrum des subjektiven Bewusstseins gerückt. Auch ein derart geprägter Habitus könnte angesichts der Tatsache, dass es immer schwieriger geworden ist, höhere Positionen innerhalb der vertikalen Sozialstruktur zu erreichen, als subjektive Umdeutung interpretiert werden. Das Streben nach Rang und die damit verbundenen Mühen, zeitlichen Aufwendungen und Entbehrungen werden hier im Sinne einer Kosten-Nutzen-Rechnung als wenig erstrebenswert empfunden, zumal Wohlfahrts- und Wohlstandsentwicklung auch ohne „übertriebenen“ Einsatz „ausreichendes“ materielles Auskommen ermöglichen. Auch hier stellt der entsprechende Habitus die subjektive Adaption an objektive Gegebenheiten dar, die im Sinne anderer Werthaltungen durchaus anders interpretiert werden könnten.

Auf diese Weise könnte also Bildung nicht nur im Sinne der veränderten Sozialisierungserfahrungen durch den durchschnittlich verlängerten Aufenthalt in den entsprechenden Institutionen und den späteren Eintritt in das Berufsleben, sondern auch in ihren „Folgen“ für gesamtgesellschaftliche Verhältnisse und Chancenstrukturen für die Pluralisierung oder besser die Abwandlung traditioneller Habitusformen in großem Maße mit verantwortlich sein.

Wenn wir also über die Effekte von Bildung im Zusammenhang mit der Pluralisierung von Habitusformen und der Differenzierung sozialer Strukturen sprechen, müssen verschiedene Aspekte beachtet werden:

1. Bildung ist nach wie vor ein entscheidender Faktor für die vertikale Differenzierung sozialer Strukturen und das Fortbestehen sozialer Ungleichheiten im Sinne der klassischen Schichtungssoziologie
2. Im Rahmen der Bildungsexpansion hat sich die durchschnittliche Dauer von Bildungsprozessen und somit auch der Verbleib in den Bildungsinstitutionen maß-

geblich verlängert. Der Erwerb von Bildung als Phase in der individuellen Biographie hat in diesem Sinne erheblich an Bedeutung gewonnen und ist zu einem maßgeblichen Sozialisationsfaktor geworden.

3. Diese massive Veränderung der „normalen“ Sozialisationserfahrung hat sich im Rahmen der Bildungsexpansion so schnell vollzogen, dass ein regelrechter „Bruch“ zwischen den Generationen stattgefunden hat (vgl. a. Fend 1988, S. 17 ff.).

4. Der massive quantitative Anstieg höherer Bildungsabschlüsse hat zu deren qualitativer Entwertung geführt. Die ehemals relativ sichere Kausalkette „hohe Bildung - gehobene berufliche Position - hoher sozioökonomischer Status“ hat an Selbstverständlichkeit verloren. Der „Überschuss“ an kulturellem Kapital hat vermutlich zu einer gesamtgesellschaftlichen Aufwertung und relativen Verselbständigung der Bedeutung soziokultureller Zusammenhänge geführt. Weiterhin ist es wahrscheinlich anzunehmen, dass im Zusammenhang mit den ebenso durch Bildung entstandenen reflexiven Potentialen und Selbstverwirklichungsansprüchen auch dementsprechende subjektive Verarbeitungs- und Legitimierungsstrategien entstanden sind, welche der Ausgangspunkt modernisierter Habitusformen sein dürften.

Daraus folgt, dass die Kombination aus Alter und Bildung unter verschiedenen Aspekten von großer Bedeutung für die Unterscheidung modernisierter und traditioneller Habitusformen ist, wofür auch die vorliegenden Daten der empirischen Milieu- und Lebensstilforschung sprechen. Demnach darf also davon ausgegangen werden, dass deren Pluralisierung zu großen Teilen parallel zum Übergang zwischen „älteren“ und „jüngeren“ Generationen verläuft. Dementsprechend sollten neuere Habitusformen oftmals ausgehend vom Habitus des Herkunftsmilieus, also im Wesentlichen des Elternhauses, abgewandelt oder verändert werden. Dies entspricht auch der hier vertretenen allgemeinen Habitus Theorie einer individuellen Ausformung von sozialen Vorgaben. Um jenseits dieser allgemeinen Vermutung zu differenzierteren Erkenntnissen zu gelangen, gilt es also, den konkreten Zusammenhang zwischen den Mentalitäten der Elterngeneration und denen der „Kinder“ näher zu untersuchen. Nur auf diese Weise könnte festgestellt werden, welche Umstände und Faktoren welche Habitusformen hervorbringen.

Leider muss an dieser Stelle konstatiert werden, dass zu dieser Frage bislang kaum gesicherte Erkenntnisse zur Verfügung stehen.

Im Zusammenhang mit einem eher sozialstrukturellen Kontext haben lediglich Vester u.a. (1993, S. 183 ff.) diese Frage explizit untersucht, indem beide Generationen unter diesem Aspekt interviewt wurden. Publiziert sind jedoch letztlich nur zwei Fallbeispiele, welche unter den Überschriften „Von der Pflichterfüllung zum Hedonismus“ (ebd., S. 199) und „Vom Verzicht zur Selbstverwirklichung“ (ebd., S. 201) zwei Beispiele schildern, die auch den hier entwickelten Thesen entsprechende Abwandlungen oder Veränderungen eines traditionellen Herkunftshabitus zu einem modernisierten „neuen“ Habitus schildern. Dennoch sind zwei Fälle natürlich keine ausreichende Basis, um zu allgemeingültigeren Aussagen oder Schlussfolgerungen gelangen zu können.

Auch die Jugendsoziologie kann, wenn es um eine den gesamtgesellschaftlichen Veränderungen entsprechende allgemeine Sozialisationstheorie geht, nur Fragmente liefern. Dies mag zum Teil der besonderen Natur dieser Teildisziplin geschuldet sein, die aufgrund ihrer praktisch-pädagogischen Orientierung dazu neigt, typische Probleme, Diskontinuitäten und Risiken innerhalb von Sozialisationsprozessen aufzugreifen. Thematisiert werden dort auch in der jüngeren Vergangenheit eher spezifische Fragen bezüglich Themen wie Auswirkungen von Stress (z.B. Boehnke 1994), Orientierungskrisen und politische Ängste (z.B. Hurrelmann 1994), Jugend und Arbeit (z.B. Heinz 1985), Rechtsextremismus (z.B. Heitmeyer, u.a. 1985) oder Jugendsexualität (Neubauer, Ferchhoff 1990).

Selbst diejenigen Untersuchungen, die sich ganz konkret mittels Längsschnittuntersuchungen mit dem Übergang vom Jugendlichen- ins Erwachsenenalter beschäftigen, setzen sich weniger mit allgemeinen strukturelevanten Fragestellungen als mit eher spezifischen sozialpsychologisch und pädagogisch relevanten Aspekten wie Persönlichkeitsentwicklung, kritischen Lebensereignissen und deren Bewältigung, Veränderung von Erziehungsstilen, Eltern-Kind Beziehungen, Partnerbeziehungen oder Familienklima auseinander (vgl. Schneewind 2001). Fragen nach Identitätsbildung werden weiterhin eher im Sinne individualpsychologisch orientierter Begriffe, wie dem der „Patchworkidentitäten“ (z.B. Keupp 1999), beantwortet, die im Zusammenhang mit der hier gestellten Frage nach allgemeinen Vergesellschaftungsmodi leider nicht ohne weiteres anwendbar

sind, da sie, wenn auch durchaus in diesem Zusammenhang von Interesse, innerhalb anderer Bedeutungszusammenhänge operieren.

Generell ist festzustellen, dass die Jugendsoziologie im Zusammenhang mit Individualisierung scheinbar zu sehr (wenn auch verständlicherweise und „naturgemäß“) auf deren negative Auswirkungen und Risiken für die individuelle Entwicklung bezogen ist, um die Bedingungen veränderter, aber möglicherweise nichtsdestotrotz mittlerweile „normaler“ Sozialisations- und Integrationsprozesse im Rahmen einer allgemeinen Theorie fassen zu können. So stellen z.B. Baacke und Heitmeyer nicht ohne Verwunderung fest:

„So ist es ja richtig, dass die meisten Jugendlichen - und dies ist eigentlich ganz erstaunlich! - mit ihrem Leben fertig werden und sich doch noch eine Zukunftsbasis schaffen (1985, S. 14).“

Wenn es also darum geht, die Entstehung modernisierter Habitusformen näher bestimmen zu wollen, besteht ohne Zweifel einiger Forschungsbedarf. Die Sozialstrukturanalyse muss dieses Thema wohl erst noch für sich entdecken und die Jugendsoziologie und Sozialisationsforschung liefert zwar eine Reihe von Hinweisen auf die Wichtigkeit dieser Frage, vor allem im Hinblick auf den resultierenden Generationenkonflikt (z.B. Fend 1988, S. 17 ff.), ist aber eher mit spezifischen Problemen als mit allgemeinen Bedingungen oder regelhaften Verläufen beschäftigt.

Ungeachtet der noch zu füllenden Lücken, bleibt an dieser Stelle jedoch festzuhalten, dass die Bedeutungskombination von Alter und Bildung mit großer Wahrscheinlichkeit die entscheidende Weiche bei der Ausbildung verschiedener Habitusformen ist und bei der Unterscheidung zwischen eher traditionellen und moderneren Lebensformen charakteristische Muster bildet. Ausgehend davon, dass im Habitus objektive und subjektive Faktoren zusammenfließen, stehen Alter und Bildung offensichtlich im direkten Zusammenhang mit den beobachtbaren unterschiedlichen individuellen Ausformungen ähnlicher objektiver Lagen.

4.5. Zusammenfassung und Ausblick

Wurde in der vorherigen Kapiteln in gewisser Weise das Dilemma der gegenwärtigen Sozialstrukturanalyse sichtbar gemacht und analysiert, ist hier nach Perspektiven gesucht worden, die erste Schritte zur Überwindung der zuvor beschriebenen Probleme und Widersprüche ermöglichen könnten.

Angesichts der zweideutigen Ergebnisse der modernen Milieu- und Lebensstilforschung, an denen deutlich wird, dass Modernisierung und Individualisierung nur in bestimmten Grenzen und nicht für alle gesellschaftlichen Gruppen im gleichen Maße gelten, und der Erkenntnis, dass soziale Ungleichheit im Sinne des vertikalen Paradigmas nach wie vor ein bedeutender sozialer Faktor ist, konnte festgehalten werden, dass nur ein integratives theoretisches Konzept in der Lage ist, die bestehenden Widersprüche zwischen Individualisierung einerseits und dem Fortbestehen objektiver Strukturen andererseits zu überwinden.

Aus diesem Grunde erscheint es wichtig, das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft theoretisch wieder als dynamische Wechselwirkung aufzufassen und beide Begriffe nicht im Sinne getrennt betrachtbarer Gegensätze zu benutzen. Allgemeine theoretische Ansätze zur Dynamik dieses Verhältnisses und zur gegenseitigen Bedingtheit von Gesellschaft und Individuum finden sich z.B. bei Simmel und Elias. Dieser Rückgriff auf allgemeinere theoretische Perspektiven hilft, die Defizite in der gegenwärtigen Diskussion um geeignete Ansätze und Methoden zur Analyse modernisierter sozialer Strukturen zu verdeutlichen. Einer solchen umfassenderen Betrachtungsweise entspricht vor allen Dingen auch Elias Definition des Habitus-Begriffs. In ihm fließen objektive, soziale und individuell-subjektive Faktoren logisch ineinander. Dies hilft einerseits die selbstbeschränkende Entweder-Oder-Logik zwischen vertikalen und horizontalen Strukturmodellen zu überwinden und bietet weiterhin einen plausiblen Erklärungsansatz für das empirisch nachgewiesene Neben- und Übereinander beider Dimensionen in der gesellschaftlichen Realität.

Der Habitus als Resultat subjektiver und objektiver Einflüsse, deren Balance flexibel ist und die sich je nach den äußeren Umständen sowohl zugunsten des „Ich“ als auch des „Wir“ verschieben können, beinhaltet sowohl objektive Grenzen wie auch subjektive Möglichkeiten. Im Gegensatz zu holistischen Milieu- oder Lebensstilmodellen bietet ein Habitusansatz prinzipiell die Möglichkeit, die Plurali-

sierung und Differenzierung sozialer Verhältnisse nicht nur zu beschreiben, sondern auch deuten zu können.

Bislang ist der Habitus-Begriff innerhalb der aktuellen Strukturdiskussion hauptsächlich im Zusammenhang mit den Arbeiten Pierre Bourdieus gebraucht worden. Aufgrund seiner eindeutig klassensoziologisch geprägten Interpretationsmuster und seines empirischen Entwurfs eines sozialen Raums der durch und durch von den direkten und indirekten Folgen vertikaler Ungleichheiten und Machtverhältnisse bestimmt ist, wird er jedoch möglicherweise in seiner Reichweite unterschätzt. Die allgemeine Kritik, sein Ansatz sei nicht mehr geeignet, die pluralisierte Struktur „postmoderner“ Gesellschaftsstrukturen zu erfassen und zu interpretieren, setzt möglicherweise vorschnell voraus, dass seine theoretische Perspektive untrennbar mit einer dichotomischen Klassenstruktur verknüpft sein müsse. Im Sinne der flexiblen Auffassung des Habitus-Begriffes bei Elias kann dieser Einwand jedoch entkräftet werden, da sich in ihm ja gerade die Dynamik des Verhältnisses zwischen Individuum und Gesellschaft und somit auch die Dynamik sozialer Differenzierung spiegelt. Im Kontext dieser Betrachtungsweise sind die gegenwärtig beobachtbaren Individualisierungsprozesse Resultat einer relativen Verschiebung der „Ich-Wir-Balance“ in Richtung des „Ich“. Demzufolge ist der individuelle Spielraum bei der Entwicklung unterschiedlicher Habitusformen angewachsen. Auf diese Weise können also bei vergleichbaren objektiven Lagen unterschiedliche Habitusformen ausgebildet werden. Dennoch ist der Raum individueller Möglichkeiten noch immer mehr oder weniger begrenzt, so dass die subjektiv unterschiedlichen Habitusformen dennoch spezifische und strukturierte individuelle „Verarbeitungen“ objektiver Gegebenheiten darstellen.

Für diese Deutung spricht auch, dass sich die seitens der Milieu- und Lebensstilforschung relativ übereinstimmend ermittelten Grundtypen von Lebensweisen und subjektiven Mentalitäten durchaus plausibel im Sinne einer „erweiterten“ Bourdieu-Perspektive erklären ließen. Dieser Annahme folgend kann der subjektive Habitus auch als eine Anpassung und ein unbewusstes „Sich-Arrangieren“ mit objektiven Notwendigkeiten betrachtet werden. Prinzipiell sind also durchaus unterschiedliche „Verarbeitungsstrategien“ denkbar, die dennoch dieselbe „übergeordnete“ (Anpassungs-)Funktion haben und somit nicht rein individualistisch gedeutet werden könnten.

Ein weiterer Vorteil des hier vorgeschlagenen theoretischen Ansatzes ist also auch darin zu sehen, dass er die konkrete Frage ermöglicht, wie die beobachtbaren Stile und Mentalitäten entstehen und gedeutet werden können. Wenn also gleiche oder vergleichbare objektive Lagen unterschiedliche, aber dennoch begrenzte und typische subjektive Habitusformen hervorbringen, stellt sich die Frage, welchen „Regeln“ die individuelle Wahl aus den zur Verfügung stehenden Möglichkeiten folgt.

Im Zusammenhang mit der ermittelten objektiven Binnenstruktur der z.B. bei Schulze oder Sinus identifizierten Milieus wird sichtbar, dass Alter und Bildung großen Einfluss auf die Entstehung individueller Unterschiede in den beobachteten Habitusformen haben müssen. Besonderes Gewicht scheint hierbei der Faktor Bildung zu haben, zumal der statistische Zusammenhang von Lebensstil und Alter zu einem großen Teil auch durch dessen Einhergehen mit altersspezifischen Bildungserfahrungen begründet sein dürfte. Die Auswirkungen der Bildungsexpansion machen sich also zum einen in der individuellen Sozialisation und Biographie und zum anderen in der Veränderung gesamtgesellschaftlicher objektiver Rahmenbedingungen bemerkbar.

Dass diesen veränderten sozialen Rahmenbedingungen und Erfahrungsmöglichkeiten entsprechend auch „neue“ und andere Strategien der subjektiven „Verarbeitung“ und Identitätsbildung entsprechen, ist im Kontext der Habitus-Theorie logisch. Ebenso nachvollziehbar ist darüber hinaus auch, dass sich diese modernisierten Habitusformen vor allem in den jüngeren Kohorten der Gesellschaft finden, da sie es ja in erster Linie sind, die sich unter veränderten dynamisierten Bedingungen in die Gesellschaft integrieren, ihren „Platz“ finden müssen, und zudem auch unter anderen Sozialisationsbedingungen aufwachsen als die älteren Generationen. Aus diesem Grund erscheint es sinnvoll, die direkte Entwicklung von Mentalitäten und Habitusformen im Übergang zwischen den Generationen wesentlich intensiver zu untersuchen als bislang geschehen.

Doch auch wenn individuelle soziale Differenzierungen mit Hilfe des Habitus-Konzeptes wesentlich transparenter gemacht werden könnten als mit einseitig vertikalen oder horizontalen Strukturmodellen, erhält man möglicherweise nur ein unvollständiges Bild von der Beschaffenheit der gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse. Angesichts der generellen Aufwertung oder gewachsenen Bedeutung soziokultureller Zusammenhänge, die sich teilweise in den Lebensstilen und

Selbstinszenierungen der „neuen“ Milieus spiegeln, erscheint Bourdieus Unterteilung von ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital ein vielversprechender Ansatz zu sein, um auch die horizontale Dimension der sozialen Strukturen differenzierter betrachten zu können. Denn da nicht allen gesellschaftlichen Gruppen dieselbe Bandbreite an individuellen Wahlmöglichkeiten zur Verfügung steht, sind auch die letztlich mehr oder weniger bewusst gewählten kulturellen Stilbildungen und Verhaltensmuster nicht frei von Machtverhältnissen und Herrschaftsstrukturen im Sinne von unterschiedlichem sozialen Ansehen und unterschiedlichen Partizipationsmöglichkeiten.

Resümierend lässt sich an diesem Punkt also feststellen, dass das hier vorgeschlagene Habitus-Konzept aufgrund seines integrativen und flexiblen theoretischen Charakters in der Lage zu sein scheint, den differenzierten Verhältnissen der „postmodernen“ Gesellschaft und der Dynamik sozialer Entwicklungen und Prozesse gerechter zu werden als einseitig vertikale oder horizontale Strukturmodelle. Der Habitus-Ansatz befindet sich theoretisch sozusagen eine Ebene vor der Frage nach der konkreten Gestalt sozialer Strukturen und hat damit im Gegensatz zu rein sozioökonomisch-vertikalen Perspektiven kein „Problem“ mit „Individualisierung“ als „normalem“ Faktor gesellschaftlicher Entwicklung und im Gegensatz zu rein horizontalen Modellen kein „Problem“ mit der andauernden Bedeutung der Dimension vertikaler Ungleichheit.

Die Veränderung als solche macht einen Paradigmenwechsel überflüssig und unlogisch, denn die generelle Möglichkeit zur Veränderung ist im Habitus-Begriff theoretisch verankert. Der Habitus erscheint daher das derzeit geeignetste theoretische Konzept zur Analyse und Beschreibung sozialer Strukturen zu sein, da er in der Lage ist, den „künstlich“ produzierten Widerspruch zwischen Individualisierungsprozessen und dem Fortbestehen sozialer Ungleichheiten und vertikal interpretierbarer Macht- und Herrschaftsverhältnisse aufzulösen. Im Sinne einer habitusorientierten Interpretation relativieren sich die Widersprüche in den empirischen Ergebnissen der modernen Lebensstil- und Milieuforschung und bestätigen somit die hier vertretene These. Weiterhin ermöglicht die Habitus-Perspektive sinnvolle und theoretisch integrierte Deutungen der ermittelten Mentalitäten und Lebensstile, ist also nicht „gezwungen“, sich mit rein deskriptiven Ansprüchen zu begnügen oder in Ermangelung anderer Möglichkeiten auf die beinahe unbegrenzte Vielfalt individueller Optionen zurückzuziehen. Sicher besteht

noch einiger Forschungsbedarf, wenn die theoretischen Möglichkeiten des Habitus-Ansatzes auch wirklich ausgenutzt und mit weiteren Inhalten gefüllt werden sollen. Dass er diese Möglichkeiten jedoch überhaupt konkret und vielversprechend eröffnet, ist zu diesem Zeitpunkt aber als Fortschritt für die aktuelle Sozialstrukturforschung anzusehen.

Wie diese theoretische Perspektive in Richtung des Entwurfs eines umfassenderen, anwendungsorientierten und zeitgemäßen Sozialstrukturmodells ausgeformt werden könnte, ist Gegenstand des folgenden Kapitels, dessen zentraler Bestandteil eine erste empirische Überprüfung der vorgeschlagenen Theorieperspektive und der mit ihr verbundenen Deutungsmöglichkeiten ist.

5. Kapitel:

Wege zur Analyse und Interpretation modernisierter sozialer Strukturen

5.1. Einleitung

Ein großer Teil der vorliegenden Arbeit hat sich bis zu diesem Punkt im Wesentlichen mit der Analyse des „Ist-Zustandes“ der aktuellen Diskussion um zeitgemäße Formen der Sozialstrukturanalyse befasst. Diese Vorgehensweise erbrachte eine Reihe von Ergebnissen, die als Referenz- oder Orientierungspunkte beim Versuch der Annäherung an einen möglichen „Soll-Zustand“ herangezogen werden können.

Von primärer Bedeutung scheint es in diesem Zusammenhang zu sein, dass weder rein vertikale noch ausschließlich horizontal ausgerichtete Konzeptionen geeignet erscheinen, die gegenwärtig beobachtbare Komplexität der sozialen Erscheinungsformen angemessen erfassen und/oder interpretieren zu können. Beide Denkweisen und die aus ihnen resultierenden Methoden sind in diesem Sinne vor allem als holistische Modelle nicht brauchbar, da sie sich jeweils auf bestimmte Aspekte sozialer Differenzierung limitieren.

Ein umfassenderes und vollständigeres Bild sozialer Differenzierungsmuster und Formen kann jedoch, wie mittlerweile deutlich geworden sein sollte, nur entstehen, wenn alle relevanten Faktoren theoretisch wie methodisch miteinander verknüpft werden. Auf der theoretischen Ebene könnte dieser Anspruch mit Hilfe einer Habitus-Konzeption verwirklicht werden. Im Habitus verbinden sich objektive und subjektive Bedeutungszusammenhänge und ermöglichen so ein „Aufweichen“ des bislang scheinbar harten Widerspruchs zwischen stabilen objektiven Ungleichheitsstrukturen und der Pluralisierung individueller Lagen. Entscheidender Vorteil dieser Perspektive ist hierbei, dass die „doppelte Entstrukturierungshypothese“, die als charakteristisch für individualistisch ausgerichtete Strukturmodelle bezeichnet werden kann, überwunden wird. Die dort praktisch a priori gezogene Schlussfolgerung, die Differenzierung individueller Lagen, sei mit dem generellen Bedeutungsverlust objektiver Unterschiede auf die Entwicklung der sozialen Persönlichkeit gleichzusetzen, verliert im Sinne einer habitustheoretischen Betrachtung

tung ihre Notwendigkeit und eröffnet somit die Möglichkeit, Aspekte fortbestehender sozialer Ungleichheiten mit den Auswirkungen der Individualisierungsprozesse zu verbinden.

Was also auf theoretischer Ebene mit Hilfe des Habitus-Ansatzes denkbar geworden ist, wird im Folgenden auch seiner praktischen, seiner methodischen Ausformung ein Stück näher gebracht werden. Auch hier soll und kann sowohl die Dimension vertikaler Ungleichheit als auch jene der horizontalen soziokulturellen Differenzierung in einen umfassenderen Rahmen integriert werden. Ganz pragmatisch betrachtet gilt es also, alle relevanten Faktoren und beteiligten Aspekte in einen gemeinsamen „Bedeutungsraum“ zu stellen.

Wenn wir zuvor konstatiert haben, dass sowohl rein vertikale wie horizontale Modelle bzw. die resultierenden Verteilungen lediglich in ihrer holistischen Interpretation, nicht aber die grundsätzliche empirische Aussagekraft der Daten betreffend, defizitär erscheinen, können wir uns zu diesem Zweck sowohl der Daten der Schichtungs- und Klassensoziologie als auch derer der modernen Milieu- und Lebensstilforschung bedienen. Innerhalb eines umfassenden, gemeinsamen theoretischen wie methodischen Rahmens stellen sie nicht mehr grundsätzlich konkurrierende oder gegensätzliche Perspektiven, sondern lediglich verschiedene Analyseebenen ein und desselben Phänomens dar. Die Aussagekraft oder das Potential dieses Gesamtbildes ist zwangsläufig größer als die isolierte Betrachtung nur eines der beteiligten Aspekte. Durch den Habitus werden beide Bedeutungsebenen theoretisch verbunden und in einen umfassenderen Gesamtzusammenhang integriert. Auf diese Weise werden die Dimension vertikal interpretierbarer sozialer Ungleichheit und die horizontaler soziokultureller Differenzierung nicht nur illustrativ übereinandergelegt, sondern tatsächlich zu einer einheitlichen Struktur, in der das Zusammenwirken objektiver Bedingungen und subjektiver Möglichkeiten spezifische und wissenssoziologisch interpretierbare Muster hervorbringt.

Weiterhin hat ein solches Konzept den Vorteil, prinzipiell offen zu sein. Welches Gewicht den verschiedenen Analyseebenen beigemessen werden muss, ist nicht von vornherein festgelegt und kann auf diese Weise überhaupt erst im Detail untersucht werden. Weiterhin kann die zu erwartende Aussagekraft der verschiedenen Ebenen auch mit der jeweils zu untersuchenden Fragestellung oder der zu untersuchenden Gruppe variieren. Das Gesamtkonzept oder der gemeinsame

Rahmen legt lediglich fest, wo Zusammenhänge bestehen können und welche Form diese Zusammenhänge grundsätzlich haben, - ist aber darüber hinaus grundsätzlich flexibel .

In erster Linie geht es in diesem Kontext um den Zusammenhang zwischen der Ebene der subjektiven Lebensstile und der Ebene der objektiven Lagen und um diejenigen Faktoren, die zwischen ihnen vermitteln. Wenn unter theoretischen Gesichtspunkten vom Habitus als vermittelndem Faktor zwischen objektiver Lage und realen sozialen Persönlichkeiten die Rede ist, muss dieser gedankliche Ansatz im Folgenden auch empirisch weiter belegt und illustriert werden. Daher wird hier eine erste empirische Probe auf die im vorigen Kapitel entwickelte theoretische Perspektive unternommen.

Wenn wir davon ausgehen, dass ein Habitus grundsätzlich die individuelle Ausformung einer objektiven „Ausgangssituation“ darstellt und dass Lebensstile als real sichtbarer Ausdruck unterschiedlicher Habitusformen betrachtet werden können, stellt sich zunächst die Frage, ob typische Lagen für die jeweiligen Stile ermittelbar sind und wie sich diese Lagen darstellen. Zunächst soll auf diese Weise die auch in den Kapiteln 2 und 3 entwickelte These, dass auch Lebensstile oder Milieus nicht unabhängig von vertikalen Ungleichheiten und den damit verbundenen Fragen nach unterschiedlichen Chancen und Partizipationsmöglichkeiten betrachtet werden können, bestätigt und konkretisiert werden. Zudem wird auch der Zusammenhang zu anderen (also nicht vertikal-sozio-ökonomischen) objektiven Merkmalen untersucht. Die bereits im vorigen Kapitel angesprochenen Verbindungen zwischen der Differenzierung von Habitusformen und Merkmalen wie Bildung und Alter können in diesem Kontext ebenfalls einer empirischen Überprüfung unterzogen und weiter ausgeformt und ergänzt werden. Im Sinne der Habitusstheorie verspricht dies auch Aufschluss hinsichtlich der Frage, welche Merkmale für die horizontale Verteilung verschiedener Habitus-typen und Lebensstile von besonderer Bedeutung sind.

Grundlage dieser Betrachtung stellt eine empirische Untersuchung von Annette Spellerberg (1996) dar. Dort wurden quasi „reine“ Lebensstile ermittelt, d.h. Kriterien der objektiven Lage oder andere soziodemographische Merkmale wurden bei der Bildung der manifesten Stiltypen nicht berücksichtigt. Diese Vorgehensweise erscheint nur auf den ersten Blick noch eindeutiger individualistisch orientiert als die hier untersuchten Milieumodelle. Denn tatsächlich ermöglicht sie es,

der „Sackgasse“ zu entgehen, in der sich sowohl die Sinus- wie die Schulze-Milieus befinden, indem sie objektive und subjektive Faktoren ohne theoretische Ordnung miteinander vermischen und somit die Möglichkeit preisgeben, vorhandene Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Merkmalskategorien ermitteln zu können (was schließlich auch maßgeblich dazu beiträgt, dass diese Modelle lediglich deskriptive Qualität erreichen). Wenn also Lebensstile zunächst als gänzlich von objektiven Merkmalen unabhängige Variablen konstruiert werden, können sie anschließend besser bzw. gezielt auf statistisch/empirische Zusammenhänge zur Dimension der objektiven sozialen Lage untersucht werden, als wenn beide Merkmalsebenen von vornherein zu einheitlichen Aggregaten zusammengefasst werden. Die Frage, ob und wie weit sich subjektive Lebensstile unabhängig von der sozialen Lage, also gänzlich im Sinne individueller Präferenzen, konstituieren, kann demzufolge konkret überprüft werden. Umgekehrt könnte auch die zuvor formulierte Habitus-Theorie empirisch untermauert werden. Wenn die dort formulierte Annahme, dass eine objektive Lage eine begrenzte Anzahl gleichermaßen typischer aber inhaltlich differierender Habitusformen hervorbringen kann, müssen in diesen Habitusformen Elemente der „verinnerlichten“ Grenzen und Optionen, die mit diesen Lagen verbunden sind, sichtbar werden. Daher sollten sich entsprechende Zusammenhänge zwischen vertikaler und horizontaler Differenzierungsebene auch empirisch nachweisen lassen.

Im Rahmen des hier angestrebten integrativen Strukturmodells werden also folgende Arbeitsschritte vollzogen: Zum einen besteht die Absicht, einen Lebensstilbegriff zu etablieren, der sich tatsächlich auf die rein expressive, soziokulturelle Ebene sozialer Differenzierungen beschränkt und somit konzeptionell eindeutig definiert ist. In diesem Sinne soll und kann er vertikal ausgerichtete Strukturmodelle nicht ersetzen oder ablösen, sondern diese eher um ein „neues“, ein anderes Element erweitern, welches gleichzeitig eine andere Analyseebene darstellt, die sich inhaltlich nicht mit der objektiven Ebene überschneidet oder vermischt. Zum anderen soll die Trennung von vertikaler und horizontaler Differenzierungsebene dazu dienen, die inhaltliche Verbindung zwischen beiden Grunddimensionen sozialer Unterschiede auch empirisch sichtbar zu machen und der Habitus-Theorie somit auch im Sinne eines konkreten Strukturmodells Gestalt zu verleihen.

Die Ergebnisse dieses ersten Teilabschnittes spielen im zweiten Teil dieses Kapitels eine zentrale Rolle. Ausgehend von der zuvor ermittelten objektiven Struktur der differierenden Lebensstile, soll auch die theoretische Reichweite des Habitus-Konzeptes überprüft werden. Lässt sich die vertikale und horizontale Struktur der beteiligten Habitusformen auch inhaltlich bestimmen, klassifizieren und deuten, wäre dies ein bedeutender Schritt in Richtung der angestrebten integrativen Perspektive. Auf dieser Grundlage entsteht ein erster schematischer Entwurf einer konkreten Modellvorstellung, die den hier entwickelten methodischen und theoretischen Ansprüchen gerecht wird. Anhand der vorliegenden Daten aus der aktuellen Milieu- und Lebensstilforschung soll im Rahmen dieser Modellvorstellung auch eine erste Skizze der gegenwärtigen sozialen Strukturen oder Differenzierungsmuster der Bundesrepublik entstehen. In dieser Skizze verbinden sich Elemente horizontaler Differenzierung mit Aspekten sozialer Ungleichheit im vertikalen Sinne zu einem umfassenderen Bild, das konkrete Möglichkeiten zur weiteren Analyse konkreter Zusammenhänge, Bedingungen und wirksamer Mechanismen, die für die Entstehung der beobachtbaren Muster und Verteilungen ursächlich sein könnten, eröffnet. Auf diese Weise deuten sich die erweiterten (oder vielleicht besser: vollständigeren) Möglichkeiten des hier entwickelten Ansatzes an, soziale Strukturen nicht nur abzubilden, sondern auch unter verschiedenen Aspekten weiter untersuchen und deuten zu können.

Abgeschlossen wird das fünfte Kapitel durch eine Zusammenfassung der erzielten Ergebnisse und eine erste Bewertung der hier entwickelten Perspektive auf soziale Strukturen und Muster.

5.2. Lebensstile und Sozialstruktur - neue Differenzierungen und alte Ungleichheiten

5.2.1. Lebensstile in Westdeutschland

In den vorangegangenen Kapiteln sind als Beispiele für modernisierte, individualistisch ausgerichtete Strukturmodelle in erster Linie Milieukonzepte vorgestellt worden. Wie in diesem Kontext zu sehen war, sind sowohl in die vorgestellten Sinus- als auch Schulze-Milieus Merkmale der objektiven Lage als milieukonstituierende Faktoren eingeflossen. Trotz dieser formalen Einbeziehung objektiver Lagen konnten diese Modelle, wie zuvor deutlich geworden sein sollte, nicht als Ergänzung zu den lange gebräuchlichen, vornehmlich vertikal zentrierten Perspektiven aufgefasst werden. Theoretisch betrachtet stellen sie vielmehr einen vollständigen Bruch mit der traditionellen Sozialstrukturanalyse dar, weil die empirisch ermittelten Muster und Verteilungen letztlich nur noch der rein individuell-subjektiven Präferenz zugeschrieben werden *können*. Gerade aufgrund der theoretisch undifferenzierten Vermischung objektiver und subjektiver Faktoren ergibt sich praktisch zwangsläufig der oben beschriebene individualistische Grundcharakter, da möglicherweise bestehende Zusammenhänge verwischt und einer weiteren Untersuchung entzogen werden. Die zugrunde liegende These weitgehender oder beinahe vollständiger Individualisierung sozialer Differenzierungen wird so nicht überprüft, sondern a priori als Ausgangspunkt der weiteren Vorgehensweise festgelegt. Aus diesem Grund sind sie nicht geeignet als „neue“ holistische Konzepte die traditionellen Strukturmodelle, wie defizitär sie angesichts der Modernisierung der Gesellschaft auch immer erscheinen mögen, abzulösen.

Dennoch ist der grundsätzliche Versuch, Individualisierung und Pluralisierung der Gesellschaft zu erfassen und zu quantifizieren, ohne Frage grundsätzlich notwendig. Denn die Diversifizierung individueller Lagen und die (z.B. von Schulze auch begrifflich gut erfasste prinzipielle) Erweiterung subjektiver Möglichkeiten sind reale Bestandteile der jüngeren sozialen Entwicklung und spielen folgerichtig eine zentrale Rolle innerhalb der gegenwärtigen Gesellschaftswissenschaften. Demzufolge gilt es also Methoden und Begriffe zu entwickeln, die in der Lage sind, diese Ausdifferenzierung individueller Lebensweisen zu erfassen und abzubilden. Milieu- und Lebensstilmodelle haben sich insofern durchaus bewährt, als sie sub-

jektive Einstellungen, Motivationen und den entsprechenden Verhaltensweisen auch eine statistisch und empirisch quantifizierbare Gestalt verliehen haben. Allerdings - und das ist offensichtlich ihr großes Manko - tragen sie zu wenig zur gesellschaftswissenschaftlichen Erklärung der beobachteten Phänomene bei. Denn - wie auch anhand der allgemeinen theoretischen Überlegungen im vorhergehenden Kapitel deutlich geworden ist - es macht wenig Sinn, das Verhältnis zwischen Gesellschaft und Individuum aus der Summe individueller Verhaltensweisen konstruieren zu wollen. Innerhalb einer umfassenderen Vorstellung von sozialen Strukturen stellt die Ebene individuell-subjektiver Verhaltensweisen jedoch nicht das erklärende, sondern das *zu erklärende* Element dar. Um feststellen zu können, welche Faktoren die Ausbildung der zu beobachtenden Stile oder Habitusformen beeinflussen, müssen diese Lebensstile zunächst als Ausdruck ausschließlich subjektiv vermittelter Merkmale methodisch konstruiert und theoretisch aufgefasst werden, damit sie anschließend Schritt für Schritt auf Zusammenhänge mit verschiedenen objektiven Aspekten untersucht werden können. Lebensstile beziehen sich daher lediglich sekundär auf die Frage nach Ressourcen, indem sie eher deren Verwendung als ihrem Erwerb thematisieren (vgl. Spellerberg 1996, S.58). Lebensstile sollen also hier als expressive Ebene eines insgesamt mehrschichtigen (oder -dimensionalen) Strukturmodells konzipiert werden. Grundsätzlich ist für diese Analyseebene der Begriff Lebensstile auch dem der Milieus vorzuziehen, da letzterer, direkter auf Phänomene der Vergemeinschaftung bezogen, subjektive und objektive Elemente vermischt, was aus den erläuterten Gründen hier vermieden werden soll. Konkret soll hier ein solches (reines) Lebensstilmodell als empirische Grundlage zur Untersuchung der Zusammenhänge zwischen Lebensstilen und objektiven Lagen herangezogen werden. Die dort ermittelten Lebensstile werden als empirische Einheiten übernommen, deren objektive Struktur anschließend ermittelt wird.

Eine diesen Anforderungen entsprechende empirische Untersuchung ist z.B. von Annette Spellerberg (1996) publiziert worden. Im Rahmen des Wohlfahrtssurveys 1993 (vgl. a. Spellerberg 1993), einer repräsentativen Umfrage zu Lebensqualität und subjektivem Wohlbefinden in Ost- und Westdeutschland, wurden auch die zugehörigen Lebensstiltypen für die alten und neuen Bundesländer ermittelt (vgl. Spellerberg 1996, S. 9). Wenngleich diese Untersuchung ursprünglich vor allem auf Fragen des Ost-/West-Verhältnisses und die entsprechenden Transfor-

mationsprozesse nach der Wiedervereinigung ausgerichtet war, soll das Hauptaugenmerk hier auf den West-Lebensstilen liegen. Aus Gründen der Vergleichbarkeit mit den bereits behandelten Daten von Schulze und Sinus ist diese Beschränkung notwendig. Schließlich stehen in dieser Arbeit nicht die Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland, sondern die Frage nach einem allgemeinen Sozialstrukturkonzept im Mittelpunkt.

Ingesamt beschränkt sich die methodische Konzeptualisierung der durch Spellerberg ermittelten Lebensstile gänzlich auf die individuell-subjektive Dimension sozialer Differenzierung. Um dies zu verdeutlichen, sollen in der folgenden Abb. 5.2.1. die verwendeten „Bausteine“ der Spellerberg-Lebensstile mit denen der Sinus-Milieus verglichen werden.

Abb. 5.2.1. Vergleich Milieu-Bausteine (Sinus), Lebensstilbausteine (Spellerberg)

<u>Sinus-Milieus</u>	<u>Spellerberg-Lebensstile</u>
Lebensziele	Lebensziele
Soziale Lage	
Wunsch- und Leitbilder Arbeit/Leistung Gesellschaftsbild Familie/Partnerschaft	
Freizeit	Freizeitaktivitäten
	Musikgeschmack Fernsehinteressen Lektüregewohnheiten Informationsquellen Zeitungsinhalte Kleidungsstil Einrichtungsstil
Lebensstil	Lebensweise

Zusammengestellt nach: Flaig u.a. 1994, S. 71, Spellerberg 1996, z.B. S. 138

Auch wenn beide Konzeptionen aufgrund ihrer unterschiedlichen methodischen Beschaffenheit nicht direkt miteinander verglichen werden sollen, ist diese Gegenüberstellung doch geeignet, einige grundsätzliche Unterschiede im Untersuchungsansatz zu veranschaulichen. So zeigen die grau hinterlegten Flächen die offensichtlichen Parallelen im Konzept der beiden Untersuchungen. Lebensziele, Freizeitaktivitäten und Lebensstile/Lebensweisen sind vergleichbare Eckpunkte beider Erhebungen. Darüber hinaus verdeutlichen jedoch große „weiße Flächen“ links wie rechts auch deutliche Unterschiede bei den inhaltlichen Gewichtungen. Wichtigster Unterschied ist hierbei das Fehlen aller Merkmale objektiver sozialer

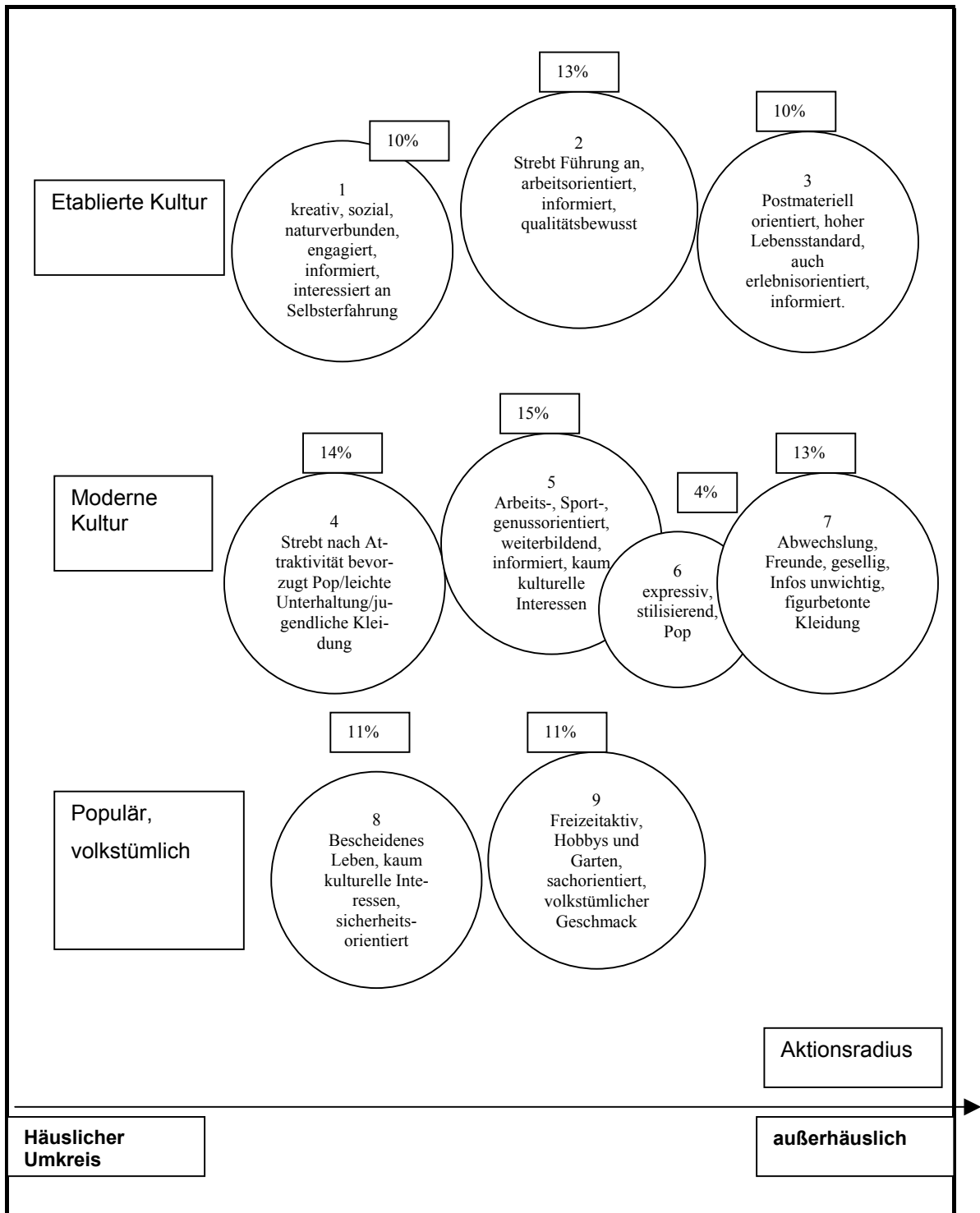
Lagen in Spellerbergs Lebensstilkonzept. Dies beschränkt sich jedoch nicht nur auf die entsprechenden soziodemographischen Eckdaten, sondern spiegelt sich auch an anderen Punkten der verglichenen Untersuchungsdesigns wider. Sind die Sinus-Milieus wesentlich um Werthaltungen zentriert, liegt der Schwerpunkt bei den Spellerberg-Lebensstilen deutlich stärker auf der Ebene expressiven Verhaltens und untersucht dementsprechend differenziert Freizeit- und Konsumverhalten. Während bei Sinus also objektive Elemente (soziale Lage), Habitusbestandteile (Werthaltungen) und expressive Elemente (z.B. Freizeitverhalten) vermischt werden, bezieht sich die Konstruktion des hier betrachteten Lebensstilmodells wesentlich mehr auf das expressive Element.

Für Westdeutschland kann Spellerberg demnach unter den interviewten Personen neun verschiedene Lebensstiltypen ermitteln:

- Typ 1: Ganzheitlich kulturell Interessierte
- Typ 2: Etablierte beruflich Engagierte
- Typ 3: Postmaterielle aktive Vielseitige
- Typ 4: Häusliche Unterhaltungssuchende
- Typ 5: Pragmatisch Berufsorientierte
- Typ 6: Expressiv Vielseitige
- Typ 7: Freizeitorientierte Gesellige
- Typ 8: Traditionelle, zurückgezogen Lebende
- Typ 9: Traditionelle freizeitaktive Ortsverbundene

Die Abb. 5.2.2. soll der ersten Verdeutlichung dessen dienen, was unter diesen zum Teil verwirrend anmutenden Stilbezeichnungen zu verstehen sein soll.

Abb. 5.2.2. Lebensstile in Westdeutschland



Stil 1: Ganzheitlich kulturell Interessierte; **Stil 2:** Etablierte beruflich Engagierte; **Stil 3:** Postmaterielle aktive Vielseitige; **Stil 4:** Häusliche Unterhaltungssuchende; **Stil 5:** Pragmatisch Berufsorientierte; **Stil 6:** Expressiv Vielseitige; **Stil 7:** Freizeitorientierte Gesellige; **Stil 8:** Traditionelle zurückgezogen Lebende; **Stil 9:** Traditionelle freizeitaktive Ortsverbundene
 Quelle: Spellerberg 1996, S.122

Wie die Abbildung zeigt, lassen sich also die ermittelten Lebensstile grob anhand der generellen Ausrichtung kultureller Vorlieben unterscheiden. Unterschieden werden hierbei die Ebene der „Etablierten Kultur“, der „Modernen Kultur“ und der „Populär volkstümlichen Kultur“. Während diese erste grobe Unterteilung allein durch die optische Gestaltung auch die Idee einer sozialen Wertigkeit der Kulturvorlieben etwa im Sinne Bourdieus sozialen Kapitals zumindest andeutet, wird hier wie auch in den untersuchten Milieu-Modellen deutlich, dass modernisierte Lebensstile nur eine Seite der Gesamtverteilung ausmachen, während sich im Bereich der etablierten wie der populären Kultur durchaus auch traditionellere Lebensformen finden, die sich im Rahmen einer vertikalen Verteilung am oberen und unteren Ende der Struktur finden dürften. Die modernen Stile können hingegen mit einiger Wahrscheinlichkeit in der breiten Mitte der Gesellschaft erwartet werden.

Gerade weil die hier diskutierten Lebensstilformen jedoch ohne Einbeziehung objektiver Strukturmerkmale gebildet wurden, ist eine konkrete empirische Überprüfung dieser Fragen außerhalb der ursprünglich horizontal-soziokulturellen Semantik der Verteilung jedoch möglich. Inwiefern die hier ermittelten Lebensstile also mit verschiedenen soziodemographischen und objektiv-sozioökonomischen Merkmalen zusammenhängen, soll im Folgenden genauer untersucht werden.

5.2.2. Lebensstile und soziale Ungleichheit

Zunächst soll die Kernfrage nach dem Zusammenhang zwischen sozialer Ungleichheit und Lebensstilen untersucht werden. Soziale Ungleichheit meint hier die ganz „harte“ vertikale Dimension - also Einkommen, Berufsprestige etc.. Untersucht werden die Aspekte Statushierarchie der Berufe, Ausmaß und Form von „Nicht-Erwerbstätigkeit“, Haushaltsnettoeinkommen und subjektive Schichtzuordnung. Eine Übersicht der Ergebnisse zeigt die Tab. 5.2.1.:

Tab. 5.2.1. Schichtung nach Lebensstilen im Westen

Spaltenprozente	Lebensstilgruppe									
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	ge- samt
Anzahl	163	195	154	220	226	63	200	167	173	
Anteil Erwerbstätiger, davon nach Statushierarchie¹	59	60	59	57	84	70	60	38	68	1551
1: niedrig	3	-	2	21	6	5	14	23	14	10
2	10	2	11	29	21	19	41	32	30	22
3	46	38	32	30	26	49	33	27	33	33
4	30	49	49	16	38	18	12	13	22	29
5: hoch	10	12	6	5	9	9	-	5	2	6
Nichterwerbstätige, da- runter:	41	40	41	43	16	30	40	62	32	39
Rentner	5	5	2	2	2	5	1	15	14	6
Arbeitslose	5	3	2	7	1	3	3	6	3	4
Hausfrauen	20	13	5	27	4	16	5	39	15	16
Ausbildung	10	19	32	7	9	7	31	1	-	13
Gewichtetes Haushalts- nettoeinkommen pro Kopf²	1940	2610	2570	1560	1960	1910	1830	1510	1650	1930
Unterstes Quintil	25	8	9	28	17	13	18	37	17	20
Höchstes Quintil	21	39	49	9	20	25	16	5	11	21
Anteil Armer, subjektive Schichtestufung	9	3	3	7	5	6	4	14	7	6
Arbeiterschicht	14	7	10	25	23	16	39	48	38	25
Mittelschicht	62	54	55	68	54	71	49	46	55	56
Obere Mittel-, Oberschicht	18	33	29	4	20	12	4	2	3	14
Abgelehnt, keine, weiß nicht	6	7	6	3	3	1	8	4	4	5

Stil 1: Ganzheitlich kulturell Interessierte; **Stil 2:** Etablierte beruflich Engagierte; **Stil 3:** Postmaterielle aktive Vielseitige; **Stil 4:** Häusliche Unterhaltungssuchende; **Stil 5:** Pragmatisch Berufsorientierte; **Stil 6:** Expressiv Vielseitige; **Stil 7:** Freizeitorientierte Gesellige; **Stil 8:** Traditionelle zurückgezogen Lebende; **Stil 9:** Traditionelle freizeitaktive Ortsverbundene

1: Rekodierung Stellung im Beruf zur Statushierarchie (bzw. zu „Autonomie in der Tätigkeit“; Hoffmeyer-Zlotnik 1994, S. 137f.): 1: Un- und angelernte Arbeiter; 2: Selbständige Landwirte; 3: Akademische Berufe und Selbständige mit einem Mitarbeiter oder allein, Mithelfende Familienangehörige, Beamte im mittleren Dienst, Angestellte, die schwierige Aufgaben nach allgemeiner Anweisung selbständig erledigen, sowie Vorarbeiter und Kolonnenführer, 4: Akademische freie Berufe sowie Selbständige mit zwei bis neun Mitarbeitern, Beamte im gehobenen Dienst, Industrie- und Werkmeister im Angestelltenverhältnis, Angestellte, die selbständig arbeiten und begrenzte Verantwortung für andere tragen, und Meister/Poliere; 5: Akademische freie Berufe sowie Selbständige mit mehr als 10 Mitarbeitern, Beamte im höheren Dienst, Richter und Angestellte mit umfassenden Führungsaufgaben und Entscheidungsbefugnissen.

2: Unter der Prämisse, dass die Personen eines Haushaltes gemeinsam wirtschaften und damit weniger Geld benötigen als allein lebende, wurde folgende Gewichtung nach Anzahl der Personen im Haushalt vorgenommen: Alleinlebende: 1; zwei Personen: 1,8; drei Personen: 2,5; vier Personen: 3,2 usw.

Quelle: Spellerberg 1996, S. 176; Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1993, Befragte bis zu 61 Jahren, Hervorhebungen D.W.

a) Beruflicher Status

Bei der näheren Betrachtung der in der vorangegangenen Tabelle dargestellten Daten lassen sich bereits im ersten Viertel der Tabelle, in welcher der Zusammenhang zwischen beruflichem Status und Lebensstil dargestellt ist, einige interessante „Trends“ beobachten. Zwar lassen sich für die ermittelten Lebensstilgruppen in allen Fällen Verteilungen über die gesamte oder annähernd gesamte Bandbreite der festgelegten 5 Statusgruppen beobachten, dennoch ist diese Verteilung offensichtlich keineswegs gleichmäßig oder „zufällig“ (weiterhin ist anzumerken, dass eine feinere Unterteilung der Statusgruppen auch differenziertere Ergebnisse hervorgebracht hätte). Für alle Lebensstilgruppen gilt, dass zwei Statusgruppen jeweils deutlich mehr als die Hälfte bis hin zu $\frac{3}{4}$ der beobachtbaren Varianz abdecken. Diese beiden beruflichen Statusgruppen sind zudem stets Nachbarn innerhalb der Hierarchie, so dass zunächst generell festgehalten werden kann, dass innerhalb jedes Lebensstils so etwas wie ein typischer Kern der anzutreffenden Berufe und Positionen innerhalb der Statushierarchie zu beobachten ist. Die entsprechenden Spaltenprozente sind in der Darstellung grau unterlegt und lassen folgende Schwerpunkte erkennen:

1. Ganzheitlich kulturell Interessierte: 76% in den Statusgruppen 3 und 4. Dies entspricht grundsätzlich der Erwartung, dass in dieser Gruppe, welche der etablierten Kultur zugerechnet werden kann, mittlere bis überdurchschnittliche Statuslagen anzutreffen sein dürften. In dieses Bild passt auch, dass in diesem Stil die höchste Statusgruppe 5 deutlich überrepräsentiert ist und mit 10% den zweithöchsten Wert aller Gruppen erreicht. Die Statusgruppen 1 und 2 hingegen sind deutlich unterrepräsentiert.
2. Etablierte beruflich Engagierte: Hier zeigt sich ein noch deutlicheres Bild als bei Lebensstil 1. 87% der Angehörigen dieser Gruppe sind den Statusstufen 3 und 4 zugeordnet. Mit 12% findet sich hier der höchste Anteil an Personen mit dem höchsten Status 5. Verschwindend gering bzw. im Fall der Statusstufe 1 gleich null ist der Anteil der niedrigeren Hierarchiepositionen. Dieser Lebensstil verfügt insgesamt über den höchsten Berufsstatus.
3. Postmaterielle aktive Vielseitige: Auch hier liegt das Übergewicht auf den „Statusklassen“ 3 und 4 mit insgesamt 81%. Allerdings findet sich mit 6% nur ein durchschnittlicher Wert für die Statusgruppe 5. Dies ließe die Vermutung

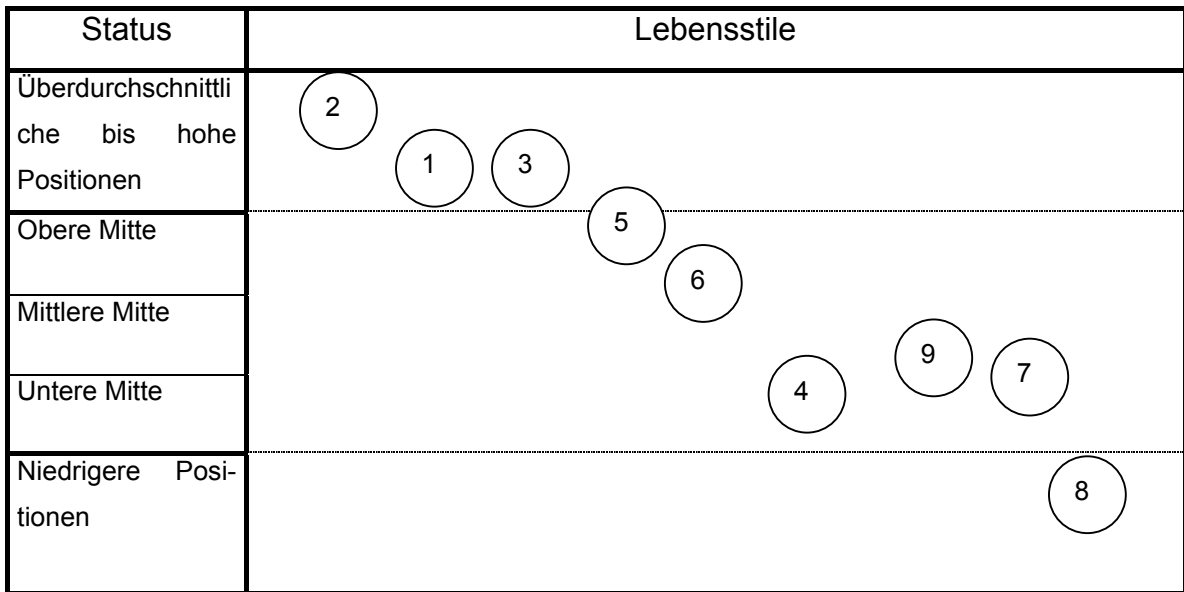
zu, dass sich in diesem Punkt ein Zusammenhang zu den „postmateriellen“ Orientierungen dieser Gruppe herstellen ließe.

4. Häusliche Unterhaltungssuchende: Hier liegt der Schwerpunkt auf den Statusgruppen 2 und 3. Dieser Schwerpunkt fällt allerdings mit 59% nicht so deutlich aus wie bei den Gruppen der etablierten Kultur. Insgesamt zeigt dieser Lebensstil die gleichmäßigste Verteilung über alle 5 Statusstufen, ist allerdings bei den hohen Statuswerten 4 und 5 deutlich unterrepräsentiert. Für den niedrigsten Status 1 wird hingegen mit 21% der zweithöchste Wert unter den vertretenen 9 Lebensstilgruppen erreicht. Insgesamt tendiert dieser Stil also eher zu unterdurchschnittlichen Lagen innerhalb der Berufshierarchie.
5. Pragmatisch Berufsorientierte: Der Kern der Verteilung liegt wie bei den Stilen der etablierten Kultur bei den Statusstufen 3 und 4, fällt aber mit 64% sichtbar geringer aus. Auch sind die Werte für die unterdurchschnittlichen Statuspositionen deutlich höher als bei den Stilen der etablierten Kultur. Innerhalb der Gesamtstruktur zeigt dieser Stil dennoch einen gewissen Trend zu leicht überdurchschnittlichen Statuslagen. Grob gesagt stellt er die „obere Mitte“ dar.
6. Expressiv Vielseitige: Dieser mit lediglich 4% „kleinste“ Lebensstil erreicht mit 49% auf der mittleren Statusstufe drei den höchsten Einzelwert der gesamten Verteilung. Die „benachbarten“ Stufen 2 und 4 sind mit 19 bzw. 18% beinahe gleich stark vertreten. Insgesamt also ein eindeutig „mittiger“ Lebensstil.
7. Freizeitorientierte Gesellige: Schwerpunkt stellen hier die Statusstufen 2 und 3 mit recht eindeutigen 74% dar. Die Werte an den äußeren Grenzen, den Statusgraden 1 und 4, fallen mit 14 bzw. 12% deutlich ab. Als einziger Stil ist hier der Wert für den höchsten Status 5 gleich null. Zentrum dieses Stils ist also ebenfalls die Mitte, verglichen mit den Stilen 5 und 6 allerdings mit sichtbarer Tendenz nach unten (41% Stufe 2).
8. Traditionelle zurückgezogen Lebende: Die beiden Statusstufen mit den höchsten Prozentwerten sind hier 2 und 3. Sie ergeben eine Summe von 59%. Im Vergleich zur Lebensstilgruppe 7 also ein wesentlich kleinerer Wert mit deutlichem Trend nach „unten“, da diese Gruppe mit 23% für den niedrigsten Status 1 den Höchstwert erreicht.
9. Traditionelle freizeitaktive Ortsgebundene: Die Statusgrade 2 und 3 sind mit 30 bzw. 33% beinahe gleich stark vertreten und stellen die jeweiligen Spitzenwerte dar. Status 4 ist mit 22% zwar unterdurchschnittlich, aber trotzdem relativ

stark ausgeprägt. Statusgrad 5 wird mit lediglich 2% allerdings fast gar nicht erreicht .

Insgesamt zeigt sich also, dass sich für jede Lebensstilgruppe durchaus relativ typische Positionen innerhalb der Statushierarchie der Berufe ausmachen lassen. Darüber hinaus ist eine deutliche Verbindung zur kulturellen Ausrichtung der Gruppen zu erkennen. Grob betrachtet scheinen die Stile der Etablierten Kultur einen eher überdurchschnittlichen Status zu repräsentieren, während die Stile der modernen Kultur überwiegend in der Mitte der Hierarchie angesiedelt sind. Die beiden Stile der populären Kultur tendieren hingegen mehr (Stil 8) oder weniger (Stil 9) zu unterdurchschnittlichen Statuslagen. Dennoch finden sich auch unter den Stilen, die demselben Kulturschema zugeordnet sind, durchaus identifizierbare Unterschiede. So verfügen unter den Stilen der etablierten Kultur die „Etablierten beruflich Engagierten“ über den deutlich höchsten Status, während innerhalb des Bereichs der modernen Kultur die „Pragmatisch Berufsorientierten“ eher über einen überdurchschnittlichen und die „Häuslichen Unterhaltungssuchenden“ eher über einen unterdurchschnittlichen“ Status verfügen. Bei den „populär volkstümlichen“ Stilen kann hingegen die Gruppe der „Traditionellen, freizeitaktiven Ortsverbundenen“ eher mittleren als unteren Lagen zugeordnet werden. Insgesamt entsteht in etwa folgendes Bild:

Abb. 5.2.3. Beruflicher Status der Lebensstile



Stil 1: Ganzheitlich kulturell Interessierte; **Stil 2:** Etablierte beruflich Engagierte; **Stil 3:** Postmaterielle aktive Vielseitige; **Stil 4:** Häusliche Unterhaltungssuchende; **Stil 5:** Pragmatisch Berufsorientierte; **Stil 6:** Expressiv Vielseitige; **Stil 7:** Freizeitorientierte Gesellige; **Stil 8:** Traditionelle zurückgezogen Lebende; **Stil 9:** Traditionelle freizeitaktive Ortsverbundene
 Datenbasis: Spellerberg 1996, S.176

Insgesamt soll diese schematische Darstellung einer Art vertikalen Ordnung der Lebensstile nicht darüber hinwegtäuschen, dass innerhalb aller Stile natürlich eine gewisse Varianz an unterschiedlichen Berufsstatuslagen vorzufinden ist, wie die Zahlen der Tab. 5.2.1. aufzeigen. Dennoch ist ein Kern jeweils typischer Lagen identifizierbar, der sich für die einzelnen Stile sichtbar unterscheidet. Somit besteht offensichtlich ein erkennbarer und eindeutiger Zusammenhang zwischen den hier ermittelten Lebensstilen und dem Status der Berufspositionen. Zwar sind die beobachtbaren Verhältnisse innerhalb der einzelnen Stile durchaus im Rahmen gewisser Grenzen heterogen, aber dennoch eben nur innerhalb dieser Grenzen. Dementsprechend erlaubt die Kenntnis eines Lebensstils sicherlich keine eindeutige Einschätzung des beruflichen Status, sehr wohl aber die Erwartung typischer und somit relativ wahrscheinlicher Berufspositionen gegenüber weniger typischen. Hinsichtlich der generellen Frage nach dem Verhältnis von Lebensstilen und objektiven sozialen Lagen bleibt noch darauf hinzuweisen, dass dieser erste Schritt der Analyse ja lediglich den Status der Berufspositionen untersucht und eine ganze Reihe weiterer ungleichheitsrelevanter Faktoren hier noch nicht berücksichtigt wurden.

b) Erwerbslosigkeit

Weitere Hinweise verspricht daher die nähere Betrachtung der nächsten Kategorie, die in der Tabelle 5.2.1. dargestellt ist: des Anteils erwerbsloser Personen innerhalb der ermittelten Stiltypen. Zunächst fällt auf, dass der prozentuale Anteil von Erwerbslosen innerhalb der Stile relativ gleichmäßig verteilt ist. Für sieben der insgesamt neun Gruppen liegt der Anteil von Erwerbslosen zwischen 30 und 43%. Stärkere Abweichungen zeigen lediglich die „Pragmatisch Berufsorientierten“ (Typ 5), die mit lediglich 16% die eindeutig niedrigste Quote aufweisen, und die „Traditionell zurückgezogen Lebenden“ (Typ 8), die mit 62% den Spitzenwert aufweisen können. Während es für den Typ 5 aufgrund der für ihn ja typischen „berufsorientierten“ Einstellungen zunächst folgerichtig erscheint, dass sich die Quote der Erwerbslosen relativ niedrig darstellt, verdeutlichen sich die Ursachen dieser Verteilung bei differenzierterer Betrachtung der unterschiedlichen „Arten“ der Erwerbslosigkeit.

Grundsätzlich wird in der Tabelle 5.2.1. zwischen Rentnern, Hausfrauen, Arbeitslosen und in der Ausbildung befindlichen Personen unterschieden. Für den Typ 5 wurden hier in den Sparten Rentner (2%) , Arbeitslose (1%) und Hausfrauen (4%) jeweils sehr niedrige bis niedrigste Werte ermittelt. Bei den Auszubildenden liegt das Niveau mit 9% etwas höher, aber insgesamt dennoch im unteren Drittel der Verteilung aller neun ermittelten Stile. Dieses Ergebnis lässt den Schluss zu, dass es sich beim Typ 5 überwiegend um Personen mittleren Alters (wenig Rentner, Auszubildende) mit insgesamt gesichertem materiellem Status (so gut wie keine Arbeitslosigkeit) und relativ modernen oder zumindest „nicht allzu konservativ-traditionellen“ Wertvorstellungen handelt, was sich im hohen Anteil erwerbstätiger Frauen spiegelt. Am sichersten erscheint jedoch der Zusammenhang zwischen der Altersstruktur und der für einen Lebensstil typischen Binnenstruktur der beobachtbaren Erwerbslosigkeit zu sein. Wie oben bereits erwähnt, bildet der Typ 8 mit der deutlich höchsten Erwerbslosenquote von 62% das andere „Extrem“ der Verteilung. In diesem Stil finden sich die meisten Rentner (15%) und mit Abstand die meisten Hausfrauen (39%). Dementsprechend scheint es sich hier um einen relativ „alten“ Lebensstil zu handeln, dessen eher traditionelle Werthaltungen sich möglicherweise auch in einem hohen Anteil an Hausfrauen niederschlagen. Erwartungsgemäß für eine Gruppe mit dieser überdurchschnittlichen Quote von Er-

werbslosen ist auch die niedrige Position in der Statushierarchie der Berufe. Differenziert nach „Kulturtypen“ stellt sich die Verteilung folgendermaßen dar:

Etablierte Kultur

Auf den ersten Blick überraschend hoch erscheint die Erwerbslosigkeit in den Stiltypen 1 (Ganzheitlich kulturell Interessierte) und 2 (Etablierte beruflich Engagierte), die mit 41 bzw. 40% sogar knapp über dem Durchschnitt liegt. Für den Stil 1 ist hierfür eine überdurchschnittlich hohe Quote von Hausfrauen (20%) und beim Stil 2 von „Auszubildenden“ (19%) mit verantwortlich. Beim Stil 1 könnte dies mit dem vermutlich höheren Alter und relativ traditionellen Orientierungen und Wertvorstellungen zusammenhängen. Der weibliche Part als Hausfrau und Mutter ist hier möglicherweise normaler als in einigen moderneren Lebensstilen. Dafür spricht auch die in den Freizeitaktivitäten gewählte Beschränkung auf den eher häuslichen Umkreis dieser Stilgruppe (s.a. Abb. 5.2.2.). Der relativ hohe Anteil an Auszubildenden bei den „Etablierten beruflich Engagierten“ deutet darauf hin, dass die Alterstruktur dieses Stiles vermutlich niedriger ist als z.B. die des Lebensstil 1, wofür auch die geringere Anzahl an Hausfrauen und die aktivere Lebensführung spricht. Gleiches gilt im Prinzip für die Unterschiede zwischen den Lebensstilgruppen 2 und 3. Den „Postmateriellen aktiven Vielseitigen“ gehören mit 32% sehr viele Auszubildende und dagegen kaum Rentner und Hausfrauen an. Es scheint sich hier also um einen ausgesprochen jungen Lebensstil zu handeln, der innerhalb der Stile der etablierten Kultur auch die am stärksten modernisierten (namentlich: postmateriellen) Werthaltungen und Verhaltensmuster zeigt.

So wird am Beispiel der etablierten Stile deutlich, dass die bloße Anzahl der Nichterwerbstätigen zunächst nur wenig Aufschluss über mögliche vertikale Ungleichheiten zwischen den ermittelten Stilgruppen gibt. Ein deutlicheres Bild ergibt sich erst, wenn zwischen den verschiedenen Formen von Erwerbslosigkeit differenziert wird. So konnte festgestellt werden, dass eine sogar leicht überdurchschnittliche Erwerbslosenquote angesichts der ebenso überdurchschnittlichen Anteile an Hausfrauen oder Auszubildenden nicht unbedingt im direkten Widerspruch zur hohen Position innerhalb der Statushierarchie der Berufe stehen muss. Vielmehr scheinen hier Zusammenhänge zur Altersstruktur der entsprechenden Gruppe und zu den Werthaltungen, Orientierungen und Lebensweisen der jeweiligen Stile zu bestehen. Diese Vermutung deckt sich mit der Positionierung der Gruppen in der Abb. 5.2.2.. Dort findet in der horizontalen Dimension eine Einord-

nung gemäß des „Aktionsradius“ zwischen häuslichem und außerhäuslichem Umkreis statt. Je weiter ein Stil in Richtung „außerhäuslich“ eingeordnet werden kann, desto jünger, aktiver und somit auch „modernisierter“ dürften die beteiligten Personen sein. Die Differenzierung der Gesamtmenge an Erwerbslosen in Rentner, Hausfrauen, Auszubildende und Arbeitslose entspricht in etwa den nach dieser horizontalen Zuordnung zu erwartenden Mustern. Hier zeigt sich also auch eine interessante Verbindung zur soziokulturellen Binnenstruktur der Lebensstile, die jedoch keinen Widerspruch zur vertikalen Dimension, die sich z.B. in der Statushierarchie der Berufe zeigt, darstellt.

Moderne Kultur

Im Prinzip vergleichbare Muster wie bei den oben diskutierten Stilen der „Etablierten Kultur“ lassen sich auch für diejenigen, die der „Modernen Kultur“ zugeordnet sind, konstatieren. Mit den „Häuslichen Unterhaltungssuchenden“ und den „Freizeitorientierten Geselligen“ finden sich auch hier zwei Stile mit (leicht) überdurchschnittlichen Erwerbslosenquoten. Während dies für den Typ 4, trotz der höchsten Arbeitslosenquote von 7%, zum großen Teil mit einem deutlich überdurchschnittlichen Wert bei den Hausfrauen zusammenhängt (27%), hat der Stiltyp 7 mit 31% sehr viele Auszubildende unter den Erwerbslosen. Ähnlich wie bei den oben konstatierten Differenzen innerhalb der Stile der etablierten Kultur liegt auch hier die Vermutung nahe, dass sich diese beiden Stile merklich in der Altersstruktur unterscheiden, zumal sich wiederum dieser speziellen Zusammensetzung innerhalb der Gruppe der Erwerbslosen (also hoher Anteil Hausfrauen bzw. Auszubildende) entsprechend auch die zu erwartende Zuordnung in der Dimension des „Aktionsradius“ (Abb. 5.2.2.) beobachten lässt. So findet sich der Stil 4 am rechten, also „häuslichen“ Pol, und der Stil 7 am entgegengesetzten Ende der Verteilung wieder.

Interessanterweise wird an dieser Stelle ein gewisser Widerspruch in den von Spellerberg benutzten Begriffen deutlich. Dieser liegt in der Überschneidung der in der Abb. 5.2.2. erkennbaren vertikalen Differenzierung in etablierte, moderne und populäre Kultur sowie der mit dem Begriff „Aktionsradius“ gekennzeichneten horizontalen Verteilung. Denn auch in der Unterscheidung der verschiedenen „Häuslichkeitsgrade“ der Lebensstile ließen sich, der allgemeinen Interpretation gesellschaftlicher Modernisierung folgend, so etwas wie unterschiedlich moderne

Werthaltungs- und Verhaltensmuster vermuten. Indikatoren hierfür wären z.B. unterschiedliche Anteile an Rentnern, Hausfrauen oder Auszubildenden, die signifikant mit der Altersstruktur der jeweiligen Stile im Zusammenhang stehen müssten (was im Folgenden noch genauer zu prüfen ist). Dieser Betrachtungsweise folgend, sind es also folgerichtig die „jüngeren“ Stile, die in der Freizeit außerhäuslich am stärksten aktiv sind und somit zumindest in diesem Bereich am weitesten entfernt von eher traditionellen Werten der Sorte „trautes Heim und Familie“ zu sein scheinen. Gemäß der allgemein angenommenen Verbindung zwischen Wertewandel und Modernisierung wären diese Stile also im Prinzip modernisierter als jene am „häuslichen“ Pol der Verteilung. Vor allem in Bezug auf die Stile der „etablierten“ und der „modernen“ Kultur dürfen also die Begriffe „modern“ und „etabliert“ nicht darüber hinwegtäuschen, dass hier wohl eher eine Einschätzung der soziokulturellen und sozialen Bedeutung der jeweiligen Stile als eine allgemeine Charakterisierung der beobachtbaren Handlungsmuster und Lebensweisen gemeint ist. Insofern lassen sich z.B. also auch innerhalb der Stile der „etablierten Kultur“ vermutlich traditioneller eingestellte Typen von moderneren unterscheiden. Zusammengefasst kann und sollte also aus der Bezeichnung „moderne Kultur“ nicht abgeleitet werden, dass sich ausschließlich hier die „neuen“, individualisierten oder „wertegewandelten“ Lebensstile identifizieren lassen. Das Element des Wandels oder der Modernisierung muss also auch innerhalb der anderen Lebensstile beachtet werden.

Innerhalb der Stile der modernen Kultur fällt weiterhin auf, dass sich bei den beiden „mittleren“ Typen 5 und 6 die generell niedrigsten Erwerbslosigkeitsquoten unter allen identifizierten Stilen finden. Dies gilt insbesondere für den Stil 5, die „Pragmatisch Berufsorientierten“, die mit einer stark vom Durchschnitt (39%) abweichenden Erwerbslosenquote von 16% ihrer „Berufsorientierung“ gerecht werden und in beinahe allen Einzelbereichen deutlich unterrepräsentiert sind. Arbeitslosigkeit gibt es mit lediglich 1% nur in sehr geringem Maße, Rentner (2%) und Hausfrauen (4%) stellen ebenso eine Ausnahme bei diesem Lebensstil dar. Den höchsten, wenn auch ebenfalls unterdurchschnittlichen Wert erreichen hier die Auszubildenden mit 9%. Diese geringe Erwerbslosigkeit entspricht weiterhin der zuvor betrachteten Hierarchie der Berufe, in welcher der Stil 5 die höchste Position unter denen der modernen Kultur erreicht. Innerhalb der Berufshierarchie und auch in Bezug auf die niedrige Erwerbslosenquote wird er vom Stil 6 gefolgt,

den „Expressiv Vielseitigen“, die mit nur 4% Gesamtanteil den quantitativ „kleinsten“ unter den ermittelten Stiltypen darstellen und mit 30% Erwerbslosen zwar deutlich höher als der Stil 5, aber niedriger als alle anderen Stile liegen. Diese Gruppe liegt in keiner Sparte über dem Durchschnitt und mit nur 7% Auszubildenden deutlich darunter. Möglicherweise ist der aktiv vielseitige Lebensstil nur mit einem gewissen Einkommen zu finanzieren.

Populär volkstümliche Kultur

Unter den beiden Stilen der populären Kultur sticht zunächst die sehr hohe Erwerbslosigkeit bei den „Traditionell zurückgezogen Lebenden“ (Stil 8) hervor, die mit 62% den absoluten Spitzenwert der Verteilung erreichen. Ebenfalls „Spitze“ ist dieser Lebensstil erwartungsgemäß bei der Anzahl der Rentner (15%) und Hausfrauen (39%). Mit 5% finden sich weiterhin recht viele Arbeitslose, mit 1% dagegen fast keine Auszubildenden. Wesentlich weniger Erwerbslose werden dem Stil 9 mit 32% zugeordnet, wenngleich sich auch hier mit 14% viele Rentner finden. Bezogen auf die Statushierarchie der Berufe liegt die Vermutung nahe, dass der relativ hohe Anteil an Rentnern mit der niedrigen Position, die diese beiden Stile dort einnehmen, zusammenhängt. Dennoch ist der Stil 9 erwartungsgemäß in dieser Dimension deutlich höher einzuordnen als der Stil 8 und auch im Hinblick auf die Lebensweise anscheinend der mobilere und aktivere.

Insgesamt betrachtet fällt es bei den Erwerbslosenquoten wesentlich schwerer als bei der Statushierarchie der Berufe, einen eindeutigen ungleichheitsrelevanten Bezug zwischen Erwerbslosigkeit und den hier ermittelten Lebensstilen herzustellen. Zwar gibt es einige erkennbare Zusammenhänge, wie etwa die überdurchschnittliche Anzahl an Arbeitslosen in den Stilen 4 und 8, der hohe Anteil an Rentnern in den Stilen 8 und 9 oder die geringe Erwerbslosigkeit in den Stilen 5 und 6, aber kein einheitlich vertikal interpretierbares Muster, in dem sich die Stile im Sinne objektiver Besser- oder Schlechterstellung klar voneinander abgrenzen ließen. Hierzu muss jedoch angemerkt werden, dass der Zusammenhang zwischen Erwerbslosigkeit und vertikaler sozialer Ungleichheit, gerade unter Berücksichtigung der verschiedenen Arten von Erwerbslosigkeit, ohnehin nicht so eindeutig ausfallen dürfte, wie z.B. derjenige zur Berufshierarchie. In diesem Sinne wäre es eher überraschend gewesen, hätte die separate Betrachtung der Erwerbslosigkeit in den hier ermittelten Lebensstilen eine eindeutige vertikale Ord-

nung zutage gebracht. Dennoch stellt dieser Befund keinen Widerspruch zu der Vermutung dar, zwischen Lebensstilen und vertikaler Struktur bestehe ein beobachtbarer Zusammenhang. Da hier ja Erwerbslosigkeit nicht gleich Arbeitslosigkeit bedeutet, können die Anteile an Rentnern, Hausfrauen oder Auszubildenden, die z.B. auf den ersten Blick überraschend hoch anmutenden Erwerbslosenquoten in den Stilen der etablierten Kultur, die ja vergleichsweise hohe Positionen in der Statushierarchie der Berufe einnehmen, plausibel machen (im schichtungssoziologischen Sinne wäre eine weitere Differenzierung, z.B. welche Art von Ausbildungen in den Stilen vorliegen, wünschenswert).

Weiterhin ergeben sich gerade aus der internen Zusammensetzung der Gruppe der Erwerbslosen einige interessante Hinweise auf die soziodemographische Struktur der jeweiligen Lebensstiltypen und somit auch auf die objektive Lage der betreffenden Personen. Diese Hinweise erlauben z.B. Rückschlüsse auf die Altersstruktur, gemäß der beobachtbaren Anteile an z.B. Rentnern oder Auszubildenden. Speziell der Anteil an Hausfrauen verdient auch noch in einem anderem Kontext Beachtung, da die Vermutung, dass eine hohe Hausfrauenquote möglicherweise ein Indikator für eher traditionelle Werthaltungen sein könnte, nicht ganz von der Hand zu weisen ist. Dafür spricht auch, dass die Lebensstile mit vielen Hausfrauen auch jene zu sein scheinen, die vermutlich überdurchschnittlichen Alters und in ihren Aktivitäten eher häuslich sind. Die umgekehrte Überlegung lässt sich dementsprechend für die Stiltypen mit hohen Anteilen von Auszubildenden anstellen. Die generell sehr niedrige Menge von Erwerbslosen in den Stilen 5 und 6 lässt hingegen auf Personen mittleren Alters und gesicherten beruflichen Status schließen, was wiederum eindeutig der vertikalen Struktur der Berufe entspricht (s.a. Abb. 5.2.4.).

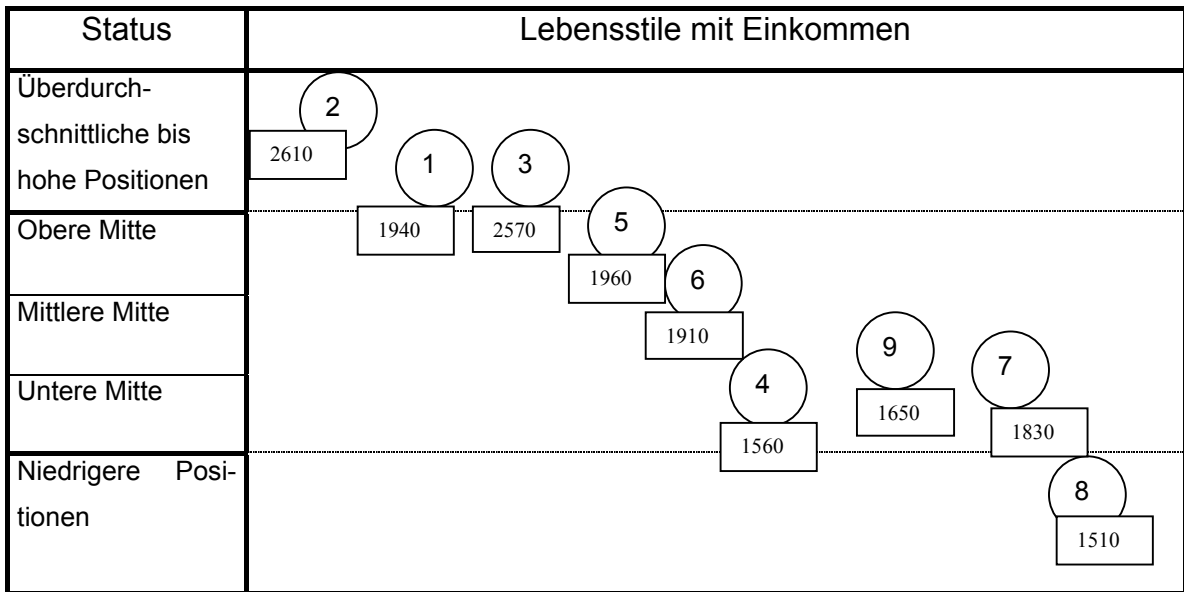
Insgesamt resultieren aus der Betrachtung der Zusammensetzung und Anzahl von Erwerbslosen innerhalb der untersuchten Lebensstile eine Reihe von Hinweisen auf die objektive Situation und auch den soziokulturellen Charakter der zugeordneten Personen, der auch (aber nicht nur) die Dimension vertikaler Schichtung berührt, aber erst durch zusätzliche Informationen etwa über Beruf und Einkommen genauer interpretierbar wird. Aus diesem Grund werden im Folgenden die Einkommensverhältnisse der 9 identifizierten Lebensstile näher analysiert.

c) Einkommen

Der dritte Faktor, der im Kontext „Schichtung nach Lebensstilen“ in der Tab. 5.2.1. analysiert und dargestellt wird, ist das „gewichtete Haushaltsnettoeinkommen pro Kopf“. Ermittelt wurde hier das Durchschnittseinkommen innerhalb der Stile sowie die Anzahl der Personen, die sich im untersten bzw. höchsten Quintil der jeweiligen Gesamtverteilungen befinden. Im Vergleich zwischen den Stilen liegt die Bandbreite der Einkommen zwischen DM 1.510,- (Stil 8) und DM 2.610,- (Stil 2). Ausgehend von der These, es bestehe ein Zusammenhang zwischen objektivem Status und den hier ermittelten Lebensstilen, sollte sich eine vertikale Struktur innerhalb der entsprechenden Einkommensverhältnisse nachweisen lassen. Dabei versteht es sich zwar zunächst von selbst, dass die angegebenen Pro-Kopf-Einkommen in einer Art Rangfolge angeordnet werden können, die oben genannten Differenzen von bis zu über DM 1000,- rechtfertigen jedoch die Annahme, dass diese Unterschiede durchaus von sozialer Bedeutung und struktureller Relevanz sind. Ferner zeigen auch die ermittelten Werte für das oberste und unterste Quintil der Lebensstil-internen Verteilung (Tab. 5.2.1.), dass gerade am oberen und unteren Ende der Einkommensskala eher noch eine weitere Tendenz nach oben oder unten sichtbar wird, so dass davon auszugehen ist, dass eine größere Gruppe von Personen innerhalb der entsprechenden Stile über- bzw. unterhalb der entsprechenden Durchschnittseinkommen liegt.

An diesem Punkt sei daran erinnert, dass im Bezug auf die jeweiligen Positionen innerhalb der Statushierarchie der Berufe bereits der Versuch unternommen wurde, die hier diskutierten Lebensstile in eine Art vertikale Ordnung zu bringen, die auch in der Abb. 5.2.3. graphisch dargestellt ist. Inwiefern sich diese Struktur mit den entsprechenden Einkommensverhältnissen deckt, soll in der Abb. 5.2.4. veranschaulicht werden.

Abb. 5.2.4. Beruflicher Status der Lebensstile und Einkommen¹



¹Gewichtetes Haushaltsnettoeinkommen pro Kopf

Stil 1: Ganzheitlich kulturell Interessierte; Stil 2: Etablierte beruflich Engagierte; Stil 3: Postmaterielle aktive Vielseitige; Stil 4: Häusliche Unterhaltungssuchende; Stil 5: Pragmatisch Berufsorientierte; Stil 6: Expressiv Vielseitige; Stil 7: Freizeitorientierte Gesellige; Stil 8: Traditionelle zurückgezogen Lebende; Stil 9: Traditionelle freizeitaktive Ortsverbundene
 Datenbasis: Spellerberg 1996, S.176

Insgesamt zeigt sich hier zunächst ganz deutlich, dass die Verteilung der gewichteten Pro-Kopf-Einkommen beinahe parallel zur Hierarchie der Berufe verläuft und kaum größere Abweichungen erkennen lässt. Die einzigen überhaupt identifizierbaren Unterschiede sind für die Stile 1 („Ganzheitlich kulturell Interessierte“), den Stil 7 („Freizeitorientierte Gesellige“) und den Stil 4 („Häusliche Unterhaltungssuchende“) zu konstatieren.

Der Stil 1, in der Hierarchie der Berufe nur mit lediglich geringem Abstand zu Stil 3 auf dem 2. Platz der abgeleiteten Rangfolge, befindet sich hier auf dem 4. Platz und hat gewissermaßen mit Stil 5 getauscht. Lediglich auf diese Rangfolge bezogen, befindet er sich zwar immer noch unter den „führenden“ Stilen, der Abstand zu den anderen beiden Stilen der etablierten Kultur mit jeweils über DM 500,- erscheint jedoch beträchtlich. In diesem Kontext müssten weitere Informationen zur soziodemographischen Binnenstruktur dieses Lebensstils herangezogen werden. Da es sich ja hier um gewichtete Pro-Kopf-Einkommen handelt, sollte z.B. untersucht werden, ob die Größe der Haushalte bzw. die Zahl der zusammenlebenden Personen eventuell höher ist als bei den Stiltypen 2 und 3. Hinweise hierzu könnte auch eine nochmalige Betrachtung der zuvor bereits diskutierten

Erwerbslosenzahlen liefern. Ist die generelle Anzahl an Erwerbslosen mit etwa 40% bei den Stilen der etablierten Kultur in etwa gleich, zeigen sich bei der Zusammensetzung dieser Gruppen doch einige Unterschiede. Auffällig ist, dass sich beim Stil 1 die meisten Hausfrauen und die wenigsten Auszubildenden finden. Bezogen auf die Berechnung des Pro-Kopf-Einkommens bedeutet dies natürlich eine Minderung durch die nicht erwerbstätige Hausfrau als Teil eines Mehr-Personen-Haushalts und könnte darüber hinaus auch darauf hindeuten, dass sich im Stil 1 generell eine größere Anzahl von solchen Mehr-Personen-Haushalten identifizieren lassen könnte. Dafür spricht auch, dass sich in den Stilen 2 und 3 mehr Auszubildende befinden, was, zumal es sich hier um jüngere Personen handeln dürfte, vermutlich auch zu einer höheren Anzahl von Single-Haushalten führt.

Etwas „verbessert“ im Vergleich zur beruflichen Dimension zeigt sich weiterhin auch der Stil 7 („Freizeitorientierte Gesellige“). Vor allem verglichen mit den Stilen 4 und 9, die bei den Berufen vergleichbare Werte erreichten, wurde ein relativ hohes Einkommen ermittelt. Auch hier stellt sich zunächst die Frage nach Unterschieden in den beteiligten Haushaltsformen. In diesem Fall könnte der sehr große Anteil an Auszubildenden ein Hinweis auf eine größere Anzahl von Single-Haushalten bzw. im Schnitt kleineren Haushalten sein, während in den Stilen 4 und vor allem 9 anscheinend im Vergleich ältere Personen zu finden (Rentner, Hausfrauen) sind, die wahrscheinlich eine größere Anzahl an Mehr-Personen-Haushalten bilden. Möglicherweise ist dies ein Grund für das im Verhältnis zur Berufshierarchie relativ geringe Pro-Kopf-Einkommen.

Insgesamt zeigt jedoch die Verteilung der Einkommen eine eindeutige Bestätigung der anhand der Dimension des beruflichen Status grob entworfenen vertikalen Reihen- oder „Rangfolge“ der Spellerberg-Lebensstile, die auch deren Unterteilung in etablierte, moderne und populäre Kultur in etwa entspricht und die These eines Zusammenhanges zwischen soziokulturellen Bedeutungszusammenhängen und objektiven Lagen weiter stützt.

Interessant erscheint es hier auch, noch einmal das Maß der Differenzen zwischen den Einkommen der Lebensstile zu betrachten. Innerhalb der Gesamtstruktur ließen sich in etwa 3 Gruppen unterscheiden, unter denen nur geringfügige Einkommensunterschiede zu beobachten sind, während zwischen diesen Gruppen relativ große „Risse“ innerhalb des Einkommensniveaus zu beobachten sind, wie der folgende Überblick veranschaulichen soll:

1. Überdurchschnittliche/Hohe Einkommen (Durchschnitt: DM 1.930,-):

Typ 2: Etablierte beruflich Engagierte; Einkommen: DM 2.610,-; Anteil: 13%

Typ 3: Postmaterielle aktive Vielseitige; Einkommen: DM 2.570,-; Anteil: 10%

Hohe Einkommen Gesamtanteil: 23%

2. Durchschnittliche/ Mittlere Einkommen:

Typ 5: Pragmatisch Berufsorientierte; Einkommen: DM 1.960,-; Anteil: 15%

Typ 1: Ganzheitlich kulturell Interessierte; Einkommen: DM 1.940,-; Anteil: 10%

Typ 6: Expressiv Vielseitige; Einkommen: DM 1.910,-; Anteil: 4%

Typ 7: Freizeitorientierte Gesellige; Einkommen: DM 1.830,-; Anteil: 13%

Mittlere Einkommen Gesamtanteil: 42%

3. Unterdurchschnittliche Einkommen:

Typ 9: Tradition. Freizeitakt. Ortsverbund.; Einkommen: DM 1.650,-; Anteil: 11%

Typ 4: Häusliche Unterhaltungssuchende; Einkommen: DM 1.560,-; Anteil: 14%

Typ 8: Traditionelle zurückgezogen Lebende; Einkommen: DM 1.510; Anteil: 11%

Unterdurchschnittliche Einkommen Gesamtanteil: 36 %

Insgesamt ist festzustellen, dass der Einkommensabstand von den mittleren zu den hohen Einkommen wesentlich größer ist als der von den niedrigeren zu den mittleren. So gesehen ließe sich durchaus diskutieren, wie stark sich diese Differenz in der tatsächlichen Lebensführung auswirkt, bzw. wie die hier unternommene Einordnung „jenseits“ der Mitte zu bewerten ist. Den objektiven Einkommensverhältnissen zufolge ist die hier dargestellte Unterteilung jedoch eindeutig und nachvollziehbar. Andererseits ist diese grundsätzliche Einteilung in „hoch“, „mittel“ und „niedrig“ nicht unbedingt mit den leicht assoziierbaren Bedeutungen und Begrifflichkeiten der Schichtungssoziologie gleichzusetzen. Zwar stellt sie ein greifbares Argument für ein „Wirken“ der vertikalen Struktur innerhalb von Lebensstilen dar, meint aber teilweise andere Zusammenhänge. So ist, was die hier vorgenommene Unterteilung nach gewichtetem Pro-Kopf-Einkommen anbelangt, unterdurchschnittlich sicher nicht eindeutig mit „Unterschicht“ gleichzusetzen, denn die Begriffe beziehen sich zunächst nur auf die „nackten“ Zahlen und beinhalten somit keine Interpretation oder Bewertung etwa im Sinne defizitärer

objektiver Möglichkeiten. Sie bedeuten in diesem Kontext also „lediglich“ eine relative Zuordnung im Sinne von „weniger als“. Dennoch zeigt sich auch hier in etwa eine den Erwartungen entsprechende Verteilung mit einer breiten Mitte (42%) und kleineren Anteilen am oberen (23%) und unteren Ende (36%). Insgesamt stellt sich dieser Trend bei genauerer Betrachtung der Zahlen jedoch weit weniger eindeutig dar, als man vielleicht erwartet haben könnte, womit sich auch der oben bereits diskutierte Unterschied zu den gängigen schichtungssoziologischen Verteilungen noch einmal deutlich zeigt. Die Gruppe der überdurchschnittlichen Einkommen mit einem Gesamtanteil von 23% und vor allem die der unterdurchschnittlichen mit 36% erscheinen überraschend stark vertreten, das Übergewicht der „Mitte“ hingegen ist nicht so eindeutig, wie man es, der gängigen These der zunehmenden Nivellierung sozialer Ungleichheiten folgend, hätte annehmen können.

Dieser Unterteilung der Spellerberg-Lebensstile nach Einkommensunterschieden folgend, soll nun die Frage nach sichtbaren Zusammenhängen zu den anderen Dimensionen der Gesamtverteilung gestellt werden. Augenscheinlich (und in der Abb. 5.2.4. entsprechend dargestellt) ist also zunächst die erwartungsgemäße Ähnlichkeit zwischen der Statushierarchie der Berufe und den Einkommensverhältnissen. Auch die „soziokulturelle“ Unterteilung der 9 Lebensstile nach Spellerberg in „Etablierte Kultur“, „Moderne Kultur“ und „Populäre Kultur“ soll in diesem Kontext noch einmal betrachtet werden.

1. Beide Lebensstile, denen hier ein hohes/überdurchschnittliches Einkommen zugeschrieben werden kann, befinden sich auch bei den Berufen an der „Spitze“ der Skala und werden von Spellerberg der „Etablierten Kultur“ zugerechnet. Innerhalb dieser drei Dimensionen also ein vollständig homogenes Bild.

2. Die Stiltypen 5, 6 und 7, die sich innerhalb der Berufshierarchie mittleren Lagen zuordnen lassen, befinden sich auch bei den Einkommensverhältnissen innerhalb dieses Bereichs. Alle drei Stile ordnet Spellerberg der „Modernen Kultur“ zu. Lediglich der Stil 7 hat sich von der eher unteren Mitte bei den Berufen etwas nach „oben“ bewegt. Auch der Stil 7 wird der modernen Kultur zugerechnet. Mit dem Stil 1 ist weiterhin ein Stil der „Etablierten Kultur“ vertreten. Im Gegensatz zur relativ hohen Position bei den Berufen hat sich dieser Stil ein Stück „Richtung Mitte“ bewegt.

3. Die Stile 4, 8 und 9, die innerhalb der Statushierarchie der Berufe drei der vier am niedrigsten anzusiedelnden Stile darstellen, befinden sich auch in der Einkommenshierarchie am unteren Ende der Verteilung. Die Stile 8 und 9 gehören zur „Populär volkstümlichen“, der Stil 4 zur „Modernen Kultur“.

Insgesamt kann an diesem Punkt weitgehende Übereinstimmung zwischen Berufsposition und Einkommensunterschieden konstatiert werden. Die Eindeutigkeit, in der sich beide Strukturen innerhalb der unabhängig von objektiven Faktoren ermittelten Lebensstilmuster identifizieren lassen, ist daher ein klarer Hinweis auf das Mitwirken vertikal-objektiver Differenzen an der Entstehung von Lebensstilen. Die weitgehende Parallelität, in der beide Verteilungen zueinander verlaufen, bestätigt diese grundsätzliche Einschätzung. Dem entspricht weiterhin auch die subjektive Schichteinstufung (s. Tab. 5.2.1.) der befragten Personen, in der sich, wenn auch mit einer gewissen „Regression zur Mitte“, die für eine subjektive Einschätzung wohl nicht untypisch wäre, die objektiven Verhältnisse im Bezug auf Beruf und Einkommen beinahe genau widerspiegeln. Die hier zunächst rein statistisch entworfene vertikale Dimension ist in diesem Sinne also kein bloßes theoretisches Konstrukt, sondern auch im Bewusstsein der Menschen existent und somit Teil der sozialen Realität.

Darüber hinaus erscheint es bemerkenswert, wie sehr sich die anhand der vorliegenden Zahlen ermittelte vertikale Struktur mit der durch Spellerberg vorgenommenen Charakterisierung der Lebensstile als „etabliert“, „modern“ oder „populär“ deckt. Das vorherrschende Grundmuster entspricht in etwa dem Prinzip, dass die Stile der „Etablierten Kultur“ über einen hohen objektiven Status verfügen, die „modernen“ Stile sich vornehmlich in mittleren Lagen befinden und die der „Populären Kultur“ eher nach unten tendieren. Dies spricht deutlich gegen die These der faktischen Unabhängigkeit bzw. rein individualistischen Deutung soziokultureller Differenzierungen. Verdeutlichen lässt sich dies auch anhand der von Spellerberg benutzten Begriffe. Wenn wir z.B. die Stile 2 und 3 als „Etablierte Kultur“ bezeichnen und sich diese Stile auch durch ihren Status als deutlich privilegierter als andere Stile erweisen, gelangen wir ohne Mühe wieder zu den Überlegungen Bourdieus, zu dessen zentralen Themen ja die Identifizierung von Machtstrukturen in soziokulturellen Bedeutungszusammenhängen zu zählen ist. Eine solche „Ahnung“ von objektiver Ungleichheit und somit auch von Machtstrukturen schwingt im Begriff von der „Etablierten Kultur“ mit. Denn in dieser

Begriffswahl deutet sich an, dass die verschiedenen Formen sozialer Kultur in ihrer Anerkennung durch die Gesellschaft nicht unbedingt gleichwertig sein müssen. Die „Etablierte Kultur“ kann sich, wie der Name schon sagt, dieser Anerkennung gewiss sein, da sie den Wahrnehmungs- und Interpretationsmustern, die in der Gesellschaft vorherrschen, entsprechend gut „angesehen“ ist. Angesichts der Tatsache, dass sich die Stile der „Etablierten Kultur“ auch objektiv-sozioökonomisch in den besten Lagen befinden, stellt sich die nicht nur im Sinne Bourdieus berechnete Frage, inwiefern sie die Werte und Normen der Gesellschaft selbst definieren, legitimieren oder auch (in ihrem Sinne) erhalten können und somit die Frage nach Macht und Herrschaft oder (etwas entschärfter) nach ungleichen Chancen und Voraussetzungen.

An diesem Punkt deutet sich eines der bisher vernachlässigten Kernprobleme der aktuellen Entstrukturierungsdebatte an: So sinnvoll es einerseits erscheinen mag, angesichts der vielseitigen sozialen Modernisierungs- und Differenzierungstendenzen der jüngeren Vergangenheit der generellen Aufwertung soziokultureller Zusammenhänge in Form von Lebensstil- oder Milieumodellen Rechnung zu tragen, so kurzfristig wäre es möglicherweise, die resultierenden Strukturen „wertfrei“ zu interpretieren und Fragen wie etwa die nach der Teilnahme an Herrschaft a priori auszublenden. Auch in diesem Sinne versteht sich die hier vertretene Forderung, objektive Strukturen und vertikal interpretierbare Ungleichheiten in die Frage nach Gestalt und Charakter der soziokulturell pluralisierten Gesellschaft zu integrieren.

5.2.3. Lebensstile und Bildung

Der nun folgende Abschnitt, der sich mit dem Zusammenhang zwischen Lebensstilen und Bildung beschäftigt, ist bei der Frage nach der strukturellen Beschaffenheit von Lebensstilen von besonderer Bedeutung. Dem Begriff Bildung haftet in der gegenwärtigen Sozialstrukturdebatte eine gewisse Paradoxie an, die in den vorangegangenen Kapiteln bereits angesprochen wurde. Sowohl in der Schichtungssoziologie als auch in den ersten zaghaften theoretischen Annäherungen an den Lebensstil- oder Milieubegriff ist der Faktor Bildung von zentraler Bedeutung. Da Bildungschancen, wie vor allem im dritten Kapitel gezeigt werden konnte, nach wie vor in hohem Maße schichtspezifisch variieren, ist der hohe Zu-

sammenhang zwischen Bildung und Lebensstilen zunächst ein Argument gegen die These einer weitgehenden Unabhängigkeit der Stile von objektiven Ungleichheiten im schichtungssoziologischen Sinne. Auf der anderen Seite spricht dieser Sachverhalt jedoch auch dafür, dass Bildung innerhalb sozialer Differenzierungs- und Pluralisierungsprozesse von maßgeblicher Bedeutung ist. Die folgende Tabelle zeigt die ermittelte Bildungsverteilung für die Spellerberg-Lebensstile:

Tab. 5.2.2. Bildung und Lebensstile

Bildungsabschluß Spaltenprozente ⁶	Lebensstilgruppen West									
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	gesamt
Keinen Abschluß, 8.Klasse	21	18	10	53	34	54	48	87	78	44
10. Klasse, Mittlere Reife	38	33	35	36	48	31	41	12	18	34
Abitur, Fachhochschulreife	42	52	56	11	18	15	11	1	4	22

Stil 1: Ganzheitlich kulturell Interessierte; **Stil 2:** Etablierte beruflich Engagierte; **Stil 3:** Postmaterielle aktive Vielseitige; **Stil 4:** Häusliche Unterhaltungssuchende; **Stil 5:** Pragmatisch Berufsorientierte; **Stil 6:** Expressiv Vielseitige; **Stil 7:** Freizeitorientierte Gesellige; **Stil 8:** Traditionelle zurückgezogen Lebende; **Stil 9:** Traditionelle freizeitaktive Ortsverbundene
Quelle: Spellerberg 1996, S. 181

Zunächst fällt deutlich auf, dass die Verteilung der Bildungsabschlüsse insgesamt (und erwartungsgemäß) stark mit der vertikalen Struktur der Lebensstile übereinstimmt, die zuvor bereits anhand der Daten in den Bereichen Einkommen und Statushierarchie der Berufe gebildet wurde und in den Abbildungen 5.2.5 und 5.2.4. veranschaulicht werden konnte. Um die Bildungsunterschiede zwischen den Stilen noch einmal in etwas übersichtlicherer Form zu verdeutlichen, kann für jeden Stil ein „Bildungsquotient“ berechnet werden. Zu diesem Zweck wird der hohen Bildung (Abitur, Fachhochschulreife) der Wert 1 zugeschrieben, die mittleren Abschlüsse erhalten den Wert 2 und die niedrigen Abschlüsse 3⁷. Werden die jeweiligen Spaltenprozente mit diesen Werten multipliziert und anschließend der Durchschnittswert ermittelt, ergeben sich folgende Bildungsvergleichswerte, die mit steigendem Zahlenwert niedrigeren Bildungsstatus widerspiegeln. Es ergeben sich somit folgende Resultate:

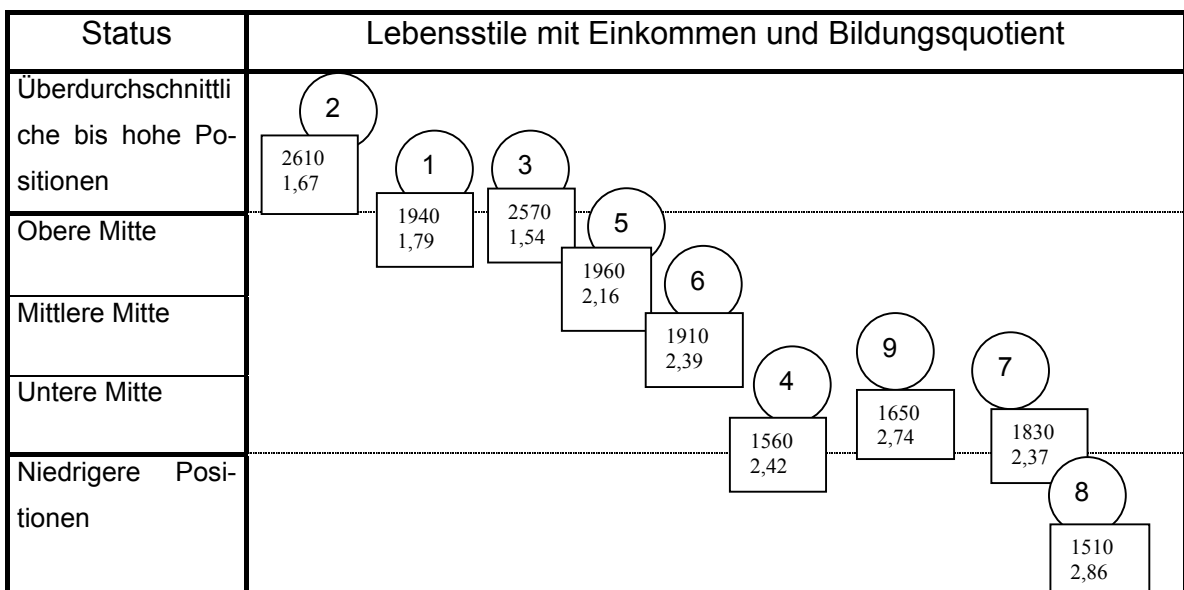
⁶ Anmerkung: Bei den Spaltenprozenten für die Lebensstile 1,2 und 3 ergeben sich Summen von über 100%. Stil 1=101%, Stil 2=103%, Stil 3=101%. Die Ursachen für diese Unregelmäßigkeiten sind im Rahmen der hier vorgenommenen Sekundäranalyse nicht ersichtlich.

⁷ Die Vergleichswerte stellen keine mathematisch begründete Gewichtung dar.

- Ganzheitlich kulturell Interessierte (Stil 1): **1,79**
- Etablierte beruflich Engagierte (Stil 2): **1,67**
- Postmaterielle aktive Vielseitige (Stil 3): **1,54**
- Häusliche Unterhaltungssuchende (Stil 4): **2,42**
- Pragmatisch Berufsorientierte (Stil 5): **2,16**
- Expressiv Vielseitige (Stil 6): **2,39**
- Freizeitorientierte Gesellige (Stil 7): **2,37**
- Traditionelle zurückgezogen Lebende (Stil 8): **2,86**
- Traditionelle Freizeitaktive Ortsverbundene (Stil 9): **2,74**

Die weitgehende Übereinstimmung mit der vertikalen Hierarchie der Berufe und den Einkommensverhältnissen kann zusammenfassend anhand dieser Vergleichswerte in der Abb. 5.2.5. veranschaulicht werden.

Abb. 5.2.5. Beruflicher Status, Einkommen¹ und Bildung der Lebensstile



¹Gewichtetes Haushaltsnettoeinkommen pro Kopf

Stil 1: Ganzheitlich kulturell Interessierte; **Stil 2:** Etablierte beruflich Engagierte; **Stil 3:** Postmaterielle aktive Vielseitige; **Stil 4:** Häusliche Unterhaltungssuchende; **Stil 5:** Pragmatisch Berufsorientierte; **Stil 6:** Expressiv Vielseitige; **Stil 7:** Freizeitorientierte Gesellige; **Stil 8:** Traditionelle zurückgezogen Lebende; **Stil 9:** Traditionelle freizeitaktive Ortsverbundene
 Datenbasis: Spellerberg 1996, S. 176, 181

Zwei Trends fallen zunächst auf. Die Übereinstimmung mit der vertikalen Dimension der Statushierarchie der Berufe ist offensichtlich für die Bildung noch eindeutiger als für die Einkommensverhältnisse. Mit Ausnahme des Stiltypen 7 verläuft

die vertikale Verteilung der Bildungsquotienten parallel zum Faktor beruflicher Status. Je niedriger die Position der Stile in der Statushierarchie, desto „schlechter“ der Bildungsquotient. Weiterhin wird deutlich, dass sich die durch Spellerberg vorgenommene Unterteilung der Lebensstile in die Grunddimensionen „Etablierte Kultur“, „Moderne Kultur“ und „Populäre Kultur“ vollkommen mit den dargestellten Bildungsverhältnissen deckt. Die Stile 1, 2 und 3, die „Etablierte Kultur“ also, liegen mit Bildungsquotienten zwischen 1,54 und 1,79 „einsam“ an der Spitze der Verteilung. Die Stile der „Modernen Kultur“ liegen mit Werten zwischen 2,16 und 2,42 in der Mitte, während die Typen der „Populären Kultur“ mit 2,74 bzw. 2,86 über die sichtbar niedrigsten Bildungsqualifikationen verfügen. Die Unterscheidung zwischen etablierten, modernen oder populären Kulturtypen ist also gleichermaßen eine Unterscheidung zwischen deutlich differierenden Bildungsniveaus.

5.2.4. Zwischenfazit - Vertikale Struktur der Lebensstile

Insgesamt kann aus der zuvor vorgenommenen empirischen Analyse der Spellerberg-Lebensstile gefolgert werden, dass sich die hier ermittelten Stiltypen bezüglich ihres objektiv-sozioökonomischen Status signifikant voneinander unterscheiden. Die drei Dimensionen Beruf, Einkommen, Bildung verlaufen darüber hinaus weitgehend parallel und konsistent zueinander und entsprechen somit der „klassischen“ schichtungssoziologischen Erwartungshaltung. Angesichts der Auswirkungen der Bildungsexpansion und der schwerer werdenden „Verwertung“ von Bildungszertifikaten auf dem Arbeitsmarkt hätten vielleicht größere Differenzen zwischen dem Faktor Bildung und den anderen beiden hier untersuchten Statusdimensionen erwartet werden können. Lediglich bei einigen Stilgruppen finden sich jedoch (in Relation zu den anderen) gewisse Übergewichte in Richtung Bildung oder Einkommen/Beruf. Bei den Stilen der „Etablierten Kultur“ hat z.B. der Stil 2 eher ein Übergewicht an Einkommen, während vor allem beim Stil 3 die Bildung proportional höher liegt als der rein materielle Status. Bei den Stilen der „Modernen Kultur“ verfügt der Typ 4 über relativ wenig Einkommen im Verhältnis zur Bildung.

Die insgesamt hohe Statuskonsistenz zwischen Bildung, Einkommen und Beruf spricht jedoch eindeutig dafür, dass objektive Lagen in Verbindung mit der Ausbildung von Lebensstilen stehen.

Innerhalb der Lebensstilverteilung lässt sich demnach eine grobe Struktur von drei verschiedenen Gruppen unterscheiden, die untereinander wesentlich feiner differieren, als mit dem Rest der Gesamtverteilung, also sozusagen „statusverwandt“ erscheinen. Stellung in der beruflichen Hierarchie, Einkommen und Bildung zusammengenommen, ergibt sich in etwa folgendes Bild einer relativen vertikalen Ordnung:

1. Überdurchschnittlicher Status: Etablierte beruflich Engagierte (Stil 2), Postmaterielle aktive Vielseitige (Stil 3), Ganzheitlich kulturell Interessierte (Stil 1)
2. Mittlerer Status: Pragmatisch Berufsorientierte (Stil 5), Expressiv Vielseitige (Stil 6), Freizeitorientierte Gesellige (Stil 7)

3. Unterdurchschnittlicher Status: Traditionelle freizeitaktive Ortsverbundene (Stil 9), Häusliche Unterhaltungssuchende (Stil 4), Traditionelle zurückgezogen Lebende

Verschiebungen (zwischen den Dimensionen Beruf, Einkommen, Bildung) innerhalb der „Rangfolge“ der Lebensstile finden praktisch nur innerhalb dieser Gruppen, also zwischen Stilen mit ähnlichem objektiven Status statt. Innerhalb dieser Gruppen, in denen sich verschiedene Stiltypen mit vergleichbarer sozialstruktureller Lage zusammenfassen lassen, findet sich eine mehr oder weniger begrenzte Anzahl von deutlich differierenden Lebens- und Verhaltensweisen. Eine Konstellation, die offenbar der im vorangegangenen Kapitel entwickelten Habitus-Theorie entspricht. Vergleichbare strukturelle Lagen bringen demzufolge eine begrenzte Anzahl differierender Stile und Formen hervor. Um sich einem Verständnis dieser soziokulturellen Unterschiede annähern zu können, gilt es zunächst also, nach anderen identifizierbaren Unterschieden als dem bis zu diesem Punkt grob ermittelten sozialen Status zu suchen.

5.3. Lebensstile und andere soziodemographische Merkmale

Die horizontale, sprich soziokulturelle Strukturierung der Gesellschaft in Lebensstil- oder Milieumodelle bindet diese Form der sozialen Differenzierung theoretisch und methodisch in der Regel an das Individuum als sozusagen letzte „unteilbare“ Einheit, die an sozialen Prozessen beteiligt ist. Die analytischen und praktischen Probleme, die mit dieser Vorgehensweise verknüpft sind, wurden in dieser Arbeit ausführlich hergeleitet und dargelegt. Ausschlaggebend für die Mängel dieser Perspektive ist jedoch nicht der eigentliche Bezug auf das Individuum, sondern die tautologische Deutungslogik dieser möglichst umfassend angelegten Modelle, in denen verschiedenste Merkmalskategorien miteinander vermischt werden.

Wie im vorigen Abschnitt gezeigt werden konnte, ist die theoretische und methodische Reduzierung der Lebensstilkategorie auf die Ebene rein soziokultureller Differenzierung und die entsprechenden Merkmalskategorien ein sinnvoller Schritt zur Restrukturierung der vorliegenden Daten und Informationen. Anhand der separaten Betrachtung der wichtigsten Merkmale von Status und objektiver sozialer Lage konnte eine grobe vertikale Struktur der Lebensstile ermittelt werden. Die gleichzeitig bestehende horizontale Differenzierung der Stile ist, ungeachtet objektiv-sozioökonomischer Zusammenhänge, jedoch im interpretativen Sinne nicht zwangsläufig unstrukturiert und unabhängig. Vielmehr bestehen weitere identifizierbare Zusammenhänge zwischen der ermittelten Verteilung der Lebensstile und einer Reihe von soziodemographischen Kategorien wie etwa Alter, Lebensphase oder Geschlecht, denen man in Abgrenzung von den eher objektiv-sozioökonomischen Merkmalen vielleicht eine besondere psychosoziale Bedeutung einräumen könnte. Die Zusammensetzung der Spellerberg-Lebensstile nach Alter und Lebensphase zeigt die Tabelle 5.3.1.

Tab. 5.3.1. Alter, Lebensphasen, Haushaltsformen nach Lebensstilen

Westdeutschland Spaltenprozent	Lebensstilgruppe									
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	ge- sam
Durchschnittsalter	41	44	30	36	37	41	27	49	49	39
Alleinlebende, jünger 40 J.	17	16	61	12	11	17	56	1	1	21
Mit Partner, jünger 40 J.	11	9	19	10	21	15	28	2	3	13
Mit Partner & Kind < 6 J.	20	6	4	34	24	9	3	14	11	15
Mit Partner & Kind 6-18 J.	19	18	7	20	20	14	9	13	22	16
Mit Partner, älter 40 J.	25	47	4	20	17	36	1	58	57	28
Ohne Partner, älter 40 J.	8	4	6	4	7	9	4	12	7	7

Stil 1: Ganzheitlich kulturell Interessierte; **Stil 2:** Etablierte beruflich Engagierte; **Stil 3:** Postmaterielle aktive Vielseitige; **Stil 4:** Häusliche Unterhaltungssuchende; **Stil 5:** Pragmatisch Berufsorientierte; **Stil 6:** Expressiv Vielseitige; **Stil 7:** Freizeitorientierte Gesellige; **Stil 8:** Traditionelle zurückgezogen Lebende; **Stil 9:** Traditionelle freizeitaktive Ortsverbundene
Quelle: Spellerberg 1996, S. 189; Datenbasis: Wohlfahrtssurvey 1993, Befragte bis zu 61 Jahren, Hervorhebungen: D.W.

Die grau unterlegten Felder markieren jeweils die Spitzen- oder deutlich überdurchschnittlichen Werte der einzelnen Lebensstile für die verschiedenen Altersstufen/Lebensphasen und können somit in Verbindung mit dem jeweiligen Durchschnittsalter bereits bestimmte Grundmuster der Verteilung sichtbar machen. Der generell hohe Zusammenhang zwischen Alter und Lebensstil, über den wie erwähnt ja auch in der einschlägigen Literatur weitgehender Konsens herrscht, bestätigt sich auch in den von Spellerberg ermittelten Werten. Das Durchschnittsalter der Stile variiert zwischen 49 und 27 Jahren und zeigt einige interessante Zusammenhänge zu den anderen jeweils typischen Merkmalen auf. Wenn in den vorhergehenden Abschnitten das Hauptaugenmerk auf der mutmaßlichen vertikalen Struktur der Stile lag, gilt es nun, die horizontale Differenzierung von Stiltypen zu untersuchen. Wie gezeigt werden konnte, existiert für die neun ermittelten Lebensstile eine grobe vertikale Struktur, die im Wesentlichen aus drei Gruppen mit vergleichbaren Lagen besteht und große Parallelen zur seitens Spellerberg vorgenommenen Charakterisierung der soziokulturellen Grundmuster mit den

Begriffen „Etablierte Kultur“, „Moderne Kultur“ und „Populär, volkstümliche Kultur“ aufweist. Wenn sich die „statusähnlichen“ Stile also objektiv nicht wesentlich unterscheiden (außer in teilweise beobachtbaren unterschiedlichen Gewichtungen im Verhältnis Bildung/Einkommen), worin liegen dann die für die horizontale Differenzierung maßgeblichen Unterschiede. Der Faktor Alter/Lebensphase scheint in diesem Kontext von zentraler Bedeutung zu sein.

Überdurchschnittlicher Status

Betrachten wir zunächst die Stile mit überdurchschnittlichem Status. Die „Etablierten, beruflich Engagierten“ (Typ 2), die über den höchsten objektiven Status verfügen, sind mit durchschnittlich 44 Jahren der älteste unter den Stilen der „Etablierten Kultur“. Die „Ganzheitlich kulturell Interessierten“ (Typ 1) liegen mit durchschnittlich 41 Jahren nur relativ knapp darunter und unterscheiden sich objektiv vor allem durch das niedrigere Pro-Kopf-Einkommen vom Typ 2. In Bezug auf die genauer differenzierte Alterstruktur unterscheiden sich diese beiden Stile vor allem in zwei Kategorien. So leben 20% der „Ganzheitlich kulturell Interessierten“ mit Partner und Kind(ern) unter 6 Jahren, während dies nur für 6% der „Etablierten beruflich Engagierten“ der Fall ist. Insgesamt finden sich im Stil 1 also deutlich mehr Familien mit Kindern.

Das mag einerseits das niedrigere Pro-Kopf-Einkommen teilweise erklären, da sich in den entsprechenden Haushalten eben auch mehr „Köpfe“ befinden. Andererseits entspricht es auch der inhaltlichen Charakterisierung der Stile, da die „beruflich Engagierten“ des Stils 2 insgesamt weniger familiär als eben beruflich orientiert sind. Kinder sind, sofern vorhanden, älter als 6 Jahre und in vielen Fällen anscheinend bereits erwachsen und aus dem Haus, denn 47% der im Stil 2 zusammengefassten Personen sind über 40 Jahre alt und leben mit dem Partner ohne Kinder zusammen. Beim Stil 1 sind es für diese Haushaltsform/Lebensphase lediglich 25%. Zumindest die „Familienplanung“ ist für den Stil 2 also wesentlich weitgehender abgeschlossen bzw. weniger aktuell als für den Stil 1. Entsprechend mehr Gewicht kann dieser Typ also auf Beruf und Karriere legen. Ebenso dürfte die größere Anzahl an jüngeren Kindern im Stil 1 ein Grund für den eher „häuslichen“ Aktionsradius (vgl. Abb. 5.2.2.) sein. Auch lässt die weniger starke Karriere-Orientierung im Stil 1 genügend Raum für die vorhandenen sozialen und kreativen Interessen, die im Einklang mit dessen hoher Bildung stehen.

Die „Postmateriellen, aktiven Vielseitigen“ sind mit durchschnittlich 30 Jahren bedeutend jünger als die anderen beiden Stile der „Etablierten Kultur“ und insgesamt der zweitjüngste Stil überhaupt. Er besteht mit 61% überwiegend aus alleinlebenden Personen unter 40 Jahren. Kinder sind dementsprechend relativ selten innerhalb dieses Stils. Wegen der geringen Größe der Haushalte erreicht dieser Typ vermutlich auch das relativ hohe Pro-Kopf-Einkommen. Aufgrund des niedrigen Alters ist der erreichte objektive Status jedoch beachtlich und es bleibt festzuhalten, dass sich diese Gruppe die ihr zugeschriebene postmaterielle Orientierung durchaus „leisten kann“. Die große Anzahl relativ junger Singles ohne Familie dürfte darüber hinaus auch mit den starken außerhäuslichen Aktivitäten dieses Typs zusammenhängen, der als vielseitig, informiert und erlebnisorientiert charakterisiert wird.

Mittlerer Status

In der vertikalen Hierarchie aus Beruf, Einkommen und Bildung liegen die Stile 5 (Pragmatisch Berufsorientierte), 6 (Expressiv Vielseitige) und 7 (Freizeitorientierte Gesellige) am nächsten beieinander. Wenngleich die strukturelle Bedeutung der „Expressiv Vielseitigen“, da sie nur 4% der Gesamtverteilung ausmachen, weniger zwingend als die der größeren Stile erscheint, finden sich hinsichtlich der Merkmale Alter und Lebensphase eindeutige Hinweise auf die unterschiedliche Lebensführung der Typen 5 und 6, die in der vertikalen Dimension denkbar dicht beieinander liegen (vgl. Abb. 5.2.7.). So ist der Stil 5 mit 37 Jahren um 4 Jahre jünger und (was von größerer Bedeutung sein dürfte) beinhaltet wesentlich mehr Familien mit Kindern. Dies gilt vor allem für Kinder unter 6 Jahren (24 zu 9%), aber auch für die älteren Kinder über 6 Jahren (20 zu 14%). Umgekehrt gibt es im Typ 6 erwartungsgemäß mehr Singles. Aufgrund der größeren Anzahl an Kindern sind die „Pragmatisch Berufsorientierten“ weniger außerhäuslich orientiert. Dass sie zum großen Teil Familien gegründet haben, könnte auch ein Grund dafür sein, dass sie um die Sicherung/Verbesserung ihres materiellen Status bemüht sind und die Themen Arbeit, Beruf und speziell auch Weiterbildung in ihren Orientierungen und Planungen eine zentrale Rolle spielen. Dieser Stil entspricht stark der Vorstellung der „normalen“ gesellschaftlichen Mitte. Demgegenüber scheinen die Interessen der Expressiv Vielseitigen eher in Richtung Selbstverwirklichung zu

gehen, wofür auch spricht, dass sie trotz ihres Durchschnittsalter von 41 Jahren relativ wenig Interesse an Themen wie Familie oder Karriere zeigen.

Am rechten Pol der horizontalen Struktur („Aktionsradius“) der Stile der „Modernen Kultur“ (Abb. 5.2.2.) finden sich die „Freizeitorientierten Geselligen“ (Stil 7) und bilden somit den „außerhäuslich aktiven“ Gegenpol zum Stil 4. Auch hier zeigen sich die zu erwartenden Zusammenhänge zu Alter und Lebensphase. Der Stiltypus 7 ist mit durchschnittlich 27 Jahren der jüngste innerhalb der Verteilung und zeigt eine entsprechenden Binnenstruktur. Mit 56% sind mehr als die Hälfte der bezeichneten Personen jünger als 40 und alleinlebend, 28% leben mit einem Partner. Alle anderen Lebensphasen/Haushaltsformen sind deutlich unterrepräsentiert, d.h. kaum Personen über 40 und nur sehr wenige Kinder. Entsprechend dieser weitgehend sicher auch altersbedingten Ungebundenheit zeigt sich die von Spellerberg skizzierte Lebensweise dieses Stils aktiv und erlebnisorientiert und unterscheidet sich somit sichtbar von den anderen Stilen der „Modernen Kultur“.

Unterdurchschnittlicher Status

Der Stil 4, die „Häuslichen Unterhaltungssuchenden“, verfügt in der vertikalen Struktur über den niedrigsten objektiven Status unter den Stilen der „Modernen Kultur“ und ist mit 41 Jahren im Durchschnitt auch der älteste. Liegt er, was die Bildung betrifft, nur sehr knapp hinter den Stilen 6 und 7, so fällt das relativ niedrige Pro-Kopf-Einkommen dieses Typus auf. Es stellt innerhalb der Gesamtverteilung das zweitniedrigste (DM 1560,-) dar und ist somit als eher unterdurchschnittlich zu bezeichnen. In diesem Zusammenhang entspricht es der Erwartung, dass sich in dieser Gruppe die meisten Familien mit Kindern finden. Insgesamt 54% der betreffenden Personen leben mit Partner und Kind(ern) zusammen, was den absoluten Spitzenwert unter allen Stilen darstellt. In 34% der Fälle sind die Kinder jünger als 6 Jahre, ein Wert, den kein anderer Stiltypus auch nur annähernd erreicht. Die dementsprechende Größe der jeweiligen Haushalte dürfte eine plausible Erklärung für das eher niedrige Pro-Kopf-Einkommen dieser Stilgruppe darstellen. Aufgrund der großen Anzahl von Kindern und vor allem auch Kleinkindern überrascht es ebenso wenig, dass die „Häuslichen Unterhaltungssuchenden“, ganz dem Namen entsprechend, denjenigen Stil der „Modernen Kultur“ mit dem kleinsten Aktionsradius darstellen. In ihren objektiven Möglichkeiten

nach materiellem Status und Lebensphase oder -situation ist diese Gruppe also relativ eingeschränkt. Passend dazu zeigt sie auch keine „besonderen“ Interessen oder ist soziokulturell besonders aktiv oder engagiert. Leichte Unterhaltung, Attraktivität, jugendliche Kleidung spielen für diesen Stil eine Rolle. Ganz intuitiv formuliert liegen die „Häuslichen Unterhaltungssuchenden“ damit irgendwie nahe am soziokulturellen „Mainstream“ der Gesellschaft.

Die „Traditionellen zurückgezogen Lebenden“ (Stil 8) und die „Traditionellen freizeitaktiven Ortsgebundenen“ (Stil 9) zeigen Alter und Lebensphase betreffend keine allzu großen Unterschiede. Beide haben ein Durchschnittsalter von 49 Jahren und sind, was die dort anzutreffenden Lebensphasen und Haushaltsformen angeht, ähnlich zusammengesetzt. Eine etwas größere Abweichung zeigt sich lediglich in der Kategorie „Mit Partner und Kind 6-18 Jahre“, in welcher der Stil 9 mit 22% deutlich stärker vertreten ist als der Stil 8 mit 13%. Den überwiegenden Anteil stellen in beiden Stilen Personen, die älter als 40 Jahre sind und mit einem Partner zusammenleben. Dennoch ist der Stil 9 offenbar wesentlich freizeitaktiver und kulturell interessierter als der Stil 8. Die Gründe hierfür scheinen in den objektiven Unterschieden zwischen beiden Gruppen begründet zu sein. So verfügen die traditionellen Freizeitaktiven sowohl über ein höheres Einkommen als auch eine etwas bessere Bildung (Abb. 5.2.5.), was es ihnen erleichtern sollte, sich in das soziale Leben zu integrieren, während der Stil 8 als etwas isoliert und hauptsächlich auf Sicherheit orientiert beschrieben wird.

Unter dem Strich bestätigt sich also der erwartete hohe Zusammenhang zwischen Alter und Lebensstilzuordnung. Zuvor angestellte Vermutungen über die Altersstruktur der Stilgruppen, etwa aufgrund der Zusammensetzung der verschiedenen Arten von Erwerbslosigkeit, bestätigen sich auf ganzer Linie. Erwartungsgemäß zeichnet sich zudem eine hohe Bedeutung des Alters für die horizontale Differenzierung der Lebensstile ab. Ausgehend von der zuvor ermittelten vertikalen Struktur der neun Stile erwies sich die Altersverteilung als signifikant für die soziokulturellen Differenzen zwischen Lebensstilen, die über einen ähnlichen Status verfügen. Dies gilt besonders auch für die meist mit dem Alter verbundenen Lebensphasen und die daraus folgenden Haushaltsformen. So ist es offensichtlich ganz maßgeblich für die zwischen den Stilen zu beobachtenden unterschiedlichen Lebensweisen (und natürlich auch ihre sozioökonomische Lage), ob alleine oder

mit Partner gelebt wird und ganz besonders, ob Kinder vorhanden sind. Gerade zwischen den Stilen, die sich nach der objektiven Lage und dem ermittelten Durchschnittsalter am nächsten stehen, erwies sich dieses Merkmal als augenscheinlichster Unterschied und plausibler Erklärungsansatz für die zugeschriebenen unterschiedlichen Orientierungen und Verhaltensweisen.

Weiterhin zeigt sich auch, dass gerade am unteren und am oberen Ende der Alterskala eindeutige Unterschiede zum Gros der mittleren Altersgruppen in den anderen Stiltypen bestehen. So finden sich die beiden „jugendlichsten“ Stile 3 und 7 mit einem Durchschnittsalter von 30 bzw. 27 Jahren in der horizontalen Verteilung der Abb. 5.2.2. am weitesten rechts, haben also den größten „Aktionsradius“ und zeigen die vielseitigsten Interessen und häufigsten außerhäuslichen Aktivitäten. Demgegenüber fällt ebenfalls auf, dass die beiden ältesten Stile 8 und 9 mit einem Altersdurchschnitt von jeweils 49 Jahren sowohl beim objektiven Status am unteren Ende rangieren als auch einen „volkstümlich, populären“, also nicht gerade modernisierten und somit weitgehend traditionellen Geschmack pflegen. Demgegenüber befindet sich der drittälteste Stil 2 (44 J.) an der Spitze der vertikalen Struktur und zeigt ebenfalls konservativ-traditionelle Einstellungen in Richtung Arbeit und Karriere.

Angesichts dieser Tendenz älterer Stile hin zu traditionelleren und jüngerer hin zu modernisierteren Einstellungen und Verhaltensformen stellt sich natürlich auch die Frage nach der individuellen Stabilität von Lebensstilen. Wie entwickeln sich die zugrunde liegenden Maßstäbe und Orientierungen innerhalb der individuellen Biographie, wechselt die Lebensstilzugehörigkeit mit dem Alter, wie stabil ist die Lebensstilzuordnung im Bezug auf die einzelne Person? Um diese Fragen beantworten zu können, wären einmal mehr größer angelegte Längsschnittstudien erforderlich, über die wir zu diesem Zeitpunkt jedoch praktisch nicht verfügen. Für die Momentaufnahme, die jedes empirisch ermittelte Strukturmodell letztlich darstellt, ist der Zusammenhang zwischen Alter/Lebensphase und Lebensstilen jedoch ein stabiler Faktor. Wenn also in Bezug auf Lebensstile oder soziale Milieus von Individualisierung und von der differenzierenden/strukturierenden Wirkung individueller Orientierungen und Motivationen gesprochen wird, muss dies keineswegs bedeuten, dass diese Orientierungen keinen identifizierbaren Regeln unterliegen oder es keine quantifizierbaren Anhaltspunkte zu ihrer Deutung oder Interpretation gibt. Soziodemographische Faktoren wie Alter, Lebensphase und

Haushaltsform zeigen starke Übereinstimmung mit der horizontalen Differenzierung von Lebensstilen und scheinen somit ein messbarer sozialer Indikator für originär individualpsychologisch entstandene Interpretationsmuster und Perspektiven zu sein.

Weitere Zusammenhänge zeigen sich z.B. auch zwischen Lebensstil und Geschlecht, wie die Tab. 5.3.2. verdeutlichen kann:

Tab. 5.3.2. Lebensstil und Geschlecht

Lebensstil	1	2	3	4	5	6	7	8	9	ge- samt
Frauenanteil in %	67	56	44	74	14	53	46	67	30	49

Stil 1: Ganzheitlich kulturell Interessierte; **Stil 2:** Etablierte beruflich Engagierte; **Stil 3:** Postmaterielle aktive Vielseitige; **Stil 4:** Häusliche Unterhaltungssuchende; **Stil 5:** Pragmatisch Berufsorientierte; **Stil 6:** Expressiv Vielseitige; **Stil 7:** Freizeitorientierte Gesellige; **Stil 8:** Traditionelle zurückgezogen Lebende; **Stil 9:** Traditionelle freizeitaktive Ortsverbundene
Quelle: Spellerberg 1996, S.187, Hervorhebungen D.W.

Zumindest für einen Teil der Stile zeigt die Verteilung eindeutig geschlechtsspezifische Muster und auch hier scheint dieser Zusammenhang erkennbar mit der horizontalen Differenzierung, also dem soziokulturellen Charakter der Stiltypen zusammenzuhängen. Ein deutliches Übergewicht an Frauen zeigt sich demnach im sozial engagierten Stil 1 und dem stark familiengeprägten Stil 4. Im pragmatisch berufsorientierten Stil 5 finden sich hingegen mit lediglich 14% nur sehr wenige Frauen. Interessant auch, dass sich bei den status- und altersähnlichen Stilen 8 und 9 sehr unterschiedliche Geschlechterverhältnisse ausmachen lassen und im relativ isolierten und zurückgezogen Lebenden Stil 8 mit 67% deutlich mehr Frauen als Männer zu finden sind, während im objektiv etwas besser gestellten und aktiveren Stil 9 die Männer klar in der Überzahl sind. Da beide Stile zu ungefähr gleichen Anteilen aus zusammenlebenden Paaren bestehen, müsste sich dieser Unterschied vor allem bei den Alleinlebenden ausmachen lassen und ließe sich möglicherweise auch als Hinweis auf die soziale und sozioökonomische Benachteiligung alleinstehender Frauen deuten.

Festzuhalten gilt es an dieser Stelle zunächst noch einmal, dass ein klarer Zusammenhang zwischen Lebensstilen bzw. den sie ausmachenden Orientierungen und Verhaltensmustern und soziodemographischen Kernkategorien wie etwa

Alter, Lebensphase, Haushaltsform oder Geschlecht besteht, was vor allem für die Ebene der horizontal-soziokulturellen Differenzierung von Bedeutung zu sein scheint.

5.4. Zwischenfazit: Die objektive Struktur der Lebensstile

Die beiden Hauptanliegen dieser Arbeit, nämlich die fortdauernde Bedeutung sozialer Ungleichheit und unterschiedlicher objektiver Lagen in der kulturell pluralisierten Gesellschaft und die Annäherung an eine theoretische wie methodische „Sozialstrukturvorstellung“, die vertikale und horizontale Differenzierung miteinander logisch verbindet, hat in den vorherigen Teilabschnitten weiter an Kontur gewonnen.

Um die Zusammenhänge zwischen beiden Strukturdimensionen auch empirisch eindeutig aufzeigen zu können, war es zunächst notwendig, von holistisch konzipierten Milieu-Modellen wie etwa denen von Schulze oder Sinus Abstand zu nehmen. Um nun die Ebene soziokultureller Differenzierung erfassen und untersuchen zu können empfiehlt sich ein „reines“ Lebensstilmodell, das sich im Gegensatz zu den hier diskutierten Milieustudien auf Merkmalskategorien individueller Einstellungen und konkreter Verhaltensweisen beschränkt, Faktoren der objektiven Lage also konzeptionell ausblendet. Diese Anforderungen erfüllt das zitierte Lebensstilmodell von Annette Spellerberg. Ein solches Lebensstilmodell hat den Vorteil, dass vertikal-sozioökonomische und horizontal-soziokulturelle Differenzierung nicht ohne theoretische Strukturierung vermengt werden. Ob und wie stark Zusammenhänge zwischen diesen beiden Dimensionen sozialer Differenzierungen bestehen, kann so in weiteren Arbeitsschritten konkret und sinnvoll untersucht werden.

Eine solche Analyse wurde hier anhand der von Spellerberg ermittelten Daten durchgeführt. Zunächst wurden die ermittelten neun Lebensstiltypen auf ihre Eigenschaften in Bezug auf die schichtungssoziologischen Kernkategorien untersucht. Die innere Struktur der Stile im Hinblick auf die Merkmale Beruf, Einkommen und Bildung wurde dargestellt und analysiert. Insgesamt konnte auf diese Weise ein eindeutiger Zusammenhang zwischen der vertikalen Statushierarchie und der Struktur und Ordnung der Lebensstile ermittelt werden. Lebensstile unterscheiden sich demnach auch anhand der dort typischerweise anzutreffenden objektiven Lagen, sie nehmen unterschiedlich hohe Positionen in der Statushierarchie der Berufe ein, zeigen unterschiedliche Einkommensniveaus und unterschiedliche Bildungsgrade. Diese Unterschiede liegen wohlgerne im jeweiligen Durchschnitt der innerhalb der Stile beobachtbaren Verteilungen und sollen nicht

über eben jene Verteilung innerhalb der Stile hinwegtäuschen, aber sie verdeutlichen dennoch, was als typisch für sie anzusehen ist, was dort mit höherer Wahrscheinlichkeit als andere Optionen anzutreffen sein dürfte. Und um nichts anderes als das Operieren mit Wahrscheinlichkeiten geht es immer, wenn von objektiven Unterschieden oder sozialen Ungleichheiten die Rede ist, so dass die hier vorgenommene vertikale Strukturierung der Lebensstile durchaus aussagekräftig ist.

Wenn sich die Lebensstile also objektiv unterscheiden, ist es folgerichtig anzunehmen, dass die subjektiv-individuelle Entstehung eines solchen Stiles auch von der objektiven Lage abhängig ist. Diese Feststellung und ihre Bedeutung steht zunächst für sich, sie ist in keiner Weise deterministisch und enthält keine Einschätzung oder Bewertung davon, wie weit diese Abhängigkeit geht. Sie sagt lediglich: Lebensstile können nicht unabhängig von objektiven sozialen Lagen betrachtet werden (bzw. sollten nicht unabhängig von ihnen betrachtet werden, wenn es um allgemeine Fragen der Sozialstruktur geht). Somit folgt sie der offenen theoretischen Konzeption, die im dritten Kapitel entworfen wurde. Die Ebene der subjektiven Einstellungen und Verhaltensweisen und die Ebene der objektiven sozialen Lage stellen demgemäß unterschiedliche Dimensionen sozialer Unterschiede dar, die nur zusammen betrachtet ein vollständiges Bild ergeben können, dass auch die Zusammenhänge und Wechselwirkungen zwischen diesen Dimensionen zu offenbaren vermag.

Einige dieser Zusammenhänge ließen sich hier anhand der objektiven Strukturierung der Spellerberg-Lebensstile aufzeigen. Die neun empirisch ermittelten Lebensstile ergeben - auf Beruf, Einkommen und Bildung bezogen - also nicht nur eine vertikale Struktur, sondern zeigen auch spezifische Verteilungsmuster. So lassen sich grob drei Gruppen von Lebensstilen unterscheiden, die innerhalb der jeweiligen Statuslagen nur relativ fein differieren, sich aber zwischen den drei Hauptgruppen wesentlich deutlicher unterscheiden. Die Merkmale Beruf, Einkommen und Bildung verlaufen hierbei weitgehend konsistent zueinander. Kleinere Ungleichgewichte zeigen sich lediglich in einem relativ engen Rahmen und könnten mit der spezifischen kulturellen Natur der Stile in Verbindung stehen, was später noch genauer betrachtet werden soll. Innerhalb dieser drei Statusgruppen finden sich also jeweils verschiedene Lebensstile, die sich weniger vertikal als vielmehr horizontal unterscheiden. Dennoch zeigen sie auch gewisse kulturelle Ähnlichkeiten. Ähnlichkeit meint in diesem Kontext nicht die tatsächliche

Ähnlichkeit der zu beobachtenden Praxisformen, sondern bezieht sich mehr auf die Einschätzung ihrer sozialen Bedeutung oder ihres sozialen Charakters. Spellerberg unterscheidet ihre Lebensstile demnach in „Etablierte Kultur“, „Moderne Kultur“ und „Volkstümlich populäre Kultur“. Wenngleich diese begriffliche Unterscheidung natürlich kein objektives Faktum darstellt, bildet sie doch zumindest einen interessanten inhaltlichen Anhaltspunkt. Denn diese Einteilung zeigt bemerkenswerte Parallelen zur vertikalen Verteilung der Lebensstile und spricht dafür, dass auch Lebensstile als subjektiv-individueller Ausdruck nicht wertfrei im Sinne der Wirkung und Verfestigung sozialer Ungleichheiten betrachtet oder interpretiert werden sollten.

Denn es sind die Stile der „Etablierten Kultur“, jene Stile also, die über das größte kulturelle Potential verfügen und somit auch die besten objektiven Möglichkeiten haben, Charakter und Werte der Gesellschaft aktiv mitzubestimmen (und die diesen Werten entsprechend auch die größte gesellschaftliche Anerkennung genießen), die auch objektiv-sozioökonomisch am besten gestellt sind. Demnach verfügen die Stile der „Etablierten Kultur“ sowohl hinsichtlich des rein materiellen Aspektes als auch hinsichtlich des „kulturellen Kapitals“, um mit Bourdieu zu sprechen, über wesentlich bessere Chancen, ihre Interessen mit Erfolg zu vertreten, als die „schlechter gestellten“ Stile.

Umgekehrt sind z.B. die beiden Stile der „Populär volkstümlichen Kultur“ objektiv unterdurchschnittlich ausgestattet und finden sich am unteren Ende der vertikalen „Rangfolge“ wieder. Auch hier zeigt sich ein inhaltlicher Bezug zur Grundperspektive Bourdieus, der die volkstümliche Kultur als die innerhalb der Hierarchie sozialer Beziehungen „wertloseste“ (oder ökonomisch am schlechtesten verwertbare) betrachtet. Dass diese Form der Kultur demzufolge dort anzutreffen ist, wo auch objektiv-sozioökonomisch der wenigste „Wert“ befindlich ist, scheint sich hier also zu bestätigen. Ohne dies im Detail weiter diskutieren oder abschließend bewerten zu wollen, ist das Vorhandensein dieses Elements von Prestige, Hierarchie und Herrschaft in der Gestalt soziokultureller Differenzierungen doch ein weiterer Hinweis auf die Notwendigkeit einer Integrierung der vertikalen Dimension in den Pluralisierungs- und Lebensstilkontext.

Unabhängig von solchen eher interpretativen Überlegungen sind innerhalb der vertikalen Struktur der Lebensstile also verschiedene Gruppen von jeweils „statusverwandten“ Stiltypen zu beobachten, die sich in der sozialen und individuellen

Praxis jedoch unterscheiden. Sie unterscheiden sich in Orientierungen, Interessen, Aktivitäten und Verhaltensmustern.

Dieses Bild entspricht exakt dem theoretischen Entwurf, der im vorigen Kapitel skizziert wurde. Die Folgerung, dass sich Individualisierung und Pluralisierung nur innerhalb spezifischer Grenzen vollziehen können, dass individuelle Möglichkeiten nicht unendlich, sondern auch objektiv bedingt sind, wurde dort mit Hilfe eines Habitus-Ansatzes theoretisch zu erfassen versucht. Nun zeigt sich, dass dieser Ansatz nicht nur theoretisch in der Lage ist, den Widerspruch zwischen fortbestehenden Ungleichheiten und wachsender soziokultureller Diversifizierung zu überwinden, sondern zudem den empirischen Gegebenheiten entspricht. Die Kernaussage der hier entwickelten theoretischen Perspektive ist es ja gewesen, dass eine objektive Lage zu einer begrenzten Zahl von Habitusformen und Lebensweisen führen kann. Pluralisierung ja - aber nicht unbegrenzt und nicht zufällig. Ein Lebensstil ist demnach die individuelle Ausformung gegebener objektiv-struktureller Voraussetzungen. Der objektive Rahmen gibt einen bestimmten Spielraum vor, das Individuum „formt“ sich innerhalb dieses Spielraums aus. Das Gelenk zwischen beiden Ebenen ist der Habitus, in dem objektive und subjektive Faktoren zusammenfließen und individuell verarbeitet werden. Je größer der objektive Spielraum, desto mehr unterschiedliche Habitusformen könnten also prinzipiell entstehen. Die genauere Analyse der Spellerberg-Lebensstile veranschaulicht diesen Gedanken. Bei vergleichbaren objektiven Lagen ist jeweils eine begrenzte Zahl spezifischer Lebensstile und somit auch Habitusformen beobachtbar. Die objektive soziale Lage kann demnach mit verschiedenen Habitusformen oder Lebensstilen in Verbindung gebracht werden.

Darüber hinaus liefert die soziodemographische Struktur der einzelnen Stile jedoch auch deutliche Hinweise, welche individuellen Faktoren typisch für die Ausformung bestimmter Habitusformen und Lebensstile sind. Merkmale wie vor allem Alter, Lebensphase, Haushaltsform aber auch Bildung und Geschlecht zeigen typische Muster innerhalb der verschiedenen Stile und sind offenbar vor allem für die horizontale Differenzierung von entscheidender Bedeutung.

Der sozusagen „doppelte“ Effekt von Bildung ist in diesem Zusammenhang bereits mehrfach angesprochen worden. Einerseits stellt sie nach wie vor ein „hartes“ vertikales Schichtungskriterium dar. Niemand, der sich in der vertikal-objektiven Dimension in einer guten oder überdurchschnittlichen Position befindet, verfügt nicht

über die entsprechende Bildung. Sie ist demnach also nach wie vor unabdingbare Voraussetzung für das Erreichen entsprechender Statuslagen. Andererseits zeichnet sich immer deutlicher ab, dass Bildung auch für die horizontale Differenzierung von zentraler Bedeutung ist, was darüber hinaus in engem Zusammenhang mit der generell beobachtbaren sozialen Aufwertung soziokultureller Identitäten stehen dürfte.

Als wichtiger Faktor für die Ausbildung unterschiedlicher Lebensstile und Habitusformen könnte demnach die genauere Struktur oder Zusammensetzung der an der sozialen Lage beteiligten Faktoren anzusehen sein. Um diesen Gedanken zu verdeutlichen, erweist sich Bourdieus Unterscheidung zwischen den verschiedenen Kapitalformen erneut als hilfreich. So scheint es für einige der hier diskutierten Lebensstilformen typisch zu sein, dass ein gewisses Übergewicht entweder auf Seiten des ökonomischen oder des kulturellen Kapitals zu beobachten ist, was sich wiederum für ihre unterschiedlichen Lebensweisen und Orientierungen als typisch erweisen könnte. Als Beispiel seien hier die Lebensstile 1 und 2 der „Etablierten Kultur“ genannt. Beide Stile befinden sich in der oberen Region der Statushierarchie, unterscheiden sich aber maßgeblich in der Art ihrer Lebensstile. Beim Stil 2 herrscht ein Übergewicht bei den materiellen Komponenten der Statusdimension vor. Er strebt nach beruflichen Führungspositionen und verfügt über ein hohes Einkommen. Beim Stil 1 hingegen bleibt das Einkommensniveau etwas hinter dem Berufsprestige und dem Bildungsniveau zurück. Dieser Stil ist dafür sozial engagiert und familienorientierter. Es besteht auch Interesse an als postmateriell charakterisierbaren Themen der Selbsterfahrung.

Noch eindeutiger stellt sich die Verbindung zwischen der horizontalen Differenzierung der Lebensstile und dem Alter, korrelierend mit Faktoren wie Lebensphase oder Haushaltsform dar. Wie gezeigt werden konnte, zeigen einige Lebensstile auch geschlechtsspezifische Charakteristika.

Entscheidend an diesen „Einzelbefunden“ ist allerdings, dass sie in der Summe ein aussagekräftiges Bild über die Verteilung von Lebensstilen ermöglichen. Rein rechnerisch stellt sich der Zusammenhang zwischen den Spellerberg-Lebensstilen und den hier diskutierten sozialstrukturellen Merkmalen folgendermaßen dar:

Tab. 5.4.1. Zusammenhang sozialstruktureller Merkmale und Lebensstile

Merkmal	Korrelation (Cramer's V)
Alter	.41
Bildung	.40
Geschlecht	.39
Lebensphase	.36
Beruf. Status	.24
Schichtselbsteinst.	.25
Einkommen	.21

Quelle: Spellerberg 1996, S. 192

Anhand der oben dargestellten Verteilung kann noch einmal die hier entwickelte theoretische und methodische Perspektive verdeutlicht werden. Zwar kann lediglich aufgrund von beruflichem Status oder Einkommen keine genauere Vorhersage oder Zuordnung in Bezug auf bestimmte Lebensstile getroffen werden, eine gewisse Eingrenzung ist aber sehr wohl möglich. Durch die Einbeziehung anderer als sozioökonomischer Merkmale kann eine solche Zuordnung mehr und mehr präzisiert werden. Eine theoretische Gewichtung der beteiligten Faktoren ist in diesem Sinne nicht unbedingt notwendig und von lediglich zweitrangigem Interesse. Wichtiger ist vielmehr, dass ausschließlich die Summe aller ermittelten Zusammenhänge die größtmögliche Information und Erkenntnis bietet. Die Summe dieser Informationen bleibt jedoch nicht deskriptiv im Sinne eines holistischen Milieu- oder Lebensstilmodells. Denn indem die vertikale Dimension sozialer Schichtung theoretisch von der soziokulturellen Dimension der Lebensstile mit Hilfe der Habitustheorie unterschieden wird, können die Zusammenhänge zwischen diesen verschiedenen Formen sozialer Differenzierung sichtbar gemacht und scheinbare Widersprüche aufgelöst werden. Nicht nach der Beschreibung oder inhaltlichen Charakterisierung eines Lebensstils, sondern nach seiner Entstehung, nicht nach dem „Wie“, sondern nach dem „Warum“ ist hier gefragt. Die resultierende Modellvorstellung einer kulturell pluralisierten Sozialstruktur soll nachfolgend weiter entwickelt werden.

5.5. Die kulturell pluralisierte Sozialstruktur: Entwurf einer Modellvorstellung

5.5.1. Soziale Lage, Habitus und Lebensstile

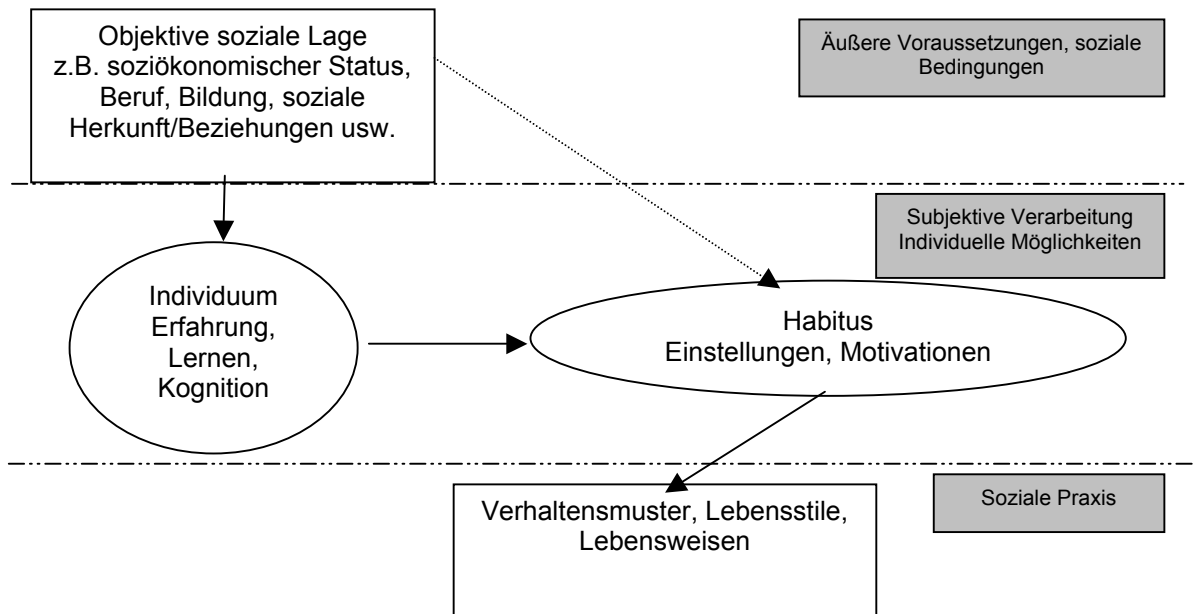
Ist im vorhergehenden Abschnitt untersucht worden, ob und in welchem Maß Lebensstile mit objektiven Lagen zusammenhängen, soll im Folgenden der Habitus als verbindendes Element zwischen objektiven Lagen und subjektiven Lebensweisen in diesen empirisch konstruierten Kontext integriert werden. Denn auch wenn zuvor gezeigt werden konnte, dass Lebensstile nicht unabhängig von objektiven Ungleichheitsmerkmalen betrachtet werden können und dass die horizontale Differenzierung der Stile offensichtlich mit einer Reihe von objektiven Merkmalen der psychosozialen Lage, wie etwa Alter, Lebensphase oder Geschlecht, zusammenhängt, bleiben einige Fragen zunächst offen.

Die im 4. Kapitel hauptsächlich in Anlehnung an Bourdieu und Elias entwickelte Habitus-Theorie wurde insofern bestätigt, als eine vertikale Struktur der Spellerberg-Lebensstile ermittelt werden konnte, die der Annahme einer begrenzt pluralisierten Sozialstruktur mit mehreren Habitustypen innerhalb geteilter sozialer Lagen entspricht. Im Sinne des hier vertretenen Habitus-Ansatzes sollte jedoch auch ersichtlich werden, dass die bei gleichen Lagen beobachtbaren verschiedenen Habitusformen dennoch gleichermaßen typisch sind und Elemente „äußerer“ Bedingungen und Möglichkeiten (individuell unterschiedlich) „verinnerlicht“ haben. Das objektive und subjektive Element der beobachteten Habitustypen soll im Folgenden am Beispiel der Spellerberg-Lebensstile weiter herausgearbeitet und auch inhaltlich bestimmt werden.

Der hier benutzte Habitus-Begriff geht im Sinne Bourdieus davon aus, dass der Habitus, als Ensemble aller Werte, Orientierungen und Motivationen des Individuums, das konkrete Verhalten bzw. die beobachtbaren Lebensweisen und resultierenden Lebensstile des Subjektes ausprägt oder hervorbringt. Er soll als individuelle Verarbeitung einer objektiv vorgegebenen Ausgangssituation betrachtet werden. Auf diese Weise wirken im Habitus-Konzept objektive und subjektive Faktoren zusammen und es kann im Sinne stabiler psychischer Dispositions- und Motivationsmuster auch als individuell-subjektives „Steuerzentrum“ beobachtbarer Verhaltensweisen und somit auch der daraus resultierenden Lebensstile betrachtet werden.

Die Abb. 5.5.1. zeigt diesen Zusammenhang in schematischer Darstellung:

Abb. 5.5.1. Das Habitus-Prinzip



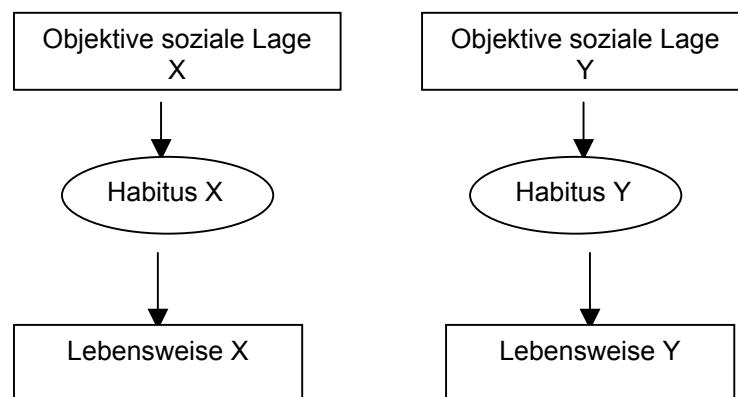
Entgegen der konkreten Interpretation der sozialen Verhältnisse Frankreichs, die Bourdieu in einem habitustheoretischen Sinne geleistet hat, sei noch einmal daran erinnert, dass der hier verwendete Habitus-Begriff nicht an die dichotomische Klassenperspektive, mit der Bourdieu ja oftmals in Verbindung gebracht wird, gebunden ist. Vielmehr bezieht er sich auf das zunächst allgemeinere theoretische Verständnis dieses Konzepts, das an die im vorigen Kapitel erläuterte Sichtweise Elias anknüpft. Demnach stellt ein Habitus zwar stets eine „Verinnerlichung“ der äußeren objektiven Lage dar, prinzipiell ist es jedoch zunächst offen, wie viele verschiedene, gleichermaßen typische Habitusformen aus einer objektiven Lage resultieren können. Aus dieser Perspektive betrachtet, ist also der scheinbare Widerspruch von soziokultureller Pluralisierung bei stabilen objektiv-vertikalen Strukturen theoretisch lösbar.

Ob und wie viele verschiedene Habitusformen aus einer vorgegeben sozialen Lage entstehen können, hängt in diesem Sinne von den Möglichkeiten oder dem Spielraum ab, die dem Individuum innerhalb dieser Lage zur „freien“ Verfügung stehen. Während also das grundsätzliche Zusammenwirken der beiden beteiligten Faktoren als allgemeine Gesetzmäßigkeit betrachtet werden kann, hängt es von den spezifischen Sozialisationsbedingungen innerhalb einer Gesellschaft ab, wie

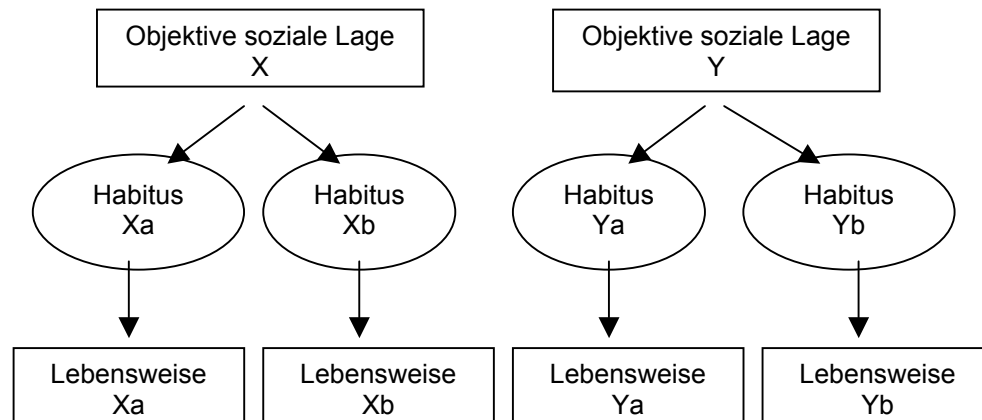
vielfältig sich die entstehenden Habitus- und Lebensstilformen zeigen. Die Gestalt der sich daraus ergebenden Strukturen variiert demnach mit dem Verhältnis zwischen objektiven Bedingungen und subjektiven Möglichkeiten. Das Kräfteverhältnis zwischen beiden Dimensionen ist folglich grundsätzlich flexibel. Je größer die individuellen Entfaltungsmöglichkeiten, desto größer auch die Anzahl vorstellbarer Habitusformen für eine bestimmte objektive Lage. Das Ausmaß der zur individuellen Verfügung stehenden Möglichkeiten kann zwischen verschiedenen Gesellschaften, verschiedenen Zeitpunkten aber auch verschiedenen Gruppen innerhalb einer bestimmten Gesellschaft variieren. Diese Zusammenhänge soll die Abb. 5.5.2. noch einmal veranschaulichen.

Abb. 5.5.2. Unterschiedliche „Habitusvielfalt“ gemäß dem spezifischen Verhältnis zwischen objektiven Bedingungen und subjektiven Möglichkeiten

1. Gesellschaftsmodell A, starke Prägung durch objektive Bedingungen, kaum Möglichkeiten individueller Entfaltung, wenig „frei“ wählbare Alternativen



2. Gesellschaftsmodell B, größerer individueller Freiraum, objektive Bedingungen legen einen bestimmten Rahmen fest, innerhalb dieses Rahmens bieten sich dem Individuum eine begrenzte Anzahl von Optionen

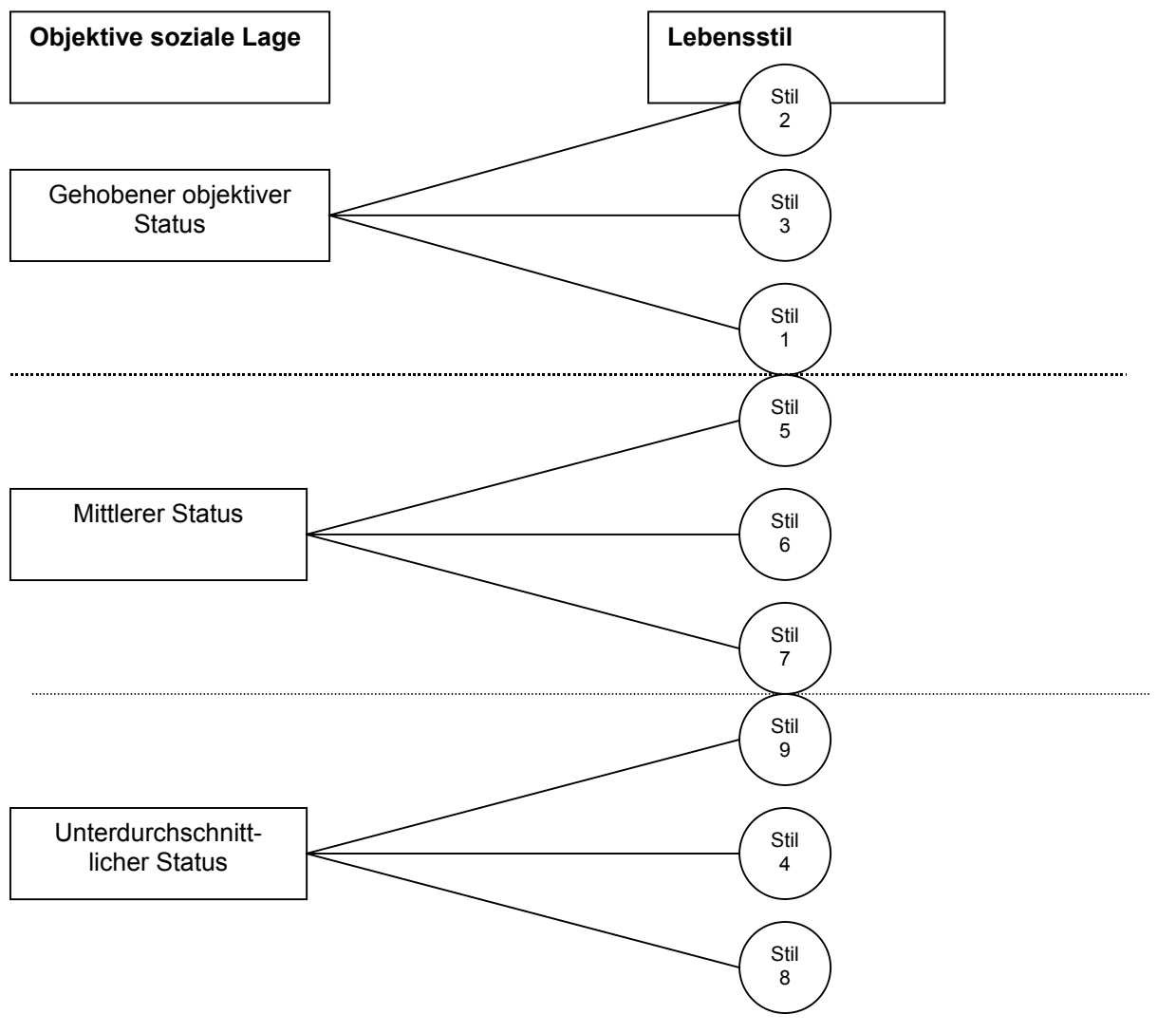


Am Beispiel der Sozialstruktur der Bundesrepublik kann eine solche Veränderung zwischen verschiedenen Zeitpunkten im Sinne einer prozesshaften Entwicklung konstatiert werden. Die hier beobachtbare soziokulturelle Individualisierung und Pluralisierung ist demnach auch Folge einer Erweiterung individueller Möglichkeiten, die durch Veränderungen der allgemeinen sozialen Rahmenbedingungen ermöglicht wurde, denn das allgemeine „Mehr“ an Wohlstand, Wohlfahrt, Zeit, Bildung usw. hat ohne Zweifel eine solche Erweiterung individueller Optionen entstehen lassen. Der scheinbare Widerspruch zwischen relativ stabilen Ungleichheitsrelationen im Sinne vertikaler Schichtung und der Diversifizierung von Lebensweisen und Verhaltensmustern lässt sich mit Hilfe dieser Perspektive überwinden und erklären. Prinzipiell stoßen wir hier also auf strukturelle Verhältnisse, in denen eine größere Vielfalt von Habitusformen und Lebensstilen zu beobachten ist, als deutlich und sinnvoll unterscheidbare objektiv-sozioökonomische Lagen identifiziert werden können.

Dennoch verteilen sich die identifizierbaren Lebensstile nicht zufällig über unterschiedliche objektive Statuslagen. D.h. die Grenzen, die der individuellen Entwicklung durch objektive Vorgaben gesetzt werden, haben sich zwar teilweise deutlich erweitert, sind aber keineswegs verschwunden. Eine bestimmte soziale Lage ist offensichtlich relativ typisch für bestimmte Lebensstile, während sie für andere untypisch bis annähernd ausschließbar sein kann. Dieses grundsätzliche Muster verschiedener typischer Habitusformen (ausgehend davon, dass differie-

rende Lebensstile mit differierenden Habitusformen einhergehen) bei vergleichbarer objektiver Lage ist zuvor bei der Untersuchung der Spellerberg-Lebensstile auf ihre objektive Merkmalsstruktur hin ermittelt worden. Eine entsprechende Einteilung der Lebensstile in statusverwandte Gruppen wird in der Abb. 5.5.3. im Überblick dargestellt:

Abb. 5.5.3. Zuordnung der Lebensstile nach Ähnlichkeit des objektiven Status



Stil 1: Ganzheitlich kulturell Interessierte; **Stil 2:** Etablierte beruflich Engagierte; **Stil 3:** Postmaterielle aktive Vielseitige; **Stil 4:** Häusliche Unterhaltungssuchende; **Stil 5:** Pragmatisch Berufsorientierte; **Stil 6:** Expressiv Vielseitige; **Stil 7:** Freizeitorientierte Gesellige; **Stil 8:** Traditionelle zurückgezogen Lebende; **Stil 9:** Traditionelle freizeitaktive Ortsverbundene

Die Verteilung innerhalb der Abbildung 5.5.3. entspricht im Wesentlichen dem in 5.5.2. (Gesellschaftsmodell B) dargestellten Grundmuster. Für die grob unterscheidbaren 3 Statusgruppen zeigen sich jeweils 3 unterschiedliche Lebensstile, die sich in Verhalten und Orientierungen unterscheiden lassen. Der Habitus-These entsprechend, sind hier also vergleichbare objektive Bedingungen oder „Ausgangslagen“ individuell unterschiedlich „verarbeitet“ worden. Unterschiedliche Habitusformen und daraus folgend unterschiedliche Lebensweisen und -stile sind entstanden. Um diese zunächst rein quantitative Feststellung auch inhaltlich ausformen zu können, werden die beteiligten Habitusformen nachfolgend auch qualitativ näher bestimmt.

5.5.2. Die pluralisierte Habitusstruktur

Wie zuvor dargelegt, gehen wir davon aus, dass bei „äußeren“ sozialen Rahmenbedingungen, die genügend individuellen „Spielraum“ gewähren, unterschiedliche Habitusformen bei der subjektiven „Verarbeitung“ ähnlicher objektiver Gegebenheiten entstehen können. Die empirischen Muster, die sich aus der Analyse der Spellerberg-Lebensstile ableiten ließen, bestätigen diese Einschätzung. Gemäß der hier vertretenen habitustheoretischen Perspektive, müssten die in diesem Zusammenhang beobachtbaren Habitusformen trotz ihrer augenscheinlichen Unterschiedlichkeit dennoch gleichermaßen typisch für die geteilten objektiven Lagen sein, aus denen sie resultieren. Um diese These näher untersuchen zu können, ist es zunächst erforderlich, die jeweiligen Habitusformen inhaltlich näher zu bestimmen und nach Deutungsansätzen zu suchen, die sie klassifizier- und damit auch vergleichbar zu machen.

Zur inhaltlichen Bestimmung der Habitusformen kann an dieser Stelle auf die Charakterisierungen und Beschreibungen der ermittelten Lebensstile durch Spellerberg zurückgegriffen werden. Die dort erhobenen Daten beinhalten auch Angaben zu manifesten Werthaltungen und Orientierungen. Ausgehend davon, dass diese Wert- und Orientierungshaltungen identisch mit der Grundstruktur des jeweiligen Habitus als soziologischer Modellvorstellung stabiler subjektiv-psychischer Dispositionsstrukturen und Interpretationsmuster sein müssten, können sie hier zur näheren Beschreibung der in Verbindung mit den Lebensstilen wirksamen

Habitusformen herangezogen werden. Im Folgenden werden die verschiedenen Habitusstrukturen der Spellerberg-Lebensstile, anhand einer Zusammenfassung der subjektiven Wertschätzung jeweils besonders wichtiger oder unwichtiger Inhalte, Themen, Beschäftigungen (vgl. Spellerberg 1996, S. 125 ff.) kurz gekennzeichnet:

Stil 1, Ganzheitlich kulturell Interessierte:

Wichtig: Familie, Arbeit, soziales Engagement (Hilfsbedürftige, Umweltbewusstsein), Kreativität, Freizeitaktivitäten im häuslichen Umkreis, etablierte Kultur, Sachthemen, Selbsterfahrung

Unwichtig: Attraktivität, Abwechslung, Anerkennung durch andere, Jugendkultur, volkstümliche Kultur

Stil 2, Etablierte beruflich Engagierte:

Wichtig: Führungspositionen, erfüllende Arbeit, Abwechslung, Unabhängigkeit, Sicherheit, Familie, Hochkultur, Qualität z.B. bei Möbel und Kleidung

Unwichtig: triviale, volkstümliche Kultur

Stil 3, Postmaterielle aktive Vielseitige:

Wichtig: Freunde, Abwechslung, Unabhängigkeit, Genuss, „eigene“ Bedürfnisse, vielseitige außerhäusliche kulturelle und gesellige Freizeitbeschäftigungen

Unwichtig: Sicherheit, Sparen, Familie, soziales Engagement, Religion

Stil 4, Häusliche Unterhaltungssuchende:

Wichtig: Abwechslung, Spannung, Attraktivität, Familie, häusliche Freizeitbeschäftigungen, jugendliche Kleidung, Modernität

Unwichtig: politische Informationen, Sach- und Fachthemen

Stil 5, Pragmatisch Berufsorientierte:

Wichtig: Arbeit, Sicherheit, Familie, Führungspositionen, Weiterbildung, Politik, gesellschaftliche Themen, Funktionalität

Unwichtig: Kulturelle Themen und Angebote

Stil 6, Expressiv Vielseitige:

Wichtig: Stimulation, Abwechslung, außerhäusliche Freizeitaktivitäten, Informationen, Attraktivität

Unwichtig: fast nichts, gewisse Zurückhaltung bei Kindern, Computer, Gartenarbeit

Stil 7, Freizeitorientierte Gesellige:

Wichtig: Attraktivität, Abwechslung, Freizeitaktivitäten mit Freunden, „das Leben genießen“, Muße, Spannung, Unterhaltung

Unwichtig: Sachthemen, Selbstverwirklichung in der Arbeit, kulturelle Betätigungen, volkstümliche Kultur

Stil 8, Traditionelle zurückgezogen Lebende:

Wichtig: Familie, Sicherheit, Sparsamkeit

Unwichtig: Abwechslung, Engagement, Kreativität, Hochkultur

Stil 9, Traditionelle freizeitaktive Ortsverbundene:

Wichtig: Familie, häusliche Aktivitäten, volkstümliche Kultur, Pragmatismus

Unwichtig: Weiterbildung, etablierte Kultur

Können somit die „Grundtendenzen“ der Habitustypen, die den beobachtbaren Verhaltensweisen und den daraus Gestalt annehmenden Lebensstilen zugrunde liegen, in groben Zügen skizziert werden, stellt sich anschließend die Frage, wie sie übersichtlicher klassifiziert, in welchem Sinnzusammenhang sie in direkten Bezug zueinander gesetzt werden können. Eine solche deutende Klassifikation und Begriffsbildung deutet sich in Gerhard Schulzes Erlebnisgesellschaft an, die im zweiten Kapitel ausführlich diskutiert wurde.

Im Gegensatz zu z.B. den Sinus-Milieus bemüht sich Schulze wesentlich stärker um eine wissenssoziologische Interpretation und theoretisch geleitete Zuordnung der durch ihn ermittelten Milieus, die, wenn auch sein Milieumodell letztlich insgesamt einer zu einseitig individualistischen Perspektive folgt, in diesem Punkt sehr interessante Ansätze enthält. Dabei ist es zunächst unerheblich, dass sich Schulzes Milieumodell theoretisch wie methodisch von Spellerbergs Lebensstiluntersuchung deutlich unterscheidet. Denn die „habitusrelevanten“ Faktoren - in Form von Werten und Orientierungen - werden im Kern sowohl von Milieu- wie

Lebensstiluntersuchungen thematisiert und sind in Bezug auf diesen Aspekt durchaus vergleichbar. Im Rahmen dieser wissenssoziologischen Interpretation seiner Milieus sieht Schulze gerade in den durch entsprechende Werte und Orientierungen geprägten typischen „Grundhaltungen“ einen maßgeblichen oder charakteristischen Unterscheidungsfaktor zwischen den verschiedenen Milieutypen. Diesen „Faktor“ benennt er mit dem Begriff „Existentielle Anschauungsweise“ (vgl. z.B. Schulze 1995, S. 261). Die „existentielle Anschauungsweise“ stellt sozusagen das Grundmotiv der Weltsicht und Anschauungsweisen der verschiedenen Milieutypen dar. Ein solches Grundmotiv ist auch im Sinne der Habitus Theorie ein zentraler Bestandteil unterschiedlicher Habitusformen. Folgende „Existentielle Anschauungsweisen“ werden bei Schulze unterschieden (ebd.):

1. Streben nach Rang, Niveaumilieu
2. Streben nach Konformität, Integrationsmilieu
3. Streben nach Geborgenheit, Harmoniemilieu
4. Streben nach Selbstverwirklichung, Selbstverwirklichungsmilieu
5. Streben nach Stimulation, Unterhaltungsmilieu

Dass bei Schulze zunächst nur fünf Milieus benannt werden, ist dabei nebensächlich. Denn seine Milieusegmentierung ist zwar theoretisch und methodisch anders konzipiert als die durch Spellerberg ermittelte Lebensstilstruktur, inhaltlich jedoch vergleichbar. So unterscheidet Schulze letztlich gröber, indem er seiner empirischen Milieukonstruktion eine Kombination aus Alter und Bildung zugrunde legt. Eine Binnendifferenzierung innerhalb dieser Alters-/Bildungsgruppen, die in einer - wie im Falle der Spellerberg-Untersuchung ausschließlich an der Verteilung der ermittelten Daten orientierten - Lebensstilanalyse sichtbar werden könnte, ist in Schulzes Modell daher nicht möglich. Demnach könnten einem Schulze-Milieu durchaus mehrere Spellerberg-Lebensstile entsprechen. Denn die von Schulze unterschiedenen „Existentiellen Anschauungsweisen“ (also Streben nach Unterhaltung und Stimulation, Streben nach Selbstverwirklichung und Unabhängigkeit, Streben nach Harmonie und Geborgenheit, Streben nach sozialer Integration und Anpassung oder nach Rang und Status) lassen sich ebenso in den von Spellerberg ermittelten Lebensstilen, wie auch bei den Sinus-Milieus oder anderen neueren Untersuchungen zum Thema Milieus oder Lebensstile ausmachen. Dies wird in der Abb. 5.5.4. noch einmal veranschaulicht. Dort werden verschiedene

bekannte und zuvor auch in dieser Arbeit erwähnte Milieu- und Lebensstilmodelle unter diesem Aspekt gegenübergestellt.

Abb. 5.5.4. Verschiedene Milieu- und Lebensstiluntersuchungen im Vergleich

Grundmotiv	Schulze	Sinus	Gluchowski	Spellerberg
Streben nach Rang	Niveaumilieu	Konservatives gehobenes Milieu	Gehobene Konservative	Etablierte beruflich Engagierte
Streben nach Selbstverwirklichung	Selbstverwirklichungsmilieu	Technokratisch-liberales Milieu	Aufstiegsorientierter jüngerer Mensch	Postmaterielle aktive Vielseitige (Stil 3)
		Hedonistisches Milieu	Linksliberaler integrierter Postmaterialist	Expressiv Vielseitige (Stil 6)
		Alternatives linkes Milieu	Postmaterialist. Linksalternativ eingestellter jüngerer Mensch	Freizeitorientierte Gesellige (Stil 7)
Streben nach Konformität	Integrationsmilieu	Aufstiegsorientiertes Milieu	Aufgeschlossener integrierter Normalbürger	Ganzheitlich kulturell Interessierte (Stil 1)
			Integrierter älterer Mensch	Pragmatisch Berufsorientierte (Stil 5)
Streben nach Geborgenheit	Harmoniemiilieu	Kleinbürgerliches Milieu	Pflichtorientierter konventionsbestimmter Arbeitnehmer	Traditionelle freizeitaktive Ortsverbundene (Stil9)
			Integrierter älterer Mensch	
		Traditionelles Arbeitermilieu	Isolierter älterer Mensch	Traditionelle zurückgezogene Lebende (Stil 8)
Streben nach Stimulation	Unterhaltungsmilieu	Traditionsloses Arbeitermilieu	Unauffälliger, eher passiver Arbeitnehmer	Häusliche Unterhaltungssuchende (Stil 4)

vgl. a. Schulze, S. 393 ebd.

Wenngleich sich denkbare und wahrscheinliche Überschneidungen oder Vermischungen bei der Zuordnung zu den von Schulze unterschiedenen Anschauungsweisen in einer solchen „punktgenauen“ Zuordnung nicht darstellen lassen, wird doch deutlich, dass sich die verschiedenen Milieu- und Lebensstilmodelle im Bezug auf ihre inhaltliche Interpretation durchaus vergleichen lassen.

Schulzes „Existentielle Anschauungsweisen“ scheinen demnach verschiedene für unsere Gesellschaft typische Grundmuster von Orientierungen treffend zu charakterisieren und sind damit auch als Deutungsansatz für die Interpretation der an den unterschiedlichen Lebensstilen beteiligten Habitusformen geeignet. Um die eigenständige Bedeutung dieser Zusammenhänge in Bezug auf die Habitus-Theorie zu verdeutlichen, wird im weiteren Verlauf der Ausführungen anstelle von „Existentieller Anschauungsweise“ der weniger missverständliche Begriff „Habitus-Grundmotiv“ verwendet.

Die inhaltliche Interpretation seiner 5 Milieutypen ist für Schulze jedoch nicht auf die Unterscheidung der „Existentiellen Anschauungsweisen“ (oder im Habitus-Kontext „Grundmotive“) beschränkt. Sie können weiterhin in zwei Gruppen, je nach „Zuordnungsrichtung“, unterteilt werden (vgl. S. 261, ebd.). Unterschieden werden die Zuordnungsrichtungen „Ich→Welt“ und „Welt→Ich“. Bezogen auf subjektive Habitusformen wird dieser Zusammenhang nachfolgend mit dem Begriff „Dominante Deutungstendenz“ bezeichnet.

Lautet die dominante Deutungstendenz „Ich→Welt“, wird die äußere Welt als vorgegeben oder vorgeordnet erlebt und angesehen. Zentraler Wunsch des Subjektes ist es demnach, sein „Ich“ möglichst erfolgreich dieser Welt anzupassen, sich in die Welt einzuordnen. Lautet die Deutungstendenz „Welt→Ich“, verhält es sich genau entgegengesetzt. Das eigene „Ich“ wird hier der Welt vorgeordnet, d.h. die Umwelt wird nach eigenen Vorstellungen (und eigener Interpretation) mitgeschaffen und wahrgenommen. Die „äußere Situation“ soll also den Bedürfnissen des „Ich“ angepasst werden, das sich diejenigen Aspekte der Welt aneignet, die seinen Vorstellungen entsprechen, andere dagegen meidet und ausblendet. Diese Deutungsperspektive erinnert inhaltlich zudem an die Ausführungen Elias´ vom Wandel der „Ich-Wir-Balance“ im Rahmen von Individualisierungs- und Differenzierungsprozessen (s.a. Kapitel 4) und spricht dafür, dass Schulzes Begriffe im Sinne der vorgeschlagenen Habitus-Theorie einen geeigneten Ansatzpunkt darstellen. Die fünf Grundmotive lassen sich diesen beiden dominanten Deutungstendenzen folgendermaßen zuordnen:

1. Streben nach Rang (Zuordnungsrichtung Ich→Welt)
2. Streben nach Konformität (Zuordnungsrichtung Ich→Welt)
3. Streben nach Geborgenheit (Zuordnungsrichtung Ich→Welt)
4. Streben nach Selbstverwirklichung. (Zuordnung. Welt→Ich)
5. Streben nach Stimulation (Zuordnungsrichtung Welt→Ich)

Beobachtbare Habitustypen können sich demnach auf einer ersten Differenzierungsebene durch unterschiedliche dominante Deutungstendenzen und auf einer zweiten durch unterschiedliche Grundmotive beschreiben und interpretieren lassen. Stellt die dominante Deutungstendenz dabei sozusagen die grundlegende Form dar, in der das Subjekt seine soziale Umwelt deutet, bestimmt das Grundmotiv eher die eigentlichen Ziele, auf welche die konkreten Handlungen gerichtet sind. Diese Ziele können sich auch bei gleicher dominanter Deutungstendenz unterscheiden, da diese eine allgemeinere Differenzierungsebene bezeichnen. Dieser Gesamtzusammenhang soll im Folgenden im Überblick veranschaulicht werden. Die inhaltlichen Kurzcharakterisierungen der Spellerberg-Lebensstile werden zum Zweck der näheren Bestimmung der jeweiligen Habitusformen nun sowohl einer der beiden dominanten Deutungstendenzen als auch einem der fünf Grundmotive zugeordnet. Das heißt a) entweder Harmonie (familienbezogen, häuslich, heile private Umwelt), Integration (gesellschaftsbezogen, engagiert, soziale Verantwortung), Statusbezogen (Streben nach Rang, Karriere, Qualitätsbewusstsein), Unterhaltung (unterhaltungssuchend, Leben genießen), Selbstverwirklichung (Abwechslung, Unabhängigkeit, Attraktivität) und b) entweder „Ich“- oder (Um-)Welt-zentriert.

Die Zuordnung zu den Grundmotiven ist hierbei relativ aufzufassen und bedeutet, dass der jeweilige Lebensstil „am ehesten“ dem genannten Grundmotiv zugeschrieben werden kann. Auch wenn eine Zuordnung in den meisten Fällen relativ eindeutig vorgenommen werden kann, kann sich in schwächerer Form auch gewisse „Nähe“ zu einem oder mehreren anderen Grundmotiven zeigen, so dass ein typisches Gesamtmuster für die jeweiligen Stile entsteht. Dies findet auch darin Ausdruck, dass einzelne Stile inhaltliche Nähe zu mehr als einem Schulze-Milieu aufweisen können. Dieser Aspekt wird an anderer Stelle noch einmal gesondert behandelt. Weiterhin werden die Stile der Zuordnung zu den ermittelten Statusgruppen entsprechend dargestellt, um den ursprünglichen habitustheoretischen

Gedanken einer begrenzt pluralisierten Sozialstruktur, in der sich für eine bestimmte objektive Lagen eine begrenzte Anzahl von gleichermaßen typischen Habitusformen zeigen können, wieder aufzunehmen.

1. Stile mit überdurchschnittlichem Status

Stil 1, Ganzheitlich kulturell Interessierte:

Wichtig: Familie, Arbeit, soziales Engagement (Hilfsbedürftige, Umweltbewusstsein), Kreativität, Freizeitaktivitäten im häuslichen Umkreis, etablierte Kultur, Sachthemen, Selbsterfahrung

Unwichtig: Attraktivität, Abwechslung, Anerkennung durch andere, Jugendkultur, volkstümliche Kultur

Zentrales Grundmotiv: Integration, Nähe Integrationsmilieu, Nähe Niveaumilieu

Dominante Deutungstendenz: Ich→Welt

Stil 2, Etablierte beruflich Engagierte:

Wichtig: Führungspositionen, erfüllende Arbeit, Abwechslung, Unabhängigkeit, Sicherheit, Familie, Hochkultur, Qualität z.B. bei Möbel und Kleidung

Unwichtig: triviale, volkstümliche Kultur

Zentrales Grundmotiv: Streben nach Rang, Status, Nähe Niveaumilieu

Dominante Deutungstendenz: Ich→Welt

Stil 3, Postmaterielle aktive Vielseitige:

Wichtig: Freunde, Abwechslung, Unabhängigkeit, Genuß, „eigene“ Bedürfnisse, vielseitige außerhäusliche kulturelle und gesellige Freizeitbeschäftigungen

Unwichtig: Sicherheit, Sparen, Familie, soziales Engagement, Religion

Zentrales Grundmotiv: Selbstverwirklichung

Dominante Deutungstendenz: Welt→Ich

2. Stile mit mittlerem Status

Stil 5, Pragmatisch Berufsorientierte:

Wichtig: Arbeit, Sicherheit, Familie, Führungspositionen, Weiterbildung, Politik, gesellschaftliche Themen, Funktionalität

Unwichtig: Kulturelle Themen und Angebote

Zentrales Grundmotiv: Integration, Nähe Integrationsmilieu

Dominante Deutungstendenz: Ich→Welt

Stil 6, Expressiv Vielseitige:

Wichtig: Stimulation, Abwechslung, außerhäusliche Freizeitaktivitäten, Informationen, Attraktivität

Unwichtig: fast nichts, gewisse Zurückhaltung bei Kindern, Computer, Gartenarbeit

Zentrales Grundmotiv: Selbstverwirklichung, Hedonismus

Nähe Selbstverwirklichungsmilieu, Unterhaltungsmilieu

Dominante Deutungstendenz: Welt→Ich

Stil 7, Freizeitorientierte Gesellige:

Wichtig: Attraktivität, Abwechslung, Freizeitaktivitäten mit Freunden, „das Leben genießen“, Muße, Spannung, Unterhaltung

Unwichtig: Sachthemen, Selbstverwirklichung in der Arbeit, kulturelle Betätigungen, volkstümliche Kultur

Zentrales Grundmotiv: Unterhaltung, Nähe: Unterhaltungsmilieu, Selbstverwirklichungsmilieu

Dominante Deutungstendenz: Welt→Ich

3. Stile mit unterdurchschnittlichem Status

Stil 4, Häusliche Unterhaltungssuchende:

Wichtig: Abwechslung, Spannung, Attraktivität, Familie, häusliche Freizeitbeschäftigungen, jugendliche Kleidung, Modernität

Unwichtig: politische Informationen, Sach- und Fachthemen

Zentrales Grundmotiv: Unterhaltung, Nähe Unterhaltungsmilieu

Dominante Deutungstendenz: Welt→Ich

Stil 8, Traditionelle zurückgezogen Lebende:

Wichtig: Familie, Sicherheit, Sparsamkeit

Unwichtig: Abwechslung, Engagement, Kreativität, Hochkultur

Zentrales Grundmotiv: Harmonie, Nähe Harmoniemilieu

Dominante Deutungstendenz: Ich→Welt

Stil 9, Traditionelle freizeitaktive Ortsverbundene:

Wichtig: Familie, häusliche Aktivitäten, volkstümliche Kultur, Pragmatismus

Unwichtig: Weiterbildung, etablierte Kultur

Zentrales Grundmotiv: Harmonie, Nähe Harmoniemilieu

Dominante Deutungstendenz: Ich→Welt

Die Einordnung der Spellerberg-Lebensstile nach zentralen Grundmotiven und dominanter Deutungstendenz zeigt einige interessante Ergebnisse. Zunächst ist festzustellen, dass sich die Stile durchaus durch Nähe oder Entfernung zu den hier in Anlehnung an Schulze verwendeten 5 Grundmotiven kennzeichnen lassen. Dementsprechend zeigt sich auch ungefähr, welchem der Schulze-Milieus die hier ermittelten Lebensstile zugeordnet werden könnten. Eine solche Zuordnung sähe in etwa folgendermaßen aus:

Niveaumilieu: Stil 2, teilweise Stil 1, Stil 5

Integrationsmilieu: Stil 1, Stil 5

Selbstverwirklichungsmilieu: Stil 3, Stil 7, teilweise Stil 6

Unterhaltungsmilieu: Stil 4, Stil 7

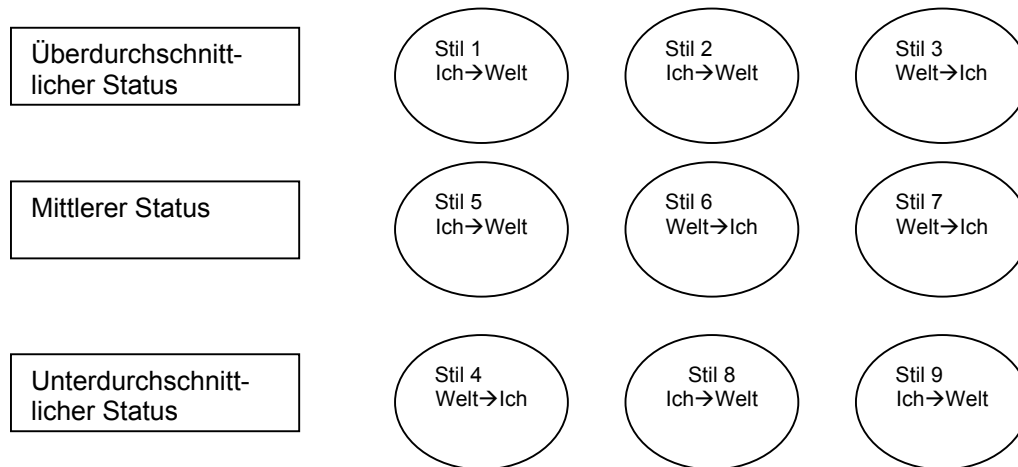
Harmoniemilieu: Stil 8, Stil 9, teilweise Stil 1

Dennoch ist eine solche Zuordnung erwartungsgemäß nicht eindeutig, sondern eher relativ. In den verschiedenen Stilen zeigen sich in mehreren Fällen Elemente verschiedener Grundmotive in allerdings verschiedenen Mischungsverhältnissen. So sind etwa in den Stilen 6 und 7 Elemente von Selbstverwirklichung und Unterhaltung beobachtbar. Der Stil 4 zeigt ähnliche Orientierungen, aber auch Tendenzen hin zum Harmoniemotiv, was ihn wiederum von den Stilen 6 und 7 unterscheidet. Der Stil 5, als dessen Hauptmotiv Integration angesehen werden kann, hat auch gewisse Orientierungen in Richtung Status, die allerdings wohl eher in Richtung einer Aufstiegsorientierung zu interpretieren sein dürften. Der Pragmatismus und die Sicherheitsorientierung erinnern hingegen an das Harmoniemotiv. Der Stil 1, als dessen zentrales Motiv ebenfalls Integration angesehen wird, unterscheidet sich vom Stil 5 dadurch, dass er eher den kulturellen als den statusbezogenen Orientierungen des Niveaumilieus ähnelt und auch leichte Selbst-

verwirklichungselemente zeigt, die allerdings durch familienbezogene Aspekte, die zum Harmoniemotiv tendieren, begrenzt werden. Vor allem aufgrund seiner starken sozialen Orientierungen wurde in diesem Zusammenhang Integration als Grundmotiv zugeordnet. Insgesamt ist der Stil 1 aber vielleicht derjenige, der sich am wenigsten eindeutig bestimmen lässt. Die Zuordnung der Lebensstile zu den 5 Grundmotiven kann durch den metaphorischen Vergleich mit den astrologischen Begriffen Sternzeichen und Aszendent verdeutlicht werden. Zwar können sie einem dominanten Aspekt zugeschrieben werden, die genaue Struktur und Binnendifferenzierung ergibt sich aber erst durch das Einwirken anderer Elemente auf diesen dominanten Aspekt. Vielleicht liegt in diesem Punkt auch eines der Hauptprobleme der Milieu- und Lebensstilforschung. Denn die punktgenaue Zuordnung zu idealtypisch charakterisierten Stiltypen und -gruppen verkennt möglicherweise die realiter wesentlich stärkere Vermischung unterschiedlicher Motive in den zugrunde liegenden Habitusformen. Insgesamt eröffnen sich hier Optionen und Wege einer zunächst groben und in weiteren Schritten genaueren Klassifizierung der den verschiedenen Lebensstile zugrunde liegenden Habitusformen, welche die erwähnten Grundmotive sowohl als zentrales Element als auch als Nebenaspekt enthalten können.

Der erste Differenzierungsschritt ist in diesem Zusammenhang, wie bereits dargelegt, die Unterscheidung der Habitusformen nach dominanter Deutungstendenz, also danach, ob das „Ich“ oder die (Um-)Welt als vorgegebener Aspekt subjektiver Realität erlebt oder konstruiert wird. Bezogen auf die hier entworfene Grundstruktur einer begrenzten Anzahl unterscheidbarer Habitusformen bei ähnlichen Statuslagen ergibt sich folgendes Muster:

Abb. 5.5.5. Vertikale und horizontale Struktur unterschiedlicher Lebensstile bei Dominanter Deutungstendenz der zugrunde liegenden Habitusformen



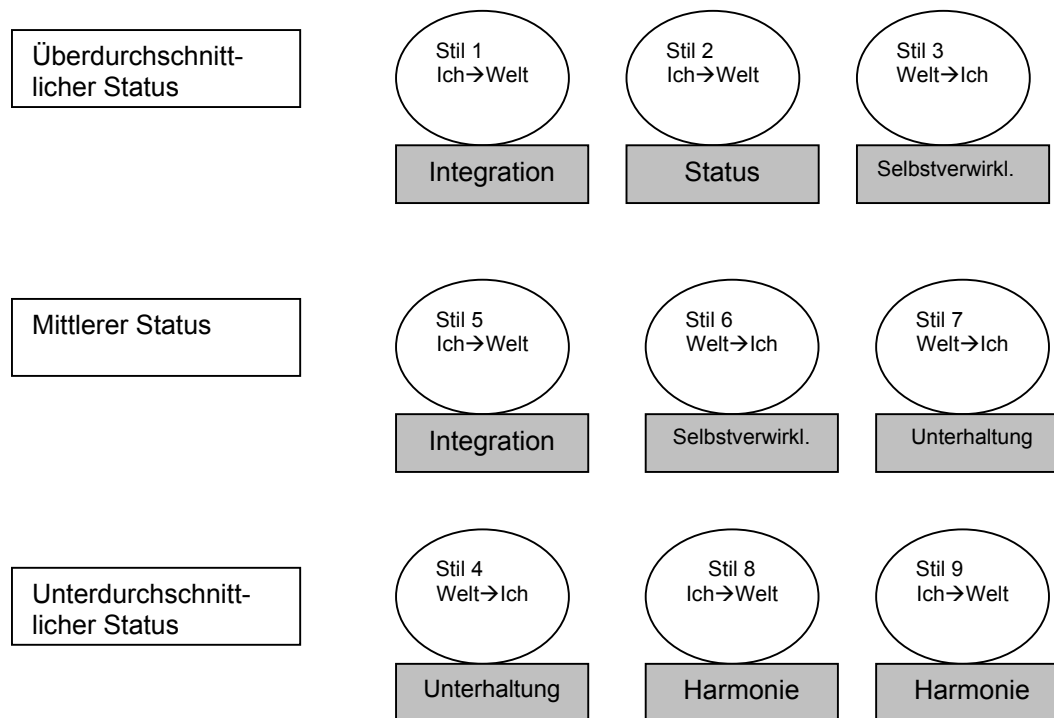
Stil 1: Ganzheitlich kulturell Interessierte; **Stil 2:** Etablierte beruflich Engagierte; **Stil 3:** Postmaterielle aktive Vielseitige; **Stil 4:** Häusliche Unterhaltungssuchende; **Stil 5:** Pragmatisch Berufsorientierte; **Stil 6:** Expressiv Vielseitige; **Stil 7:** Freizeitorientierte Gesellige; **Stil 8:** Traditionelle zurückgezogen Lebende; **Stil 9:** Traditionelle freizeitaktive Ortsverbundene

In diesem schematischen Grundmuster manifestieren sich zwei Differenzierungsdimensionen und damit zwei zentrale Fragen in Hinsicht auf die Verbindung zwischen sozialer Lage, Habitusformen und Lebensstilen. Welche Elemente kennzeichnen die statusspezifischen Unterschiede zwischen den jeweiligen Habitusformen und wie lassen sich die Differenzen innerhalb einer Stausebene charakterisieren?

Für alle 3 Statusgruppen zeigt sich eine heterogene Verteilung, d.h. beide Formen möglicher Deutungstendenzen, also sowohl die subjektive Vorordnung des „Ich“ oder Selbst als auch die Vorordnung der (Um-)Welt, sind anzutreffen. In den oberen und unteren Lagen zeigt sich hierbei jeweils ein 2:1 Übergewicht für die eher traditionell-konservative Ich→Welt Perspektive, bei den mittleren Statusgruppen ist dieses Verhältnis umgekehrt. Da die andere dominante Deutungstendenz, die eher auf die individuellen Bedürfnisse ausgerichtet ist, mehr dem Puralisierungs- und Modernisierungsmotiv entspricht, bestätigt sich hier zumindest in begrenztem Maße die Erwartung, modernisierte Habitusformen vornehmlich in der Mitte der vertikalen Gesellschaftsstruktur vorfinden zu können. Dennoch ist die Unterscheidung zwischen den beiden dominanten Deutungstendenzen kein ausreichender Indikator, um statusspezifische Habitusformen nachweisen zu können, denn prinzipiell finden sich beide Perspektiven in allen drei Statusgruppen. Um ein

differenzierteres Bild zu erhalten, wird das in der Abb. 5.5.5. verwandte Schema nun um die zentralen Grundmotive ergänzt:

Abb. 5.5.6. Vertikale und horizontale Struktur unterschiedlicher Lebensstile bei Dominanter Deutungstendenz und Grundmotiv der zugrunde liegenden Habitusformen



Stil 1: Ganzheitlich kulturell Interessierte; **Stil 2:** Etablierte beruflich Engagierte; **Stil 3:** Postmaterielle aktive Vielseitige; **Stil 4:** Häusliche Unterhaltungssuchende; **Stil 5:** Pragmatisch Berufsorientierte; **Stil 6:** Expressiv Vielseitige; **Stil 7:** Freizeitorientierte Gesellige; **Stil 8:** Traditionelle zurückgezogen Lebende; **Stil 9:** Traditionelle freizeitaktive Ortsverbundene

Eine vertikale Struktur der anzutreffenden Grundmotive wird nun sichtbar. So ist das Motiv „Status“ nur in den höheren Lagen anzutreffen. Die Motive „Harmonie“ und „Unterhaltung“ scheinen typisch für die unteren objektiven Lagen zu sein. Die Motive Integration und Selbstverwirklichung sind hingegen in höheren und mittleren Statuspositionen zu finden. An dieser Stelle sei noch einmal daran erinnert, dass sich die vertikale Interpretation der Spellerberg-Lebensstile und die verwendeten Begriffe lediglich auf die relativen Abstände zueinander beziehen und von daher nicht unbedingt mit den z.B. in der Schichtungssoziologie gemeinhin gebräuchlichen Deutungen dieser Begriffe gleichsetzbar sein müssen. Mit einiger Wahrscheinlichkeit dürften Teile der hier z.B. zu den höheren oder unteren Lagen gerechneten Lebensstile innerhalb einer spezifischeren vertikalen Semantik eher

den mittleren Positionen zuzuordnen sein. Dennoch ist die hier vorliegende Strukturierung rein objektiv nachvollziehbar und, gerade weil sie noch keine weiteren Deutungen enthält, offen analysierbar, was in diesem Fall unabdingbare Voraussetzung für ihre weitere Untersuchung ist.

Im Bezug auf die Grundmotive der Habitusformen, zeichnet sich also zunächst durchaus eine gewisse Struktur ab, die aber insgesamt grob bleibt. Wie zuvor bereits erwähnt, ist eine eindeutige Zuordnung der Habitusstypen und Lebensstile ohnehin stark abstrahierend. Zwar lässt sich allen Stilen ein dominantes Motiv zuschreiben, die genauere Struktur des Habitus kann sich jedoch auch bei gleichem Grundmotiv unterscheiden, wenn es mit anderen und unterschiedlich stark wirksamen „Nebenaspekten“ zusammen auftritt. Die genauere Zusammensetzung der Habitusstypen nach Grundmotiv und Nebenaspekten lässt sich folgendermaßen beschreiben:

1. Höhere Lagen

Stil 2, Etablierte beruflich Engagierte:

Dominantes Motiv: Status, Nebenaspekte: Selbstverwirklichung

Stil 3, Postmaterielle aktive Vielseitige:

Dominantes Motiv: Selbstverwirklichung, kaum Nebenaspekte erkennbar

Stil 1, Ganzheitlich kulturell Interessierte:

Dominantes Motiv: Integration, Nebenaspekte: Status (kulturell), Selbstverwirklichung, Harmonie (Familie)

2. Mittlere Lagen

Stil 5, Pragmatisch Berufsorientierte:

Dominantes Motiv: Integration, Nebenaspekte: Status, Harmonie

Stil 6, Expressiv Vielseitige:

Dominantes Motiv: Selbstverwirklichung, Nebenaspekt: Unterhaltung

Stil 7, Freizeitorientierte Gesellige:

Dominantes Motiv: Unterhaltung, Nebenaspekt: Selbstverwirklichung

3. Niedrigere Lagen

Stil 9, Traditionelle freizeitaktive Ortsverbundene:

Dominantes Motiv: Harmonie, Nebenaspekte: Integration, Unterhaltung

Stil 4, Häusliche Unterhaltungssuchende:

Dominantes Motiv: Unterhaltung, Nebenaspekt: Harmonie

Stil 8, Traditionelle zurückgezogen Lebende:

Dominantes Motiv: Harmonie, Nebenaspekte kaum erkennbar

Dass die Auflistung der verschiedenen Lebensstile hier an ihrer vertikalen Rangfolge ausgerichtet wurde, ist nicht ohne Grund geschehen, denn so werden bestimmte Muster in der Habitusverteilung sichtbar. Um dies zu verdeutlichen, hier noch einmal eine Übersicht über die Zuordnung der Grundmotive zu den beiden dominanten Deutungstendenzen:

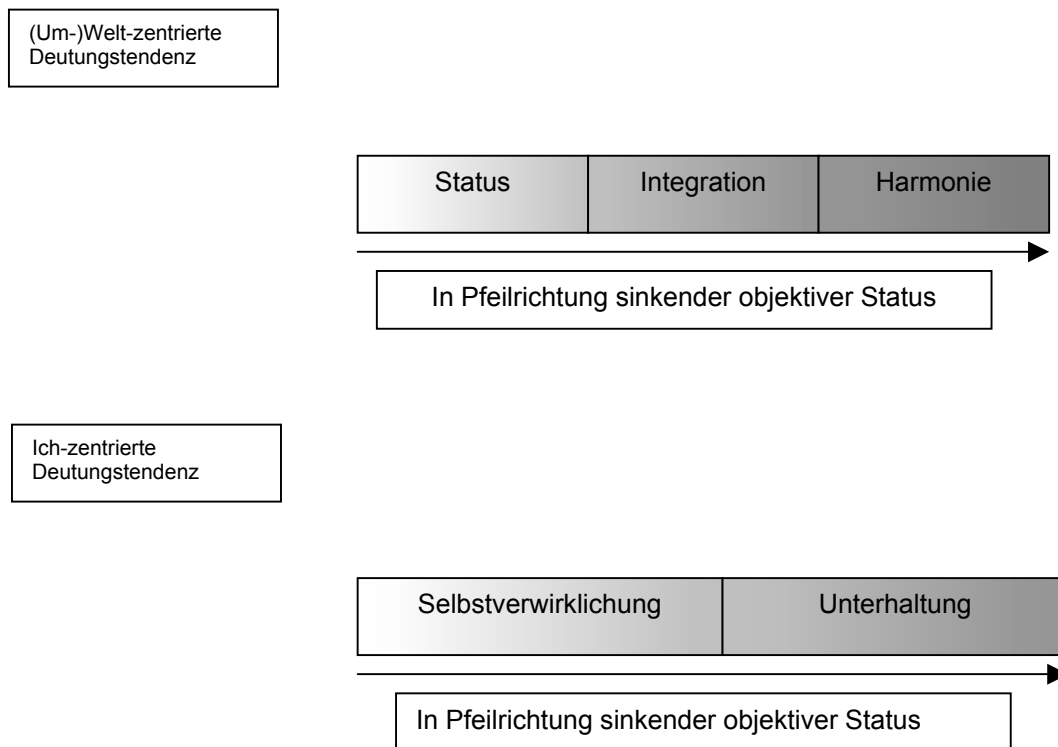
Ich-zentriertes Interpretationsmuster: Selbstverwirklichung, Unterhaltung

(Um)Welt-zentriertes Interpretationsmuster: Status, Integration, Harmonie

Ausgehend davon, dass sich jeweils beide Deutungstendenzen innerhalb der verschiedenen Statusgruppen identifizieren lassen, ergibt sich unter Einbeziehung der genaueren Motivstruktur der verschiedenen Habitusformen ein identifizierbares Muster. Demnach scheint es, als bewege sich die (Um)-Welt bezogene Perspektive, also jene, die sich im weitesten Sinne an der Gesellschaft orientiert, mit sinkender objektiver Lage vom Motiv Status zum Motiv Integration und weiter zum Motiv Harmonie in unterschiedlichen „Mischungsverhältnissen“. Die Ich-bezogene Deutungstendenz hingegen wandelt sich mit sinkendem Status zunehmend von Selbstverwirklichung in Richtung Unterhaltung. Weitere Nebenaspekte scheinen darüber hinaus, die grundsätzlich sichtbare vertikale Tendenz verstärkend, nach unten oder oben zu deuten, wie z.B. der Nebenaspekt Harmonie beim Stil 1, der Nebenaspekt Selbstverwirklichung beim Stil 2 oder der Nebenaspekt Status beim Stil 5. In diesem Sinne haben verschiedene Habitusformen und Lebensstile im Bezug auf ihre konkreten inhaltlichen Charaktere durchaus eine nachvollziehbare

statusspezifische Komponente, die in der Abb. 5.5.7. noch einmal optisch verdeutlicht werden soll:

Abb. 5.5.7. Statusspezifischer Verlauf der Habitus-Grundmotive



Die Übergänge zwischen den Motiven müssen hierbei als „fließend“ im Sinne der oben vorgenommenen optischen Darstellung betrachtet werden. Dies verdeutlicht das Beispiel der Ich-zentrierten Deutungstendenz. Der nach objektiver Lage am besten gestellte Stil 3 zeigt eine klare Orientierung in Richtung Selbstverwirklichungsmotiv ohne nennenswerte Nebenaspekte. Die Stile 6 und 7, die hier in den mittleren Lagen angesiedelt werden können, zeigen eine deutliche „Ver-mischung“ des Selbstverwirklichungsmotivs mit „Unterhaltungselementen“, bei beiden Stilen ist die Zuordnung zum dominanten Motiv wesentlich unschärfer. Beim Stil 4, der eher über einen unterdurchschnittlichen Status verfügt, ist das Motiv Unterhaltung zum eindeutig dominanten Aspekt geworden, auch verbunden mit einigen „Harmonieaspekten“, die ebenfalls typisch für die niedrigeren Lagen erscheinen.

Auch für die Stile des (Um-)Welt-zentrierten Interpretationsmusters funktioniert diese hypothetische „Vertikalisierung“ der Habitusformen und Lebensstile. So zeigt

der vertikal am höchsten lokalisierbare Stil 2 die deutlichste Statusorientierung aller Stile in Verbindung mit einigen Selbstverwirklichungselementen. Bei den nächsten beiden Stilen der Status-Rangfolge, 1 und 5, ist das Motiv Integration dominant, „Status“ taucht nur noch als Nebenaspekt auf. Die Stile 8 und 9 am unteren Ende der vertikalen Skala weisen als dominanten Aspekt „Harmonie“ auf. Interessanterweise deutet hierbei der objektiv bessergestellte Stil 9 weiterhin auch Orientierungen in Richtung „Integration“ an und dokumentiert somit seine objektive Nähe zu den mittleren Lagen auch in der spezifischen Natur seines subjektiven Habitus.

Hieraus folgend ergibt sich an diesem Punkt folgendes Gesamtbild. Wir haben eine grobe vertikale Struktur, die aus drei verschiedenen Statusgruppen besteht. Innerhalb dieser Statusgruppen sind eine begrenzte Anzahl von Habitusformen und Lebensstilen beobachtbar. Diese verschiedenen Habitusformen lassen sich horizontal danach unterscheiden, ob sie auf einer Ich-zentrierten oder (Um-)Welt-zentrierten Deutungstendenz basieren. Beide Perspektiven sind jedoch im Sinne der eigentlichen Habitusformel gleichermaßen von der objektiven Lage geprägt und abhängig, denn der Unterschied (oder das subjektive Element) ergibt sich hier in der (gewählten) Art der Verwendung der zur Verfügung stehenden Ressourcen. Das Ausmaß der zur Verfügung stehenden Ressourcen legt jedoch in beiden Fällen gleichermaßen typisch einen bestimmten „Spielraum“ von Möglichkeiten fest. Wie diese beiden dominanten Deutungstendenzen schließlich in konkretes Verhalten und soziale Praxis umgesetzt werden, scheint wiederum in hohem Maße statusspezifisch zu variieren und verdeutlicht die subjektive Verarbeitung bzw. „Verinnerlichung“ der äußeren Lage. So wird das (Um-)Welt-zentrierte, gesellschaftsorientierte Interpretationsmuster in hohen sozialen Lagen, welche die entsprechenden Chancen und Voraussetzungen offerieren, in Richtung von Statusorientierung (Streben nach Führungspositionen) ausgeformt. In mittleren Lagen hingegen geht die Tendenz in Richtung eines eher pragmatischen Strebens nach Integration mit möglicherweise relativen Aufstiegsbestrebungen, während in den unteren Lagen ein anscheinend durch das Bedürfnis nach sozialer Sicherheit geprägter, sich selbst bescheidender „Rückzug“ auf den Wunsch nach in erster Linie privater Harmonie zu beobachten ist. Gleiches gilt für die Ich-zentrierte Perspektive, wo das anspruchsvolle Streben nach Selbstverwirklichung mit ab-

nehmendem sozialen Status stärker dem bescheideneren Wunsch nach Unterhaltung weicht. Die Abb. 5.5.8. fasst diese Ergebnisse zusammen:

Abb. 5.5.8. Objektiver Status, Habitus und Lebensstile

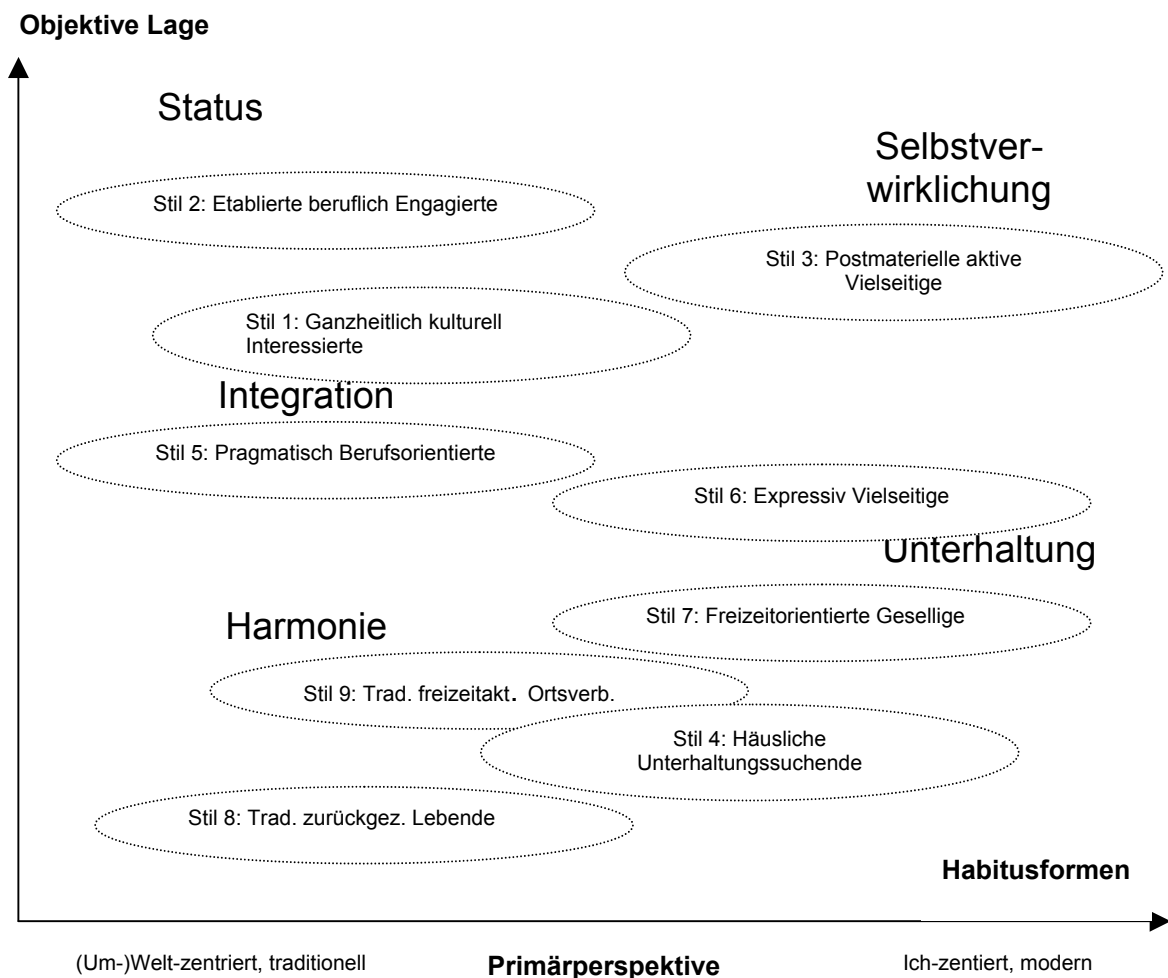
Objektiver Status	Lebensstile mit Habitus-Grundmotiv	
	Dominante Habitus-Deutungstendenz (Um-)Welt-zentriert	Dominante Habitus-Deutungstendenz Ich-zentriert
Höhere Lagen	Etablierte beruflich Engagierte Status	
	Ganzheitlich kulturell Interessierte Integration	Postmaterielle aktive Vielseitige Selbstverwirklichung
Mittlere Lagen	Pragmatisch Berufsorientierte Integration	Expressiv Vielseitige Selbstverwirklichung
		Freizeitorientierte Gesellige Unterhaltung
Niedrigere Lagen	Traditionelle freizeitakt. Ortsverb. Harmonie	
	Traditionelle zurückgezogen Lebende Harmonie	Häusliche Unterhaltungssuchende Unterhaltung

Aus Gründen der Übersichtlichkeit wurde in der Abb. 5.5.8. darauf verzichtet, neben den Grundmotiven auch die Nebenaspekte der jeweiligen Habitusformen aufzuführen. Dennoch spielen auch sie für die vertikale Strukturierung der Lebensstile und Habitusformen eine bedeutsame Rolle. So zeigen z.B. die Selbstverwirklichungsstile der mittleren Lagen wesentlich größere „Unterhaltungsanteile“ als die objektiv bessergestellten „Postmateriellen aktiven Vielseitigen“. Mithin sind beide Elemente beinahe gleich stark vertreten, so dass sie sich nicht so eindeutig wie andere Stile einem dominantem Grundmotiv zuschreiben lassen. Weiterhin fällt auf, dass die Stile des (Um-)Welt-zentrierten Interpretationsmuster in der Relation vertikal meist etwas über den Ich-zentrierten Stilen ihrer Statusgruppe anzusiedeln sind. Gemäß ihrer habituellen Grundorientierung in Richtung Gesellschaft entspricht dies durchaus den Erwartungen, da sie wohl mehr Wert auf sozioökonomischen Status legen als die Ich-zentrierten Typen, die mehr dem Bild postmaterieller, modernisierter Orientierungen entsprechen.

Die für vergleichbare Statuslagen anzutreffenden Habitusformen lassen sich also im Sinne unterschiedlicher Interpretationsmuster horizontal in modernisiertere Ich-zentrierte Typen und eher traditionelle auf gesellschaftliche Integration ausgerichtete (Um-)Welt-zentrierte Typen unterscheiden. Diese Interpretationsmuster werden wiederum je nach vertikaler Position zu unterschiedlichen Motiven und Verhaltensweisen ausgeformt. Die innerhalb der Interpretationsmuster identifizierbaren „Grunddispositionen“ werden also in Verbindung mit differierenden objektiven Möglichkeiten unterschiedlich „umgesetzt“. Übergänge zwischen Interpretationsmustern und Grundmotiven der verschiedenen Habustypen sind hierbei jedoch generell als „fließend“ zu betrachten, die bestehenden Unterschiede sind relativ und eher im Sinne des „mehr von X, weniger von Y“ aufzufassen. Dies lässt sich zusammenfassend noch einmal in der Abbildung 5.5.9. darstellen. Die soziale Struktur unterschiedlicher Habitusformen und Lebensstile wird hier als zweidimensionaler Raum skizziert. Während die vertikale Achse den objektiven Status bezeichnet, steht die horizontale Achse für die soziokulturelle Differenzierung der Habitus- und Lebensstile. Am linken Pol der horizontalen Achse befindet sich per Definition die eher traditionelle (Um-)Welt-zentrierte Deutungstendenz, am rechten die Ich-zentrierte modernere Deutungstendenz. Innerhalb eines solchen Raums

können Habitus-Grundmotive positioniert und Lebensstile gemäß ihrer relativen Nähe zu diesen Positionen verortet werden.

Abb. 5.5.9. Relative Struktur von Habitusmotiven und Lebensstilen



Die fettgedruckten Wörter markieren die ungefähre Position der fünf Habitus-Grundmotive im zweidimensionalen Raum. Die ovalen Felder lokalisieren die Zentren der neun Spellerberg-Lebensstile. Die verschiedenen Stile lassen sich auf diese Weise in dreierlei Hinsicht charakterisieren: Objektive soziale Lage, dominantes Interpretationsmuster des Habitus und Ausformung dieser Tendenz zu verschiedenen Grundmotiven und Nebenaspekten. Durch die zweidimensionale Skizzierung lassen sich die verschiedenen Habitusformen der Stiltypen wesentlich differenzierter einordnen, als wenn sie lediglich einem Habitus-Grundmotiv zugeschrieben werden. Lebensstile und die ihnen zugrunde liegenden Habitusformen lassen sich niemals eindeutig und im eigentlichen Sinne des Wortes objektiv

einem einzigen Begriff oder Motiv zuschreiben, sondern sind eher als spezifisches Ensemble verschiedener Elemente und Faktoren aufzufassen. In diesem Sinne stellt eine Positionierung im Raum der Motive möglicherweise auch eine genauere strukturelle Lokalisierung dar, als die Zuordnung zu einem Motiv, Habitus oder Lebensstil. Diese relativierende Perspektive spiegelt sich in der Abb. 5.5.9. wider. Die Position der verschiedenen Lebensstile bzw. die mit ihnen anzutreffenden Habitusformen beschränkt sich nicht auf die Zuordnung zu einem Grundmotiv, sondern steht durch ihre relative Position in Beziehung zu allen vorhandenen Grundmotiven. Die daraus resultierende Modellvorstellung erinnert in diesem Punkt an den sozialen Raum Bourdieus. Denn auch sie beschreibt keine Struktur klar abgegrenzter Gruppen oder Gemeinschaftsformen, sondern eher ein Konzept sozialer Nähe oder Ferne und die damit verbundenen unterschiedlichen Wahrscheinlichkeiten sich zu „begegnen“, in Beziehung zueinander zu treten.

So gibt es z.B. jeweils zwei Stile, die den Motiven „Integration“ oder „Selbstverwirklichung“ zugeordnet werden können, sich aber dennoch spezifisch voneinander unterscheiden. Die bestehenden Differenzen können durch die unterschiedliche Positionierung im zweidimensionalen Raum von Status und Habitus dargestellt werden. Die beobachtbare Verteilung der Habitusformen lässt sich dabei im Wesentlichen entlang zweier Deutungsstrukturen beschreiben. Wie oben dargelegt, finden sich auf jeder Stausebene Stile mit Ich-zentrierter Deutungstendenz und Stile mit (Um-)Welt-zentrierter Deutungstendenz. D.h., innerhalb einer Gruppe mit vergleichbaren sozialen Lagen finden sich sowohl Stile, in denen die anzutreffenden subjektiven Perspektiven typischerweise eher in Richtung gesellschaftliche Integration tendieren, als auch solche, die eher die Befriedigung individueller Bedürfnisse in den Vordergrund stellen und somit entweder die individuelle oder soziale Bedeutung von Handlungen und Gütern als vorrangig betrachten.

Die wiederum unterschiedliche Ausformung dieser Motive zu differierenden Lebensstilen und Habitusformen scheint dagegen auch statusspezifisch zu verlaufen. Gemäß der Habitusstheorie bedeutet das, dass diese grundsätzlichen Deutungsmuster im Einklang mit Art und Menge der zur Verfügung stehenden Ressourcen unterschiedlich verwirklicht werden. Die resultierenden subjektiven Neigungen und Orientierungen stellen also in diesem Sinne durchaus eine Verarbeitung oder Verinnerlichung der zur Verfügung stehenden objektiven Möglichkeiten dar. Prinzipiell könnte man sagen, dass die beiden dominanten Deutungs-

tendenzen in Verbindung mit den unterschiedlichen Statuslagen auf unterschiedlichem Niveau „umgesetzt“ werden und werden *können*. Wenn sich somit also ein Deutungsansatz für die vertikale Differenzierung von Habustypen und Lebensstilen abzeichnet, muss im Folgenden der Frage nachgegangen werden, welche Faktoren an ihrer horizontalen Differenzierung beteiligt sind.

5.5.3. Zur horizontalen Differenzierung von Lebensstilen und Habitusformen

Konnte im vorhergehenden Abschnitt der Zusammenhang zwischen objektivem Status und dem inhaltlichen Charakter von Habitusformen verdeutlicht werden, gilt es nun, das Augenmerk genauer auf mögliche Ursachen und Deutungsmöglichkeiten für die horizontale Differenzierung verschiedener Habustypen zu richten, die im Zusammenhang mit ähnlichen Statuslagen entstanden sind.

Wie sich bereits herausgestellt hat, verläuft die horizontale Differenzierung verschiedener Habustypen und die der daraus resultierenden Stile und Lebensweisen hauptsächlich entlang der Unterscheidung zwischen den beiden dominanten Deutungstendenzen (Ich→Welt und Welt→Ich). Bereits im ersten Teil dieses Kapitels, in dem die Beschreibung und Ermittlung der objektiven Struktur der Spellerberg-Lebensstile im Mittelpunkt des Interesses stand, sind einige, letztlich objektive, aber nicht sozioökonomisch-statusbezogene Merkmale thematisiert worden, die in diesem Kontext eine wichtige Rolle spielen.

a) Alter und Geschlecht

So konnte z.B. eine eindeutige Verbindung zwischen dem soziokulturellen Charakter der Lebensstile und ihrer Altersstruktur im Sinne einer Unterscheidung zwischen traditionelleren und modernisierteren Lebensweisen festgestellt werden. Es zeigte sich, dass es vor allem die „jüngeren“ Stile waren, die im größten Ausmaß an außerhäuslichen Aktivitäten teilnahmen, die größte Distanz zu eher traditionellen familiengeprägten Werten zeigten und am ehesten sogenannten postmateriellen Orientierungen zuneigten. Dieses Muster verläuft praktisch parallel zur hier vorgenommenen Unterscheidung der grundlegenden dominanten Habitus-Deutungstendenzen. Dies belegt die Abb. 5.5.10., in der die Altersstruktur der Stile in Verbindung mit den Deutungstendenzen in der Übersicht dargestellt wird.

Abb. 5.5.10. Dominante Deutungstendenz und Alter

	Dominante Habitus-Deutungstendenz	
	(Um-)Welt-zentriert	Ich-zentriert
Lebensstile mit Durchschnittsalter	Stil 2, Etablierte beruflich Engagierte, 44	Stil 3, Postmat. akt. Vielseitige, 30
	Stil 1, Ganzheitlich kulturell Interessierte, 41	Stil 6, Expressiv Vielseitige, 36
	Stil 5, Pragmatisch Berufsorientierte, 37	Stil 7, Freizeitaktive Gesellige, 27
	Stil 9, Trad. freizeitakt. Ortsverb., 49	Stil 4, Häusliche Unterhaltungssuch., 41
	Stil 8, Trad. zurückgez. Lebende, 49	

Die Verteilung stellt sich recht eindeutig dar. Die jüngeren Lebensstile befinden sich rechts bei den Ich-zentrierten Deutungstendenzen. Dies wird am deutlichsten bei den drei jüngsten Lebensstile 7, 3 und 6 mit einem durchschnittlichen Alter von 27, 30 und 36 Jahren. Vor allem die Stile 7 und 3, welche die vermutlich modernisiertesten Lebensweisen und Habustypen zeigen, unterscheiden sich deutlich von der bei allen anderen Stilen zu beobachtenden Alterstruktur und können als die jugendlichsten Stiltypen bezeichnet werden. Die Stile 6 und 4 hingegen sind zwar um einiges „älter“, aber insgesamt doch jünger als die statusverwandten Stile der Welt-zentrierten Deutungstendenz. Demnach scheint das Alter ein maßgeblicher Faktor für die horizontale Differenzierung innerhalb der statusverwandten Stiltypen zu sein. Hierbei zeigen die jüngeren Gruppen eine eindeutige Tendenz zu Ich-zentrierten, modernisierten Orientierungen und Verhaltensmustern. Diese Tatsache wirft erneut einige grundsätzliche Fragen auf, die zuvor schon einige Male angedeutet wurden und mit dem „Längsschnittverlauf“ individueller Biographien zu tun haben. Wenn es, wie es hier den Anschein hat, in erster Linie die jüngeren Kohorten sind, die individualisierte und modernisierte Lebensweisen zeigen, ist gegenwärtig unklar, ob und wie sich die zugrunde liegenden Orientierungen und Motivationen möglicherweise auch mit zunehmendem

Alter der jeweiligen Personen wieder mehr in eine traditionellere Richtung bewegen. Wie stabil also sind biographisch betrachtet die hier vorgenommenen Lebensstilzuordnungen?

Mit der dringend notwendigen Antwort auf diese Frage könnte sich auch die gesamte Bewertung der Lebensstildebatte ändern. Sollte sich herausstellen, dass sich die beobachteten Habitusformen mit steigendem Alter wieder mehr in Richtung integrativer, sich anpassender und damit traditionellerer Orientierungen bewegen, wäre dies ein Argument gegen die These eines generellen und wachsenden Trends in Richtung Modernisierung. Sollten sich die modernisierten und Ich-zentrierten Perspektiven jedoch als stabil erweisen, spräche dies für eine gegenteilige Argumentation. Dennoch deutet gegenwärtig einiges darauf hin, dass diese Frage nicht eindeutig im Sinne eines „Entweder/Oder“ zu beantworten sein wird. Dafür spricht auch die ansatzweise ermittelte Detailstruktur der identifizierten Habustypen durch die Benennung von Grundmotiven und Nebenaspekten. Interessanterweise wird hier jenseits der Grundmotive oft auch eine relative Nähe zu den statusverwandten („älteren“) Stilen der anderen Primärperspektive in den Nebenaspekten der Habustypen sichtbar. So besitzt z.B. bei den Stilen gehobenen Status auch der (Um-)welt-zentrierte Stil 2 in gewissem Maße Selbstverwirklichungsmotive in Richtung einer ausfüllenden, befriedigenden Berufstätigkeit. Das Niveaumotiv hingegen taucht auch beim Selbstverwirklichungsstil 3 auf. Im Gegensatz zum Stil 2 hat sich allerdings der Anspruch hier von der sozioökonomischen auf die eher soziokulturell-subjektive Ebene verschoben. Das Streben nach Unabhängigkeit muss jedoch zwangsläufig auch finanzieller Natur sein, so dass der namentlich postmaterielle Charakter dieses Stils hier praktisch auf „natürliche“ Grenzen stößt. Bei der unteren Stusebene zeigt sich ein ähnliches Bild, denn der jüngere, eher Ich-zentrierte Stil 4 zeigt in seinem Habitus auch gewisse Harmonieelemente, die bei den beiden älteren Stilen 8 und 9 das Grundmotiv darstellen.

In der Mitte der Statusstruktur stellt sich das Bild etwas anders dar. Hier unterscheidet sich der (Um-)Welt-zentrierte Stil 5 mit seiner deutlichen Berufsorientierung (die auch Elemente der Statusorientierung des Stils 2 aufweist) klarer von den Stilen 6 und 7, die gemäß ihrer Ich-zentrierten Primärperspektive eher freizeit- und konsumbezogene Orientierungen und kaum stärker wirksame Nebenaspekte aufweisen. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang auch, dass die

Stile in der Mitte der vertikalen Verteilung durch die geringsten Altersunterschiede gekennzeichnet sind. Die soziokulturelle Differenzierung scheint also zwischen den oberen und unteren Lagen statusspezifischer zu sein und auch stärker mit den beobachteten Altersunterschieden zusammenzuhängen. Interessant wäre es in diesem Kontext zu untersuchen, inwiefern die jeweils älteren Stile möglicherweise die Herkunftsmilieus der jüngeren Stile darstellen. Der Altersunterschied zwischen älteren und jüngeren Stilen ist hier generell nicht so groß, dass in den älteren sozusagen eindeutig die Elterngeneration identifiziert werden könnte. Angesichts der Tatsache, dass in die Spellerberg-Untersuchung jedoch nur Daten von Personen bis zu 63 Jahren eingeflossen sind, erscheinen die Altersunterschiede aber groß genug, um einige Überlegungen in diese Richtung sinnvoll erscheinen zu lassen.

Sollte sich die Mutmaßung erhärten, dass es sich bei den älteren Stilen derselben Statuslagen teilweise um die sozialen „Herkunftsorte“ der jüngeren Stile handelt, wäre dies ein weiterer Hinweis auf die möglicherweise z.T. in anderer Gestalt fortbestehende Wirkung sozialer Ungleichheiten. Dies würde bedeuten, dass die jüngeren Stile durchaus Elemente ihres Herkunftshabitus übernehmen, diese aber teilweise im Rahmen ihrer eher Ich-zentrierten Primärperspektive uminterpretieren. Insgesamt zeigen sich im Sinne einer habitustheoretischen Deutung sowohl für die (Um-)Welt- wie die Ich-zentrierten Stile Unterschiede im Anspruchsniveau, die mit der vertikalen Struktur einhergehen. Je weiter ein Stil vertikal nach unten tendiert, desto bescheidener sein Anspruch. Streben bei den Stilen des (Um-)Welt-zentrierten Interpretationsmusters die höheren nach Rang und Führung, orientieren sich die mittleren eher an erfolgreicher Integration mit gutem und gesichertem Auskommen und die unteren begnügen sich mit privater Harmonie und grundlegender materieller Absicherung. Bei den Ich-zentrierten Stilen relativiert sich der hohe Anspruch, „sich selbst zu verwirklichen“, mit sinkendem Status in Richtung äußerer Stimulation und Unterhaltung. D.h., dass das Niveau der an die eigene soziale Inszenierung gestellten Erwartung möglicherweise mit der Sozialisationserfahrung im Herkunftsmilieu und den dort in unterschiedlichem Maß zur Verfügung stehenden Ressourcen im Zusammenhang steht. Auch in den modernisierteren Habitusformen lassen sich demnach bescheidenere und anspruchsvollere Orientierungen unterscheiden, die einer Verarbeitung der eigenen objektiven Lage und Herkunft entsprechen. All die Zusammenhänge, die sich in

diesem Kontext andeuten, müssen jedoch im jetzigen Stadium der Untersuchungen zunächst Mutmaßungen bleiben, deren Überprüfung ein hochinteressantes wie notwendiges Forschungsvorhaben darstellen würde. Festzuhalten bleibt an dieser Stelle, dass die horizontale Differenzierung unterschiedlicher Habitusformen gemäß der Unterscheidung unterschiedlicher dominanter Deutungstendenzen in starkem Maße mit der Altersstruktur der jeweiligen Lebensstile zusammenhängt. Dementsprechend sind es in erster Linie die jüngeren Stile, in denen modernisierte Ich-zentrierte Habustypen lokalisiert werden können.

Weiterhin zeigen sich noch einige andere Zusammenhänge zwischen den bei den Habitusformen feststellbaren Differenzierungsmustern und weiteren offensichtlichen soziodemographischen Besonderheiten der Stile. Relativ spezifische Habitusaspekte sind z.B. bei jenen Stilen zu beobachten, die hinsichtlich der Geschlechterzusammensetzung größere Ungleichgewichte zeigen. Überdurchschnittliche Frauenanteile sind in den Stilen 1 (67%), 4 (74%) und 8 (67%) zu konstatieren. Unterdurchschnittlich wenig Frauen zeigen sich in den Stilen 5 (14%) und 9 (30%). In allen anderen Stilen ist das Zahlenverhältnis Männer/Frauen relativ ausgeglichen. Auffällig ist, dass die drei „typischen Frauenstile“ hier entweder auf Seiten der (Um-)Welt-zentrierten Habitusformen angesiedelt werden konnten (Stil 1, 8) oder ihr eher Ich-zentriertes Grundmotiv relativ stark mit prinzipiell gegenteiligen Aspekten vermischen (Stil 4). Darüber hinaus weisen diese „Frauenstile“ quasi unabhängig vom objektiven Status gewisse Harmonietendenzen (Hohe Bedeutung der Familie, eher häuslicher Aktivitätsradius) auf, die sich bei statusähnlichen Stilen mit geringerem Frauenanteil nicht in diesem Maße zeigen. Bei den Stilen mit höherem Männeranteil fällt z.B. die starke Berufs-/Karriereorientierung (Stil 5) auf. Der von der sonstigen Struktur dem „Frauenstil“ 8 vergleichbare „Männerstil“ 9 unterscheidet sich, den Habitus betreffend, vor allem durch das größere Maß an Freizeitaktivitäten und ist sozial weniger isoliert. Auch geschlechtsspezifische Unterschiede scheinen demnach bei der Ausbildung differierender Habitusformen bei ähnlichen Statuslagen eine Rolle zu spielen.

b) Bildung

Ein weiterer Punkt, der mit der Ausbildung unterschiedlicher Habustypen zusammenhängen könnte, ist im Verhältnis zwischen Bildung und anderen direkter sozioökonomisch bedeutsamen Faktoren wie Beruf und Einkommen zu sehen. Der doppeldeutige Charakter von Bildung ist in dieser Arbeit bereits mehrfach angesprochen worden. Einerseits unabdingbare Voraussetzung für das Erreichen von sozioökonomischem und/oder beruflichem Status, andererseits immer weniger ausreichend und keine Garantie mehr für eine „entsprechende“ materielle Umsetzung. In den Begriffen Bourdieus ist also das kulturelle Kapital mittlerweile wesentlich schwieriger in ökonomisches Kapital transferierbar. Dieses Problem dürfte generationsspezifisch sein und wird gegenwärtig vor allem für die jüngeren Generationen „am eigenen Leib“ erfahrbar.

Da es, wie zu sehen war, auch vornehmlich die jüngeren Lebensstile sind, die modernisierte Ich-zentrierte Habitusformen ausbilden, erscheint es logisch, dass sie im Vergleich zu den statusverwandten „älteren“ Stilen materiell und beruflich trotz teilweise höherem Bildungsstandard etwas schlechter dastehen. Dies dürfte z.T. mit den jeweils aktuellen Lebensphasen zusammenhängen, da sich in den jüngeren Stilen (z.B. 3 und 7) viele Personen noch in der Ausbildung oder erst am Beginn einer beruflichen Karriere befinden. Möglicherweise werden hier aber auch die allgemein schlechteren Berufsaussichten generationsspezifisch zu Habitusformen verarbeitet, die eine entsprechende subjektive Aufwertung des Individuell-Soziokulturellen, z.B. in Richtung Selbstverwirklichung, widerspiegeln. Die im Rahmen gesellschaftlicher Differenzierungsprozesse generell zunehmende Bedeutung des Soziokulturellen könnte mit der sich immer weiter auseinander bewegenden Schere zwischen Bildungsqualifikationen und Berufsmöglichkeiten in Verbindung stehen. Kann also das bestehende kulturelle Kapital immer weniger und immer schwieriger ökonomisch/materiell „verwertet“ werden, wird es, um wieder eine Metapher Bourdieus zu bemühen, vielleicht zunehmend in anderen sozialen Räumen angewendet, die kulturelle „Karte“ in anderen „Spielen ausgespielt und eingesetzt“. Die allgemeine Richtung, in der Individualisierung und Pluralisierung gemeinhin gedeutet werden, wäre in diesem habitustheoretischen Sinne also auch eine individuelle Verarbeitung objektiver (und in diesem Fall schlechterer) Bedingungen und Möglichkeiten. Im Verhältnis Bildung-Beruf-Status ist jedenfalls für die

jüngeren, modernisierten Stile ein gewisses Ungleichgewicht in Richtung Bildung festzustellen.

Grundsätzlich kann an dieser Stelle festgehalten werden, dass auch die horizontale Differenzierung von Habitusformen und Lebensstilen bei näherer Betrachtung durchaus Deutungsansätze und empirisch eindeutige Zusammenhänge aufweist und somit weder theoretisch noch praktisch der „Grauzone“ theoretischer Beliebigkeit überlassen werden muss. Neben den klassischen Ungleichheitsmerkmalen, den Kernkategorien der Schichtungssoziologie, gelangt hier also eine andere „Klasse“ objektiver Merkmale zu zentraler Bedeutung. Während der objektive sozioökonomische Status offenbar durchaus mit der vertikalen Struktur von Habitusformen und Motiven verbunden ist, sind andere objektive, soziodemographische Merkmale von besonderer Bedeutung für die psychosoziale Lage, die wiederum mit der dominanten Deutungstendenz und somit auch der Frage nach modernisierten und traditionelleren Habitusformen und Lebensstilen zusammenhängt. Die Grundmuster vertikaler und horizontaler Differenzierung von Habitusformen können folgendermaßen zusammengefasst werden:

Zwar ist es im Rahmen der Individualisierung und Pluralisierung der (post-) modernen Gesellschaft zu einer gewissen Diversifizierung von grundlegenden Motiven und Perspektiven gekommen, das „Niveau“ der aus diesen Perspektiven abgeleiteten Ansprüche und Orientierungen scheint jedoch statusspezifisch zu variieren. Ausgehend vom hier verwendeten Begriff der kulturell pluralisierten Gesellschaft, bedeutet dies, dass sich für vergleichbare objektive Lagen eine begrenzte Anzahl von Habitusformen identifizieren lassen. Diese horizontale Dimension der Differenzierung scheint eng mit einer Reihe von soziodemographischen Merkmalen zusammenzuhängen, die von besonderer Bedeutung für die Ausbildung subjektiv-persönlicher, in gewisser Weise psychologisch bedeutsamer, „Identitätsbausteine“ sein dürften. Solche Merkmale wären z.B. Alter, Lebensphase, Geschlecht und auch Bildung. Diese Faktoren, die in Abgrenzung von der objektiv-sozioökonomischen Lage eher die objektiv-psychosoziale Lage beschreiben, bieten also einiges an fundierten Deutungsmöglichkeiten hinsichtlich der horizontalen Differenzierung von Lebensstilen und scheinen typische Habitusmuster hervorzuheben. Insgesamt ergibt sich also ein komplexes Muster von Zusammenhängen zwischen den spezifischen Charakteren von Habitusformen und der objektiven Lebenssituation, in der sich die „Inhaber“ eines entsprechenden Habitus befinden.

Subjektiv-individuell entstandene Habitusformen und Lebensstile bilden in diesem Sinne also eine identifizierbare Struktur, deren Zusammensetzung keineswegs zufällig ist, sondern auch durch objektive Voraussetzungen mitbestimmt wird. Die Gestalt dieser Struktur folgt eigenen Regeln und Zusammenhängen. Auch diversifizierte individuelle Lebensstile und Habitusformen sind somit einer strukturanalytischen Untersuchung und Deutung zugänglich.

5.6. Zusammenfassung und Ausblick

In der Überschrift zum Abschnitt 5.5. wurde hier der Begriff „Kulturell pluralisierte Sozialstruktur“ verwendet und damit schon in der Begriffsbildung dem Bemühen um differenzierte Betrachtungsweisen Rechnung getragen. Der „doppelte Boden“, auf dem sich die gegenwärtige Sozialstrukturforschung derzeit bewegen muss, wird durch diesen Begriff treffend gekennzeichnet. Denn während wir einerseits eine spürbare Diversifizierung von Lebensstilen und Lebensweisen erfahren, sind die vertikalen Ungleichheitsverhältnisse erstaunlich stabil geblieben. Im fünften Kapitel wurde der Versuch unternommen, einen ersten Entwurf oder eine Skizze eines integrativen Sozialstrukturmodells zu erstellen, das diese beiden, auf den ersten Blick gegensätzlich anmutenden Sachverhalte, miteinander verknüpft. Die Notwendigkeit einer solchen Verknüpfung wurde nicht zuletzt auch im Rahmen einer zuvor erfolgten empirischen „Bestandsaufnahme“ aufgezeigt, in der die reale Wirkung und die faktische Überlagerung dieser beiden Dimensionen sozialer Differenzierung nachgewiesen werden konnte.

Theoretisch ist der Widerspruch zwischen stabilen vertikalen Strukturen und horizontaler Pluralisierung mit Hilfe des Habitus-Konzeptes gedeutet worden. Daraufhin sollte untersucht werden, ob dieser theoretische Ansatz auch einer praktischen Überprüfung anhand verfügbarer empirischer Daten standhält und eine erste konkrete Annäherung an das angestrebte integrative Strukturmodell gelingt. Die hierbei erzielten Ergebnisse wirken bis zu diesem Punkt sehr vielversprechend. Zunächst wurden anhand eines gänzlich unabhängig von objektiven Merkmalskategorien ermittelten Lebensstilmodells die identifizierbaren Zusammenhänge zwischen horizontal-soziokulturell identifizierbaren Orientierungen, Motivationen und Verhaltensmustern (in Form der von Annette Spellerberg ermittelten Lebensstile) und den wichtigsten Indikatoren der objektiven sozialen Lage analysiert. Auf diese Weise wurde gezeigt, dass sich Lebensstile nicht unabhängig vom objektiven Status generieren. Für jeden Stil konnten typische Lagen ausgemacht und eine vertikale Struktur der Lebensstile skizziert werden. Innerhalb dieser Skizze ergab sich aus den relativen vertikalen „Abständen“ der Stile untereinander ein erkennbares Muster. Es zeichnete sich eine grobe Struktur von drei Statusgruppen ab, die intern eher graduelle Unterschiede aufwiesen, während sie sich von den übrigen Stilen der Verteilung wesentlich deutlicher unterschieden. Insgesamt

samt ergab sich ein Bild von drei unterscheidbaren Stusebenen, denen jeweils drei Lebensstile zugeordnet werden konnten. Die Bildung dieser Statusgruppen erfolgt hierbei zunächst nach rein quantitativen Gesichtspunkten und enthält keinerlei weitergehende Deutung etwa im Sinne des schichtungssoziologischen Gebrauchs der Begriffe „Oben“, „Mitte“ und „Unten“. Dennoch entspricht die ermittelte Verteilung der im dritten Kapitel entworfenen habitustheoretischen Annahme, dass angesichts gesamtgesellschaftlicher Rahmenbedingungen, die einen Zuwachs individuellen Spielraums bei der Formung subjektiver Habitusmuster offerieren, für eine spezifische objektive Lage eine begrenzte Anzahl gleichermaßen typischer Habitusformen erwartet werden kann.

Ausgehend davon, dass die innerhalb der hier thematisierten Lebensstiluntersuchung erhobenen Einstellungen und Orientierungen auch das „Grundgerüst“ der den Stilen zugrunde liegenden Habitusformen im Sinne von weitgehend stabilen psychischen Dispositionen bilden, galt das weitere Augenmerk der Frage, inwiefern die konkreten inhaltlichen Gestalten dieser Habitusformen mit den ermittelten Differenzierungsstrukturen in Verbindung stehen.

In diesem Punkt kam es zu erstaunlich eindeutigen Ergebnissen. Um die verschiedenen Habustypen besser charakterisieren und klassifizieren zu können, wurden sie in Anlehnung an den von Gerhard Schulze (der im Gegensatz zu den Sinus-Milieus auch eine Interpretation und inhaltliche Klassifizierung seiner Milieustruktur leistet) eingeführten Begriff der „Existentiellen Anschauungsweise“ zwei verschiedenen „Dominanten Deutungstendenzen“ zugeordnet. Die „Existentielle Anschauungsweise“ dient bei Schulze der Beschreibung der grundsätzlichen Ausrichtung der innerhalb seiner Milieustruktur ermittelten Mentalitätstypen. Sie unterscheidet zwischen den Zuordnungsrichtungen „Ich→Welt“ und „Welt→Ich“ und scheint einen sinnvollen Ansatz zu deren weitergehender Interpretation darzustellen. Ist die Zuordnungsrichtung Ich→Welt, stellt die soziale Umwelt den dominanten Faktor in den subjektiven Orientierungen der betreffenden Personen dar. Demnach ist die individuelle Existenz vorrangig auf das Ziel ausgerichtet, sich in die Gesellschaft bzw. die als gegeben erlebte äußere Welt zu integrieren, sich unter den vorherrschenden Bedingungen einen guten (bzw. den bestmöglichen) Platz innerhalb der bestehenden Ordnung zu sichern. Bei einer Zuordnungsrichtung Welt→Ich ist hingegen das eigene „Ich“ der dominante Aspekt. Die eigenen individuellen Bedürfnisse sind in diesem Fall

praktisch die unabhängige Variable im subjektiven Erleben und Handeln. In der Umwelt wird dann nach Aspekten gesucht, die diesen Bedürfnissen entsprechen, ihnen zugeordnet werden können.

Diese bei Schulze vorgenommene Unterscheidung zweier „Existentieller Anschauungsweisen“ kann im Sinne der Habitus­theorie als „Grundton“ der verschiedenen spezifischen Habustypen aufgefasst werden. Um eine zu große Vermischung mit der insgesamt ja anders ausgerichteten Theorieperspektive der Erlebnisgesellschaft zu vermeiden, wird hier im Zusammenhang mit dem Habituskontext anstelle des von Schulze verwendeten Begriffs der Terminus „Dominante Deutungstendenz“ verwendet. Unterschieden wird in inhaltlicher Anlehnung an Schulze zwischen dem eher traditionellen (Um-)Welt-zentrierten Interpretationsmuster und einem in Richtung Modernisierung interpretierbaren Ich-zentrierten Interpretationsmuster. Alle neun Spellerberg-Lebensstile lassen sich relativ eindeutig und nachvollziehbar einer der beiden Perspektiven zuschreiben. Die Tatsache, dass sich diese Begriffe auch auf methodisch unterschiedlich angelegte Untersuchungen (Schulze, Spellerberg) anwenden lassen, spricht zudem für ihre generelle Qualität und Validität. Die Unterscheidung nach den beschriebenen Deutungstendenzen ist somit ein erster Ansatz zur Klassifizierung und Strukturierung verschiedener Habustypen und der aus ihnen resultierenden Lebensstile.

Insgesamt ließen sich für alle drei Statuslagen Stile beider Deutungstendenzen ermitteln. Damit existiert für beide Perspektiven eine begrenzte Anzahl von Habitusformen, die sich anhand unterschiedlicher Orientierungen und Verhaltensmuster unterscheiden lassen. Um eine differenziertere Unterscheidung zu ermöglichen, wurden die neun Lebensstiltypen im nächsten Schritt Habitus-Grundmotiven und Nebenaspekten zugeordnet. Der Begriff „Habitus-Grundmotiv“, bezeichnet hierbei den primär wirksamen Aspekt oder Charakterzug einer bestimmten Habitusform. Parallel zu den Typisierungen der fünf durch Schulze ermittelten Erlebnismilieus wurden hier die Grundmotive „Status“, „Integration“, „Selbstverwirklichung“, „Unterhaltung“ und „Harmonie“ als Orientierungspunkte gewählt. Diese Motive tauchen im Prinzip (mit leicht variierenden Begriffen und Differenzierungsgraden) in allen bis dato bekannten Milieu- und Lebensstilmodellen auf, in denen über die Interpretation und Klassifizierung subjektiver Orientierungen und Verhaltensweisen manifeste Stiltypen gebildet wurden. Zudem konnten sie auch in einer Art empirischem „Update“ von Müller-Schneider (2000) grundsätzlich bestä-

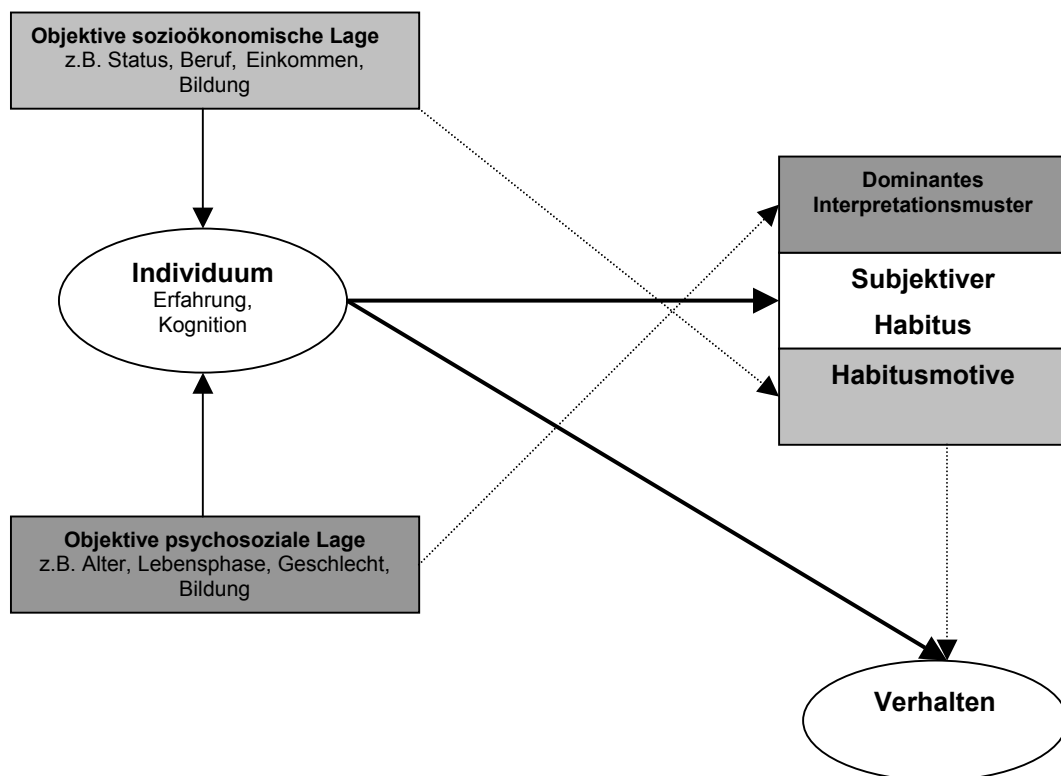
tigt werden. So gesehen erscheint es durchaus plausibel, sie hier in einem allgemeineren Kontext zur näheren Charakterisierung verschiedener Habitusformen zu benutzen. Diese fünf Motive können einem Habitus sowohl als Grund - also dominantes Motiv- als auch als Nebenaspekt, der zusammen mit einem Grundmotiv und möglicherweise anderen Nebenaspekten einen speziellen Habitus kennzeichnet, zugeschrieben werden.

Somit können verschiedene Habustypen auf drei verschiedenen Differenzierungsebenen zugeordnet und charakterisiert werden: Zunächst durch die grundsätzliche Unterscheidung zwischen den beiden dominanten Interpretationsmustern, anschließend durch Zuschreibung eines Grundmotivs und schließlich über die Beschreibung seiner genaueren Motiv-Struktur durch die spezifische Kombination von Grundmotiven und Nebenaspekten. Aus dem sich daraus ergebenden Gesamtbild ließen sich im Zusammenhang mit der vertikalen Hierarchie der Lebensstile einige interessante Folgerungen ziehen:

Die jeweilige Ausformung oder Umsetzung einer Primärperspektive zu einem spezifischen Habitus scheint statusspezifisch zu verlaufen. Auf Seiten der (Um-) Weltzentrierten Primärperspektive wandeln sich die Habitusformen mit sinkender objektiver Position von statusbezogenen Orientierungen graduell zunehmend in Richtung „Integration“ und schließlich „Harmonie“. Bei den Motiven der Ichzentrierten Stile verschiebt sich das Gewicht zunehmend von „Selbstverwirklichung“ zu „Unterhaltung“. Es entsteht der Eindruck, dass die grundsätzliche Disposition der dominanten Deutungstendenzen, den objektiven Chancen entsprechend, auf unterschiedlichem Anspruchsniveau oder unter differierenden Erwartungshaltungen „umgesetzt“ würde. Dies entspricht auch dem theoretischen Charakter des Habitusbegriffs, der ausgehend von der individuellen „Verarbeitung“ objektiver Gegebenheiten von einer (wie auch immer letztlich gearteten) Verinnerlichung objektiver Grenzen und Möglichkeiten ausgeht. Während also die objektive soziale Lage im vornehmlich sozioökonomisch-statusbezogenen Sinne offenbar mit der Ausbildung konkreter Habitusmotive zusammenhängt, steht die Orientierung zu einer bestimmten Deutungstendenz offenbar eher mit einer anderen, aber ebenfalls objektiven „Merkmalsklasse“ in Verbindung. Vor allem Alter und Lebensphase, aber z.B. auch Bildung und Geschlecht spielen in diesem Kontext eine Rolle. Ein weiterer Punkt, der im Rahmen dieser Überlegungen näher untersucht werden sollte, wären z.B. auch verschiedene Formen regionaler Dispa-

ritäten. Während objektiv-sozioökonomische Merkmale mit der vertikalen Struktur von Habitusformen in Verbindung stehen, sind es Merkmale der eher objektiven psychosozialen Lage, welche die horizontale Differenzierung der Gesamtstruktur kennzeichnen. Dieser Zusammenhang wird in der Abbildung 5.6.1. noch einmal im optischen Überblick dargestellt.

Abb. 5.6.1. Entstehung subjektiver Habitusformen



Insgesamt ergibt sich also ein zweidimensionales Bild aus vertikaler und horizontaler Differenzierung, das beide Ebenen nicht nur illustrativ übereinanderlegt, sondern verschiedene Aspekte theoretisch geleitet verknüpft. Einerseits ergeben sich Muster horizontaler Differenzierung, die mit der Unterscheidung zwischen Ich-zentrierten und (Um-)Welt-zentrierten Habitusformen zusammenhängen, die ihrerseits signifikant mit dem Alter und anderen soziodemographischen Merkmalen psychosozialer Bedeutung in Verbindung stehen. Andererseits werden vertikale Differenzierungsmuster sichtbar, die sich in Habitusformen manifestieren, die im Sinne einer Verinnerlichung von objektiven Lebenssituationen als vorgegebenen

Grenzen und Möglichkeiten variieren. Das vertikale Element ist vereinfacht gesagt in Form von unterschiedlichen Anspruchsniveaus in den individuellen Habitus integriert.

Das hier vorgeschlagene Habitus-Konzept ist demnach nicht nur geeignet, theoretische Widersprüche und Einseitigkeiten zu überwinden, es erweist sich auch bei einem ersten Anwendungsversuch auf konkrete empirische Daten als brauchbares methodisches Instrument und liefert so ein weiteres Argument für die richtige Richtung seiner theoretischen Perspektive. Ein weiterer maßgeblicher Aspekt ist, dass es aufgrund seines flexiblen und integrativen Charakters nicht gezwungen ist, bei der Beschreibung differenzierter und pluralisierter sozialer Strukturen zu verharren. Im Lichte einer habitustheoretischen Betrachtung konnten eine Reihe von Anhaltungspunkten zur bislang natürlich noch sehr freien Interpretation von Charakter und Entstehung verschiedener Lebensstile und –weisen gewonnen werden, die in ihren Zusammenhängen mit Merkmalen der objektiv statushierarchischen und psychosozialen Lage auch empirisch prinzipiell überprüf- und quantifizierbar werden.

Dennoch sind zur weiteren Ausformung und Verifizierung der hier angelegten „Strukturskizze“ ohne Zweifel weitere, genauere und vor allen Dingen explizit auf die hier im Mittelpunkt stehenden Fragestellungen fokussierte Untersuchungen notwendig. Auch eröffnet sich eine Reihe von Fragen besonders hinsichtlich der längsschnittlichen Entwicklung der Habitus-, Lebensstil- und Milieustrukturen. Denn der hier repräsentierte Stand der Bemühung um neue Sozialstrukturperspektiven stellt eher einen Rahmen, eine relative Richtung oder eine Perspektive dar, die allerdings so vielversprechend erscheint, dass sie sicherlich intensiver verfolgt werden sollte.

Weitere empirische Überprüfungen könnten z.B. die hier (notgedrungen) gewählte Arbeitsweise umkehren und die objektiven Statusgruppen als Grundlage möglicher Untersuchungen wählen. Unter Nutzung zunächst qualitativer und später standardisierter Methoden müssten Einstellungen, Orientierungen und Verhaltensweisen innerhalb der Statusgruppen erhoben werden. Auf diese Weise könnte geprüft werden, ob sich verschiedene Habitusformen durch Ihr Verhältnis zu den hier in Anlehnung an Schulze verwendeten Grundmotiven ermitteln lassen oder sich vielleicht auch noch genauer differenzierte Motivstrukturen feststellen lassen. Weiterhin könnte überprüft werden, ob sich die ermittelten Habitustypen im

Sinne der hier entwickelten Perspektive horizontal entlang der Achse zwischen moderneren Ich-zentrierten und traditionelleren (Um-)Welt-zentrierten Deutungstendenzen unterscheiden und ob die vertikale Differenzierung im Sinne von „Anspruchsniveaus“, die in Verbindung mit der sozialisationsbedingten „Verinnerlichung“ äußerer Lagen zu sehen sind, gedeutet werden kann.

Sollten sich die Erwartungen hinsichtlich der Brauchbarkeit des hier entwickelten integrativen theoretischen Rahmens bestätigen, erscheint es möglich, über die Entwicklung und Anwendung geeigneter quantitativer Instrumente ein konkretes und differenziertes Sozialstrukturmodell zu gewinnen, in dem horizontale wie vertikale Differenzierungsformen erfasst und in Beziehung zueinander gestellt werden könnten. Ein resultierendes Modell könnte die Strukturen soziokulturell differierender Mentalitäten und Habitusformen im Sinne einer relativen Positionierung, die sie in Bezug zu letztlich allen identifizierbaren Motiven setzt, vermutlich auch realistischer abbilden als es die punktgenaue Zuordnung zu Lebensstiltypen oder Milieus erlaubt (s.a. Abb. 5.5.9.). Dabei kommt es weniger darauf an, dass die in dieser Arbeit anhand von Sekundäranalysen gewonnene Strukturskizze in ihrer konkreten Gestalt reproduziert wird. Entscheidend ist vielmehr die Frage, ob sich die theoretische Perspektive, die sich im Bezug auf die hier untersuchten empirischen Daten als begründet und vielversprechend erwiesen hat, weiter bestätigen lässt und in der Lage ist, die erhofften differenzierten Ergebnisse zu liefern.

Die vorliegenden Resultate stellen also weniger ein konkretes Bild der gegenwärtigen Sozialstruktur der Bundesrepublik als vielmehr einen möglichen Weg dar, die reale Form der bestehenden Differenzierungsmuster genauer zu bestimmen und zu deuten. Er eröffnet die bislang in dieser Form nicht aufgezeigte Möglichkeit, individuelle Orientierungen strukturell sinnvoll zu interpretieren und somit eine den aktuellen Erfordernissen zwischen Individualisierung und fortbestehenden Ungleichheiten angemessene und in ihren theoretischen Implikationen nachvollziehbare Form von Sozialstrukturanalyse möglich zu machen.

6. Kapitel:

Ergebnisse und Perspektiven

Erklärtes Ziel dieser Arbeit ist es in erster Linie gewesen, zu einem integrativen theoretischen Rahmen zu gelangen, der vertikale und horizontale Differenzierung sozialer Strukturen erfassen und sinnvoll verknüpfen kann. Um dieses Vorhaben umsetzen zu können, waren im Wesentlichen zwei Arbeitsschritte zu leisten. Der erste Schritt bestand darin, die Notwendigkeit solch integrativer Theorieperspektiven und Modellvorstellungen aufzuzeigen und zu begründen. Zunächst wurde die theoretische Entwicklung der Sozialstrukturanalyse in ihren wichtigsten Grundzügen rekapituliert und aufgezeigt, dass eine individualistische Deutung sozialer Differenzierungsmuster, wie sie in den bekanntesten Milieu- und Lebensstilstudien vorgenommen wird, einen eklatanten Bruch innerhalb der gesellschaftswissenschaftlichen Theoriegeschichte darstellt. In diesem Zusammenhang stellte sich die Frage, ob tatsächlich auch ein dementsprechend tiefgreifender und „radikaler“ Wandel allgemeiner Lebensbedingungen und Sozialisationsmechanismen innerhalb der Gegenwartsgesellschaft konstatiert werden kann.

Auch im Sinne dieser Frage wurde anschließend die Individualisierungsperspektive und die aus ihr folgenden Strukturkonzepte einer genaueren Betrachtung unterzogen. Beginnend mit den theoretischen Ausgangspunkten, die in den Thesen Becks (1986) zu sehen sind, wurden mit den Sinus-Milieus (Flaig u.a. 1997) und Schulzes Erlebnisgesellschaft (z.B. 1995) zwei der bislang populärsten „sozialstrukturellen Umsetzungen“ des Individualisierungstheorems untersucht und diskutiert. Innerhalb dieser Milieumodelle wurden Becks interpretative Ansätze, die unter dem Etikett „Jenseits von Klasse und Schicht“ zusammengefasst werden können, im Sinne konkreter Strukturmodelle operationalisiert und umgesetzt. Die daraus resultierenden Milieusegmentierungen stellen faktisch horizontal zentrierte Deutungen sozialer Differenzierungsmuster dar. Objektive Lagen und Ungleichheiten wirken sich demnach weder auf die Entstehung subjektiver Lebensweisen und Mentalitäten aus noch sind sie von größerer Bedeutung für die Entstehung identifizierbarer Gruppen oder Gemeinschaftsformen. Diese Form doppelter Entstrukturierung, gleichbedeutend mit einem generellen Bedeutungsverlust objektiver Lagen, konnte in den diskutierten Milieumodellen jedoch nicht befriedigend nachgewiesen werden, da auch innerhalb der ihrerseits erhobenen Daten durch-

aus Zusammenhänge zwischen objektiven und subjektiven Lagen nachgewiesen werden konnten. Bei der direkten Anwendung auf lebensstilrelevante Fragestellungen wie etwa Einrichtungsstile erwies sich auch ihre empirische Aussagekraft als begrenzt. Größter Mangel der betrachteten Milieu-Modelle schien jedoch ihre weitgehende theoretische Indifferenz zu sein. Objektive und subjektive Merkmale werden zu inhaltlich undifferenzierten Merkmalsaggregaten „vermischt“, Zusammenhänge und Abhängigkeiten zwischen einzelnen zur Milieukonstitution herangezogenen Faktoren sind nicht mehr identifizierbar und die qualitative Aussagekraft der Modelle kommt nicht über ein deskriptives Niveau hinaus.

Unabhängig von der theoretischen und methodischen Kritik an den horizontal ausgerichteten Strukturmodellen scheint es jedoch noch problematischer, dass der gesamte Themenkomplex ungleicher Chancen und Voraussetzungen sowie der daraus resultierenden Machtverhältnisse in diesem Kontext ausgeblendet bleibt. In einer Gesellschaft, in der sich jedes Subjekt frei von objektiven Zwängen entwickeln und nach individuellem „Geschmack“ „einordnen“ kann, müsste prinzipiell allen ein gleich großer Spielraum an Optionen zur Verfügung stehen. Dass dies nicht der Fall ist, zeigen u.a. die im dritten Kapitel präsentierten Daten. In den klassischen schichtungssoziologischen Themenbereichen wie Bildung, Kriminalität oder Teilnahme an Herrschaft zeigen sich nach wie vor starke Ungleichheiten, die eindeutig mit der sozialen Herkunft und dem objektiven Status variieren.

Darüber hinaus wurde auch deutlich, dass objektive Lagen nicht nur über ungleiche Chancen und Voraussetzungen individuelle Lebensweisen und Biographien mitformen, sondern auch innerhalb der subjektiven Wahrnehmung und den daraus folgenden Handlungsmustern nicht ohne Bedeutung sind. Gerade innerhalb einer sehr spezifischen und bedeutungsvollen Form der individuellen Wahl sozialer Beziehungen, nämlich der Partnerwahl, konnten anhand einer Untersuchung von Wirth/Lüttinger (1998) deutliche klassenspezifische Muster nachgewiesen werden, die sich auch im direkten Vergleich der Daten von 1970 und 1993 kaum unterscheiden. Auch bei der Frage nach individuellem Wahlverhalten zeigte sich in einigen Punkten die Klassenzugehörigkeit als bedeutsamer Faktor, während sich bei anderen Fragestellungen ein Lebensstilmodell als erklärungskräftiger herausstellte. Gerade in diesem doppeldeutigen Ergebnis spiegelt sich die spezifische Problematik der gegenwärtigen Strukturdiskussion wider. Prinzipiell erscheinen beide Deutungsperspektiven - die horizontale wie die verti-

kale - geeignet, bestimmte Aspekte sozialer Differenzierungen korrekt zu erfassen und angemessen zu interpretieren. Als umfassende holistische Strukturmodelle erscheinen sie jedoch gleichermaßen defizitär, da sie bestimmte Aspekte gesellschaftlicher Realität von vornherein ausblenden.

Empirisch-pragmatisch betrachtet ist offensichtlich, dass beide Strukturansätze zusammen einen größeren Gewinn an relevanten Informationen erbringen können als einer allein. Auch aus diesem Grund erscheint es sinnvoller, nach theoretischen Perspektiven zu suchen, die beide Differenzierungsebenen miteinander verbinden, als stetige Auseinandersetzungen darüber zu führen, welche dieser Perspektiven allgemein oder im Speziellen die leistungsfähigere und bessere sei.

Aus den Ergebnissen des zweiten und dritten Kapitels lassen sich folgende Annahmen ableiten:

1. Innerhalb der Gegenwartsgesellschaft ist es zu einer prinzipiellen Erweiterung individueller Möglichkeiten und „Entfaltungsspielräume“ gekommen.
2. Aufgrund des allgemeinen Anwachsens von Wohlstand und Bildung in den Nachkriegsjahrzehnten und einer vertikal betrachtet relativ breiten gesellschaftlichen Mitte mit nur geringen statusbezogenen Unterschieden hat sich das individuelle Distinktionsbedürfnis in Richtung der Ausformung soziokultureller Identitäten verschoben. Im Zusammenhang mit den gewachsenen individuellen Entfaltungsmöglichkeiten ist eine Pluralisierung individueller Lebensstile die Folge.
3. Objektive Ungleichheitsrelationen bleiben hingegen weitgehend stabil und von dieser Diversifizierung soziokulturell-subjektiver Lagen unberührt. Entgegen dem üblichen (verallgemeinernden) Gebrauch des Begriffs Pluralisierung erscheint es daher sinnvoll und genauer, von einer kulturell pluralisierten Gesellschaft zu sprechen.
4. Objektive Bedingungen determinieren subjektive Lagen demnach teilweise weniger eindeutig bzw. wirken sich innerhalb veränderter Rahmenbedingungen anders aus.
5. Diese generellen Tendenzen betreffen jedoch nicht alle gesellschaftlichen Gruppen und alle sozialen Aspekte in gleichem Maße.
6. Objektive, statusbezogene Ungleichheiten bestehen nach wie vor. In vielen sozial bedeutsamen Lebensbereichen prägen sie nach wie vor Strukturen

- ungleicher Chancen und Voraussetzungen sowie dementsprechende gesellschaftliche Machtverhältnisse.
7. Die teilweise Abnahme (oder Veränderung) objektiver Einflüsse kann theoretisch nicht im Sinne eines generellen Bedeutungsverlustes oder der Auflösung des Zusammenhanges zwischen objektiven und subjektiven Lagen gedeutet werden.
 8. Vertikale Ungleichheit und horizontale Differenzierung sind wirksame Faktoren bei der Entstehung sozialer Strukturen. Soziologische Modelle, die theoretisch und empirisch im Wesentlichen um eine der beiden Dimensionen zentriert sind, stellen keine geeignete Perspektive zur holistischen Interpretation sozialer Differenzierungsmuster dar.
 9. Neue Theorieansätze und Modelle, die beide Differenzierungsebenen sinnvoll verbinden (und nicht nur illustrativ übereinanderlegen), sind notwendig. Anspruch einer solchen integrativen Perspektive muss es sein, pluralisierte Lebensweisen und -stile zu erfassen, ohne ihren Zusammenhang mit der Ungleichheit objektiver Lagen zu vernachlässigen. Durch die Einbindung in einen umfassenden theoretischen Rahmen sollte auch das vornehmlich deskriptive Niveau der modernen Milieu- und Lebensstilforschung überwunden werden.

Im zweiten Teil der vorliegenden Arbeit galt es, die oben kurz zusammengefassten Ergebnisse und Folgerungen umzusetzen. Die hier in Anlehnung an Elias und Bourdieu entwickelte Habitus-Theorie scheint ein vielversprechender Ansatzpunkt zur Entwicklung der geforderten integrativen theoretischen Perspektive zu sein. Im Habitus verbinden sich prinzipiell objektive und subjektive Faktoren. Er stellt die individuelle Ausformung oder Verarbeitung objektiv gegebener Bedingungen dar. Wie stark der Einfluss des Individuums auf die Entstehung konkreter Habitusformen ist bleibt auf der allgemein-theoretischen Ebene dabei zunächst völlig offen und hängt von gesamtgesellschaftlichen Rahmenbedingungen ab. Der Habitus-Ansatz ist daher nicht grundsätzlich deterministisch, denn er legt das Maß individueller Entfaltungsmöglichkeiten nicht eindeutig fest. Er ist prinzipiell flexibel und somit nicht an bestimmte soziale Erscheinungsformen gebunden. Dennoch können individuell-subjektive Mentalitäten und Lebensstile im Sinne einer habitustheoretischen Betrachtung *niemals* gänzlich unabhängig von objektiven Lagen

betrachtet werden. Objektive Lagen sind demnach auch innerhalb „relativ individualisierter“ sozialer Verhältnisse Grundlage oder Ausgangspunkt subjektiver Lagen.

Davon ausgehend, dass sich die Gesellschaft der Bundesrepublik in den Nachkriegsjahrzehnten in Richtung größerer individueller Freiräume entwickelt hat, ist der individuelle „Input“ bei der Ausbildung unterschiedlicher Habitusformen gewachsen. Folgerichtig müssten aus *einer* objektiven Lage *verschiedene* subjektive Habitusformen entstehen können. Das zentrale „Problem“ der zeitgenössischen Sozialstrukturanalyse, nämlich der „Widerspruch“ zwischen horizontaler Pluralisierung und stabilen vertikalen Ungleichheitsrelationen, wäre in diesem Sinne theoretisch gelöst. Auch die „doppelte Entstrukturierungshypothese“ von der Auflösung des generellen Zusammenhanges zwischen objektiven und subjektiven Lagen, die sich innerhalb der individualistischen Deutungsperspektive von Milieu- und Lebensstilmodellen als größter Schwachpunkt erwiesen hat, kann mit Hilfe des Habitus-Konzeptes überwunden werden. Denn auch „individuellere“ Habitusformen stellen, aus dieser Perspektive betrachtet, gleichermaßen typische „subjektive Verarbeitungen“ einer objektiven Ausgangslage dar.

Dieser theoretische Ansatz konnte im Rahmen einer ersten empirischen Überprüfung bestätigt werden. Basierend auf einer Sekundäranalyse von Daten einer Lebensstiluntersuchung Annette Spellerbergs (1996) erwiesen sich die zuvor aufgestellten habitustheoretischen Annahmen als richtig. Die Analyse ergab, dass die ermittelten Lebensstile im Zusammenhang mit vertikalen Ungleichheitsstrukturen stehen. Die These, dass sich bei gleichen objektiven Lagen eine begrenzte Zahl verschiedener Habitusformen zeigen müsste, entsprach der ermittelten Verteilung. Im Rahmen einer ersten Interpretation dieser Verteilung konnte die Habitus Theorie auch im Sinne einer inhaltlichen Deutung und Interpretation der beobachteten Differenzierungsmuster weiter ausgeformt werden. In Anlehnung an die wissenssoziologischen Interpretationen, die Schulze für seine Erlebnismilieus vornimmt, konnten die verschiedenen Habitusformen inhaltlich näher bestimmt und in zweifacher Hinsicht klassifiziert werden. Einerseits ließen sie sich in Ich- und Welt-zentrierte Perspektiven unterscheiden, andererseits konnten sie verschiedenen Grundmotiven und Nebenaspekten zugeordnet werden. Die Unterscheidung zwischen Ich- und Welt-zentrierten Habitusformen scheint von maßgeblicher Bedeutung für die horizontale Differenzierung von Lebensstilen zu sein. Ob ein Ich-

oder Welt-zentrierter Habitus angenommen wird, scheint besonders stark mit dem Alter und auch mit einigen anderen objektiven Merkmalen von besonderer psychosozialer Bedeutung wie z.B. Lebensphase, Geschlecht, Bildung usw. zusammenzuhängen. Die im Sinne der Individualisierungsthese modernisierten Lebensstile und Habitus Typen sind demnach der Ich-zentrierten Perspektive zuzuschreiben und finden sich erwartungsgemäß fast ausschließlich in den der Altersstruktur nach „jüngeren“ Stilen.

Welche konkreten Motive innerhalb der Ich- oder Welt-zentrierten grundsätzlichen Deutungstendenz ausgebildet und verfolgt werden, ist dagegen auch vom objektiven Status abhängig. Die vertikale Verteilung der unterschiedlichen Motive lässt den Schluss zu, dass die horizontal unterscheidbaren Grundperspektiven vertikal im Sinne von typischen Anspruchsniveaus „umgesetzt“ werden. Als daraus resultierende Modellvorstellung ergibt sich somit ein zweidimensionaler Raum, in dem Habitusmotive vertikal nach Status und horizontal nach „Modernität“ (Ich- vs. Welt-zentriert) positioniert werden können. Am Beispiel der Spellerberg-Lebensstile konnte gezeigt werden, wie sich Stiltypen in diesem Raum vertikal, horizontal und auch in Relation zu den Habitus-Grundmotiven bestimmen, zuordnen und damit auch interpretieren lassen.

Die Vorteile dieser Perspektive liegen auf der Hand. Die Frage, ob Klassen/Schichten oder Milieus/Lebensstile im Sinne eines allgemeinen Paradigmas zur Interpretation sozialer Differenzierungen die besser geeigneten Konzepte sind, stellt sich nicht mehr. Sie sind unterschiedliche Analyseebenen innerhalb eines gemeinsamen Bezugsrahmens. Beide Ebenen sind Ausdruck spezifischer Zusammenhänge und gleichermaßen notwendig oder berechtigt. Je nach speziellem Forschungsinteresse kann sich eine der beiden Analyseebenen als aussagekräftiger erweisen, ohne dass dies den Gesamtzusammenhang in Frage stellen würde oder könnte. Das Gesamtkonzept ist theoretisch allgemeiner, das Erkenntnisinteresse im Grunde pragmatischer angelegt als der teils ideologisch anmutende „Entweder/Oder“-Streit um die dominante Bedeutungsebene sozialer Strukturen.

Ein dieser integrativen Perspektive entsprechendes Sozialstrukturmodell verbindet also Klasse und Schicht *und* das, was „jenseits von Klasse und Schicht“ an sozialen Differenzierungen zu beobachten ist, zu einem einheitlichen Bild, das erst durch die Verknüpfung beider Seiten auch eine Reihe von Zusammenhängen

offenbart, die der weiteren Erforschung der zugrunde liegenden Prozesse und des Charakters der beobachteten Differenzierungsmuster zugute kommen sollten. In diesem Kontext ist theoretisch unerheblich, ob als Analyseeinheiten Lebensstile oder Schichten gewählt werden, solange sie im Sinne ihrer spezifischen Bedeutung innerhalb des Gesamtzusammenhanges verstanden werden.

Das Gesamtkonzept kann als eine Art „Trichter“ aufgefasst werden. Grundlage sind die objektiven Lagen als sozusagen „breiteste“ und allgemeinste Form sozialer Differenzierung. Von dieser Grundlage ausgehend kann „Schritt für Schritt“ zur jeweils nächsten und differenzierteren Analyseebene gegangen werden bis hin zur detaillierten Beschreibung von individuellen Habitus-Motivstrukturen (bestehend aus spezifischen Kombinationen von „Grundmotiven“ und „Nebenaspekten“) und deren vertikaler und horizontaler Lokalisierung in einem zweidimensionalen Raum sozialer Strukturen.

Der hier konzipierte soziale Raum stellt jedoch keine bis ins kleinste Detail ausdifferenzierte „Sozialtopologie“ im Sinne Bourdieus dar, wo auch der unscheinbarste Ausdruck individuellen Geschmacks und individueller Konsumgewohnheiten konkret auf die Klassenlage zurückgeführt wird. Er ist nicht an die Existenz einer bestimmten Anzahl von Klassen, Schichten oder Stilen gebunden. Auch feiner differenzierte soziokulturelle Verhältnisse sind darstellbar, ohne die soziale Bedeutung objektiver Ungleichheit ausblenden zu müssen. Er ist zunächst ein eher perspektivischer Ansatz, ein interpretativer Rahmen und keine Momentaufnahme, die vor einer Veränderung der analysierten Verhältnisse „kapitulieren“ müsste. Der zugrunde liegende theoretische und methodische Ansatz ist also explizit „entwicklungsfähig“. Das augenscheinliche Missverhältnis zwischen graduellen und tendenziellen Relevanzverschiebungen in der sozialen Realität und dem dagegen „abrupten“ Paradigmenwechsel, den nicht wenige für die zeitgemäße Analyse sozialer Strukturen vorgeschlagen haben, kann im Rahmen einer habitustheoretischen Betrachtung vermieden werden.

Ebenfalls ist der in dieser Arbeit konzipierte Ansatz nicht im Sinne der immer detaillierter, komplexer und verwirrender anmutenden Sozialstrukturbeschreibungen der modernen Lebensstil- und Milieuforschung zu verstehen, in denen mehr oder weniger versucht wird, durch „Addition“ aller nur erdenklichen Teilaspekte und Faktoren zu detaillierteren Ergebnissen zu gelangen. Selbst dort, wo ausdrücklich versucht wird, individualisierte Milieus oder Stile auch im Zu-

sammenhang mit objektiver Ungleichheit zu betrachten (z.B. Vester u.a. 1993), entstehen letztlich oft unübersichtliche „Theoriepuzzles“, die sich in überladenen Strukturskizzen niederschlagen, in denen die verschiedensten Merkmalskategorien über- und nebeneinandergelegt werden und in ihrem Bemühen um detailliertere Beschreibung mehr Fragen aufwerfen, als klare Antworten zu geben. Man kann Milieusegmentierungen und schichtungssoziologische Verteilungen übereinanderlegen, man kann Milieus und Lebensstile übereinanderlegen, man kann Politikstile, Gesellungsstile und Technikstile erheben, man kann neue Mentalitäten ermitteln und konkrete regionale Milieus im gemeinschaftlichen Sinne untersuchen. Doch all diese Bemühungen stellen nur einzelne Befunde dar, die zwar für sich stehen können, aber zusammengenommen lediglich eine teilweise verwirrende Vielfalt unterschiedlichster Informationen ergeben. Ein aussagekräftiges Gesamtbild kann sich erst innerhalb eines gemeinsamen theoretischen Bezugsrahmens ergeben.

Das der Habitus-Theorie entsprechende methodisch-empirische Modell hingegen ist zwar zunächst abstrakter, aber - und das ist sein Vorteil - klar und eindeutig strukturiert. Es enthält verschiedene Bedeutungsachsen, denen sich unterschiedliche Merkmale, Aspekte und Faktoren theoretisch geleitet zuschreiben lassen und die *einen* einheitlichen Bedeutungszusammenhang bilden.

Weitere konkrete empirische Verifizierung und Ausarbeitung vorausgesetzt, bietet sich auch für spezifischere Forschungsvorhaben als dem, allgemeine soziale Strukturen erfassen und bestimmen zu wollen, ein wesentlich „engmaschigeres Netz“ an Bezugspunkten. Es dürfte kein Zufall sein, dass zwischen dem wachsenden Gewicht horizontal konzipierter Modelle innerhalb der Sozialstrukturanalyse und den praxisbezogeneren Interessen spezifischerer soziologischer Teildisziplinen (z.B. Bildungssoziologie, Jugendsoziologie) und Fragestellungen (z.B. abweichendes Verhalten, Rechtsextremismus) bislang kaum Verbindungen bestehen, da dort nach wie vor mit vornehmlich schichtungssoziologisch geprägten Sozialisationstheorien gearbeitet wird. Diese Lücke könnte sich im Rahmen der weiteren Ausarbeitung und Anwendung der hier entwickelten integrativen Strukturperspektive ein Stück weit schließen lassen.

Auch wenn wir von diesem Punkt derzeit noch ein gutes Stück entfernt sind, könnte die Einbeziehung der vertikalen und horizontalen Struktur von Habitus-Motiven eine konzeptionelle Erweiterung soziologischer Deutungsmöglichkeiten in

vielen konkreten Fragestellungen mit sich bringen. Gerade in Bezug auf soziale Desintegrationspotentiale und -prozesse aller Art deuten sich viele interessante Möglichkeiten an. Ihre Ursprünge sind möglicherweise aufgrund der strukturellen Zuordnung von Mentalitäten und Habitusformen genauer „lokalisierbar“, die beteiligten Mechanismen aufgrund der genaueren Kenntnis von Gestalt und Charakter der beteiligten Motivstrukturen besser zu erkennen. Gerade die vertikale Zuordnung von Habitusmotiven hat, wie gezeigt werden konnte, einiges mit subjektiven Ansprüchen und Erwartungen zu tun und dürfte demzufolge auch spezifische Frustrationspotentiale bergen, wenn subjektiv-habituelle Bedürfnisse auf objektive Grenzen stoßen.

All dies muss zum jetzigen Zeitpunkt noch Spekulation bleiben, die Möglichkeiten, die sich am „fernen Horizont“ andeuten, erscheinen jedoch vielseitig und vielversprechend.

Weitere konkrete empirische Überprüfung, Umsetzung und Ausarbeitung des vorgeschlagenen theoretisch-methodischen Rahmens ist zunächst unabdingbare Voraussetzung für jede anknüpfende Fragestellung. Besonders der zeitliche Verlauf (bzw. die Frage nach der Stabilität) von Habitusformen innerhalb individueller Biographien scheint in diesem Zusammenhang von großer Bedeutung zu sein. Auch die genaue Genese modernisierter Stile und Habustypen im Bezug zum Herkunftsmilieu, also die Übergänge und Entwicklungen zwischen den Generationen, sind ein zentraler Aspekt, der noch genauer untersucht werden muss.

Fakt ist jedoch auch, dass das hier entwickelte Konzept eine theoretisch geleitete, konkrete, eindeutig strukturierte und somit praktisch anwendbare Verknüpfung von horizontaler Differenzierung und vertikaler Ungleichheit darstellt. Es eröffnet die Möglichkeit, sowohl die Entwicklung gesellschaftlicher Strukturen zu erfassen als auch veränderte Differenzierungsmuster in ihrer Gestalt und ihrem Charakter besser verstehen und einordnen zu können. Dieses genauere Verständnis allgemeiner sozialer Strukturen könnte helfen, auch einen exakteren Blick auf eine Reihe von unterschiedlichen sozialen Phänomenen zu gewinnen. In Zeiten vielseitiger sozialer Veränderungen und drängender gesellschaftswissenschaftlicher Fragestellungen, die sich auf die Dynamik dieser Veränderungen und die Anforderungen, die sie an die individuelle Existenz stellen, beziehen müssen, erscheint es wert, diese Perspektive weiter zu verfolgen.

Anhang

Verzeichnis der Abbildungen

1.2.1.	Der Klassenbegriff innerhalb der Marxschen Gesellschaftstheorie	S. 35
2.4.1.	Kriterien der Milieuzuordnung	S. 91
2.4.2.	Milieubausteine	S. 92
2.4.3.	Milieuspezifische Wertorientierungen	S. 95
2.4.4.	Soziale Lage der Sinus-Milieus	S. 98
2.4.5.	Milieus innerhalb der Geschmacksdimensionen	S. 101
2.4.6.	Geschmacksdimensionen in den Milieus	S. 104
2.5.1.	Alltagsästhetische Schemata	S. 126
2.5.2.	Milieuspezifische Varianten der Erlebnisorientierung	S. 127
2.5.3.	Verschiedene Milieu-Modelle im Vergleich	S. 129
2.5.4.	Objektive soziale Lage der Erlebnismilieus	S. 136
2.5.5.	Schichtzugehörigkeit der Erlebnismilieus	S. 137
3.5.1.	Modifizierte Goldthorpe Klassenskala	S. 196
3.6.1.	Lebensstiltypen bei Otte und Spellerberg	S. 210
3.6.2.	Verwendete Klassenvariable	S. 211
4.2.1.	Teilprozesse der Individualisierung	S. 233
4.3.1.	Raum der sozialen Positionen und Raum der Lebensstile	S. 260
4.4.1.	Vertikale Struktur der Sinus-Milieus	S. 270
4.4.2.	Milieuspezifische Existentielle Anschauungsweisen	S. 275
4.4.3.	Altersstruktur der Sinus-Milieus	S. 280
5.2.1.	Vergleich Milieu-Bausteine (Sinus), Lebensstilbausteine (Spellerberg)	S. 302
5.2.2.	Lebensstile in Westdeutschland	S. 304
5.2.3.	Beruflicher Status der Lebensstile	S. 310
5.2.4.	Beruflicher Status der Lebensstile und Einkommen	S. 318
5.2.5.	Beruflicher Status, Einkommen und Bildung der Lebensstile	S. 325
5.5.1.	Das Habitus-Prinzip	S. 345
5.5.2.	Unterschiedliche Habitusvielfalt gemäß dem spezifischen Verhältnis zwischen objektiven Bedingungen und subjektiven Möglichkeiten.	S. 346
5.5.3.	Zuordnung der Lebensstile nach Ähnlichkeit des objektiven Status	S. 348
5.5.4.	Verschiedene Milieu- und Lebensstiluntersuchungen im Vergleich	S. 353
5.5.5.	Vertikale und horizontale Struktur unterschiedlicher Lebensstile bei Dominanter Deutungstendenz der zugrunde liegenden Habitusformen	S. 360
5.5.6.	Vertikale und horizontale Struktur verschiedener Lebensstile bei Dominanter Deutungstendenz und Grundmotiv der zugrunde liegenden Habitusformen	S. 361
5.5.7.	Statusspezifischer Verlauf der Habitus-Grundmotive	S. 364
5.5.8.	Objektiver Status, Habitus und Lebensstile	S. 367

5.5.9	Relative Struktur von Habitusmotiven und Lebensstilen	S. 369
5.5.10.	Dominante Deutungstendenz und Alter	S. 372
5.6.1.	Entstehung subjektiver Habitusformen	S. 383

Verzeichnis der Tabellen

2.4.1.	Entwicklung der Milieustruktur 1982-1990	S. 96
2.4.2.	Geschmacksdimensionen von Wohnstilen	S. 100
3.2.1.	Ausbildungsniveau und Einkommen	S. 160
3.2.2.	Besuch weiterführender Schulen nach dem Beruf des Familienvorstandes	S. 164
3.2.3.	Anteil der Studienanfänger (Wissenschaftliche Hochschulen) an den Gleichaltrigen der jeweiligen Herkunftsgruppe	S. 167
3.2.4.	Schichtspezifische Schulbesuchs- und Studierquoten	S. 170
3.3.1.	Konventionelle Teilnahme und Teilnahmebereitschaft nach Bildung und Beruf	S. 177
3.3.2.	Unkonventionelle Teilnahme und Teilnahmebereitschaft nach Bildung und Beruf	S. 179
3.3.3.	Soziale Herkunft und Ausbildung der deutschen Eliten	S. 182
3.4.1.	Bildungsniveau von jungen Angeklagten und Häftlingen	S. 187
3.4.2.	Delikttyp und Schichtzugehörigkeit	S. 188
3.4.3.	Strafverfolgung durch die Staatsanwaltschaft und Schichtzugehörigkeit	S. 189
3.4.4.	Entscheidungen des Gerichts (Hauptverhandlung) nach Schichtzugehörigkeit	S. 190
3.4.5.	Gerichtsentscheidungen in Zivilprozessen nach Schichtzugehörigkeit des Beklagten	S. 191
3.5.1.	Zusammengefasste Klassenstruktur	S. 197
3.5.2.	Klassenlage der Ehepartner 1970	S. 199
3.5.3.	Klassenlage der Ehepartner 1993	S. 200
3.5.4.	Homogamie- und Heterogamiequoten	S. 202
3.6.1.	Verteilung von Lebensstilen innerhalb der Klassen	S. 212
3.6.2.	Verteilung von Parteipräferenzen in den Lebensstilen und Klassen	S. 213
3.6.3.	Erklärungskraft der Sozialstrukturkonzepte und anderer Variablen bei der Erklärung der Parteipräferenz in logistischen Regressionsmodellen	S. 215
4.4.1.	Zeitpunkt der Schulentlassung 1955 und 1985	S. 283
5.2.1.	Schichtung nach Lebensstilen im Westen	S. 306
5.2.2.	Bildung und Lebensstile	S. 324
5.3.1.	Alter, Lebensphasen, Haushaltsformen nach Lebensstilen	S. 330
5.3.2.	Lebensstil und Geschlecht	S. 336
5.4.1.	Zusammenhang sozialstruktureller Merkmale und Lebensstile	S. 343

Literatur

Arbeitsgruppe Bielefelder Jugendforschung, Redaktion: Heitmeyer, W./Olk, T. 1990: Das Individualisierungs-Theorem - Bedeutung für die Vergesellschaftung von Jugendlichen; in: Heitmeyer, W./Olk, T. (Hrsg.): Individualisierung von Jugend. Gesellschaftliche Prozesse, subjektive Verarbeitungsformen, jugendpolitische Konsequenzen, S. 11-34, Weinheim/München

Baacke, D./Heitmeyer, W. 1985: Neue Widersprüche. Zur Notwendigkeit einer integrierten Jugendtheorie; in: Baacke, D./Heitmeyer, W. (Hrsg.): Neue Widersprüche. Jugendliche in den achtziger Jahren, S. 7-23, Weinheim/München

Baethge, M. 1986: Individualisierung als Hoffnung und als Verhängnis; in: Lindner, R./Wiebe, H.-H. (Hrsg.): Verborgenen im Licht. Neues zur Jugendfrage, S. 98-123, Frankfurt a. M.

Ballerstedt, E./Glatzer, W. 1979: Soziologischer Almanach. Handbuch gesellschaftlicher Daten und Indikatoren, Frankfurt a. M./New York

Baumert, J./Schümer, G. 2001: Familiäre Lebensverhältnisse, Bildungsbeteiligung und Kompetenzerwerb; in: Deutsches PISA-Konsortium (Hrsg.): PISA 2000. Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern im internationalen Vergleich, S. 323-410, Opladen

Beck, U. 1983: Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheit, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten; in: Kreckel, R. (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten, Soziale Welt, Sonderband 2, S. 35-74, Göttingen

Beck, U. 1986: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a. M.

Becker, U./Nowak, H. 1982: Lebensweltanalyse als neue Perspektive der Meinungs- und Marketingforschung; in: E.S.O.M.A.R.-Kongress 1982, Bd. 2, S. 247-267

Bellmann, L./Reinberg, A./Tessaring, M. 1993: Bildungsexpansion, Qualifikationsstruktur und Einkommensverteilung, Nürnberg

Bender, R./Schumacher, R. 1980: Erfolgsbarrieren vor Gericht. Eine empirische Untersuchung zur Chancengleichheit im Zivilprozeß, Tübingen

Berger, P. A. 1986: Entstrukturierte Klassengesellschaft? Klassenbildung und Strukturen sozialer Ungleichheit im historischen Wandel, Opladen

Berger, P. A. 1990: Stabilität und Instabilität als Aspekte ungleicher Lebenslagen; in: Berger, P. A./Hradil, S. (Hrsg.): Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile, Soziale Welt, Sonderband 7, S. 481-500, Göttingen

- Berger, P. A.** 1994: „Lebensstile“ – Strukturelle oder personenbezogene Kategorie? Zum Zusammenhang von Lebensstilen und sozialer Ungleichheit; in: Dangschat, J./Blasius, J. (Hrsg.): Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden, S. 137-149, Opladen
- Berger, P. A./Hradil, S.** 1990: Die Modernisierung sozialer Ungleichheit – und die neuen Konturen ihrer Erforschung; in: Berger, P. A./Hradil, S. (Hrsg.): Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile, Soziale Welt, Sonderband 7, S. 3-26, Göttingen
- Berking, H./Fietze, B./Neckel, S.** 1989: Zwischen Integration und Abgrenzung, Selbstbehauptung und Verdrängung: Lebensstile in einem Berliner Bezirk; in: Berger P. A./Hradil, S. (Hrsg.): Lebenslagen, Lebensstile, Lebensläufe, Soziale Welt, Sonderband 7, S. 481-500, Göttingen
- Bertram, H.** 1992: Regionale Disparitäten, soziale Lage und Lebensführung; in: Hradil S. (Hrsg.): Zwischen Bewußtsein und Sein, S. 123-150, Opladen
- Blankenburg, E./Sessar, K./Steffen, W.** 1975: Die Schichtverteilung der (Eigentums- und Vermögens)Kriminalität; in: Kriminologisches Journal 7, S.36-47
- Blankenburg, E./Sessar, K./Steffen, W.** 1978: Die Staatsanwaltschaft im Prozeß staatlicher Kontrolle, Berlin
- BMBW** (Bundesminister für Bildung und Wissenschaft, Hrsg.) 1981: Arbeiterkinder im Bildungssystem, Wolfenbüttel
- BMBW** (Bundesminister für Bildung und Wissenschaft, Hrsg.) 1986: Das soziale Bild der Studentenschaft in der Bundesrepublik Deutschland, 11. Sondererhebung des Deutschen Studentenwerks, Bad Honnef
- BMBW** (Bundesminister für Bildung und Wissenschaft, Hrsg.) 1992: Das soziale Bild der Studentenschaft in der Bundesrepublik Deutschland, 13. Sondererhebung des Deutschen Studentenwerks, Bonn
- Boehnke** 1994: Auswirkungen von mikrosozialem Streß auf die psychische Gesundheit. Ein Beitrag zur Theoriebildung; in: Mansel, J. (Hrsg.): Reaktionen Jugendlicher auf gesellschaftliche Bedrohung. Untersuchungen zu ökologischen Krisen, internationalen Konflikten und politischen Umbrüchen als Stressoren, S. 24-37, Weinheim/München
- Böttcher, W.** 1991: Soziale Auslese im Bildungswesen; in: Die Deutsche Schule 83, S. 151-161
- Bourdieu, P.** 1985: Sozialer Raum und Klassen. Leçon sur la leçon, Frankfurt a. M.
- Bourdieu, P.** 1987: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a. M.

Bourdieu, P. 1997a: Die feinen Unterschiede; in: Die verborgenen Mechanismen der Macht, S.31-48, Hamburg

Bourdieu, P. 1997b: Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital; in: Die verborgenen Mechanismen der Macht, S. 49-80, Hamburg

Bourdieu, P. 1997c: Die verborgenen Mechanismen der Macht enthüllen, in: Die verborgenen Mechanismen der Macht; S. 81-86, Hamburg

Bundesminister für Bildung und Wissenschaft (Hrsg.) 1989/90: Grund- und Strukturdaten, Bonn

Cohen, A. K./Short, J. F. 1979: Zur Erforschung delinquenter Subkulturen; in: Sack, F./König, R. (Hrsg.): Kriminalsoziologie, S. 282-313, Wiesbaden

Dangschat, J. 1994: Segregation – Lebensstile im Konflikt , soziale Ungleichheiten und räumliche Disparitäten; in: Dangschat, J./Blasius, J. (Hrsg.): Lebensstile in den Städten, Konzepte und Methoden, S. 426-445, Opladen

Dangschat, J./Blasius, J. 1994a:Vorwort; in Dangschat, J./Blasius, J. (Hrsg.): Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden, S. 9-12, Opladen

Dangschat, J./Blasius, J. 1994b: Lebensstile in den Städten – zwischen Individualisierung und neuen Klassenkonflikten; in Dangschat, J/ Blasius, J. (Hrsg.): Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden, S. 13-24, Opladen

Davis K./Moore, W. E. 1945: Some principles of stratification, in: American Sociological Review, 10, S. 242-249

Elias, N. 1999: Die Gesellschaft der Individuen, Frankfurt a. M.

Engels, F.: Vorwort zur englischen Ausgabe von „Das Kapital“ von 1888, in: MEW Bd. 4, S. 462

Engels, F.: Vorwort zum „18. Brumaire des Louis Bonapartes“, in: MEW Bd. 8

Erikson, R./Goldthorpe, J. H./Portocarero, L. 1979: Intergenerational Class Mobility in Three Western Societies: England, France and Sweden; in: British Journal of Sociology 39, S. 303-343

Fend, H. 1988: Sozialgeschichte des Aufwachsens: Bedingungen des Aufwachsens und Jugendgestalten im 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M.

Flaig, B. B./Meyer, T./Ueltzhöffer, J. 1994: Alltagsästhetik und politische Kultur: Zur ästhetischen Dimension politischer Bildung, Bonn

Geiger, T . 1997: Die soziale Schichtung des deutschen Volkes (1/1932), Stuttgart

- Geißler, R.** 1990: Die Bedeutung des Schichtbegriffs für die Analyse unserer Gesellschaft; in: Berger, P. A./Hradil, S. (Hrsg.): Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile, Soziale Welt, Sonderband 7, S. 81-102, Göttingen
- Geißler, R.** 1992: Die Sozialstruktur Deutschlands. Ein Studienbuch zur Entwicklung im geteilten und vereinten Deutschland, Opladen
- Geißler, R.** (Hrsg.) 1994a: Soziale Schichtung und Lebenschancen in Deutschland, Stuttgart
- Geißler, R.** 1994b: Soziale Schichtung und Bildungschancen; in: Geißler, R. (Hrsg.): Soziale Schichtung und Lebenschancen in Deutschland, S. 111-159, Stuttgart
- Geißler, R.** 1994c: Politische Ungleichheit: Soziale Schichtung und Teilnahme an Herrschaft; in: Geißler, R. (Hrsg.): Soziale Schichtung und Lebenschancen in Deutschland, S. 74-110, Stuttgart
- Geißler, R.** 1994d: Soziale Schichtung und Kriminalität; in: Geißler, R. (Hrsg.): Soziale Schichtung und Lebenschancen in Deutschland, S. 160-194, Stuttgart
- Geißler, R./Marißen, N.** 1990: Kriminalität und Kriminalisierung junger Ausländer, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 40, S. 506-526
- Georg, W.** 1996: Zur quantitativen Untersuchung des Zusammenhangs von Lebensstilen und sozialer Ungleichheit; in: Schwenk, O. G. (Hrsg.): Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft, S. 165-182, Opladen
- Giddens, A.** 1984: Die Klassenstruktur fortgeschrittener Gesellschaften, Frankfurt a. M.
- Gluchowski, P.** 1987: Lebensstile und Wandel der Wählerschaft in der Bundesrepublik; in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung >Das Parlament<, Bd. 12, S. 18-32
- Habermas, J.** 1968: Technik und Wissenschaft als Ideologie, Frankfurt a. M.
- Hansen, R./Rolf, H.-G.** 1990: Abgeschwächte Auslese und verschärfter Wettbewerb; in: Jahrbuch der Schulentwicklung 6, S.45-79
- Heinz, W. R.** 1985: Jugend und Arbeit – Kontinuität und Diskontinuität; in: Baacke, D./Heitmeyer W. (Hrsg.): Neue Widersprüche. Jugendliche in den achtziger Jahren, S. 131-153, Weinheim/München
- Heitmeyer, W.** 1985: Identitätsprobleme und rechtsextremistische Orientierungsmuster; in: Baacke, D./Heitmeyer, W. (Hrsg.): Neue Widersprüche. Jugendliche in den achtziger Jahren, S. 175-198, Weinheim/München
- Herlyn, U./Scheller, G./Tessin, W.** 1994: Neue Lebensstile in der Arbeiterschaft. Eine empirische Untersuchung in zwei Industriestädten, Opladen

Hörning, K. H./Ahrens, D./Gerhard, A. 1996: Die Autonomie des Lebensstils. Wege zu einer Neuorientierung der Lebensstilforschung; in: Schwenk O. G. (Hrsg.): Lebensstile zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft, S. 33-52, Opladen

Hörning, K. H./Gerhard, A./Michailow, M. 1990: Zeitpioniere - flexiblere Arbeitszeiten, neuer Lebensstil, Frankfurt a. M.

Hoffmann-Lange, U. 1985: Structural Prerequisites of Elite Integration in the Federal Republic of Germany; in: Research in Politics and Society 1, S. 45-96

Hoffmeyer-Zlotnik, J. H. P. 1994: Operationalisierung von Beruf als zentrale Variable zur Messung von sozio-ökonomischem Status; in: ZUMA-Nachrichten 32, 17. Jg, S. 135-141

Hradil, S. 1981: Soziale Schichtung in der Bundesrepublik, München

Hradil, S. 1983: Die Ungleichheit der sozialen Lage; in: Kreckel, R. (Hrsg.): Soziale Ungleichheit, Soziale Welt, Sonderband 2, S. 101-118, Göttingen

Hradil, S. 1987: Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft: Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus, Opladen

Hradil, S. 1989: System und Akteur. Eine empirische Kritik der soziologischen Kulturtheorie Pierre Bourdieus; in Eder, K. (Hrsg.): Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis, S. 111-141, Frankfurt a. M.

Hradil, S. 1992: Alte Begriffe und neue Strukturen. Die Milieu-, Subkultur- und Lebensstilforschung der 80'er Jahre; in Hradil, S. (Hrsg.) 1992: Zwischen Bewußtsein und Sein, S. 15-56, Opladen

Hradil, S. 1996: Sozialstruktur und Kultur. Fragen und Antworten zu einem schwierigen Verhältnis; in: Schwenk O. G. (Hrsg.): Lebensstile zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft, S. 13-32, Opladen

Hurrelmann, K. 1994: Orientierungskrisen und politische Ängste bei Kindern und Jugendlichen. Sozialisationstheoretische Perspektiven; in: Mansel, J. (Hrsg.): Reaktionen Jugendlicher auf gesellschaftliche Bedrohung. Untersuchungen zu ökologischen Krisen, internationalen Konflikten und politischen Umbrüchen als Stressoren, S. 59-78, Weinheim/München

Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.) 1985: Jugendliche und Erwachsene, Opladen

Junge, M. 1996: Individualisierungsprozesse und der Wandel von Institutionen. Ein Beitrag zur Theorie reflexiver Modernisierung; in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 4/96, S. 728-747

Keupp, H./Ahbe, T./Gmür, W./Höfer, R./Mitzscherlich, B./Kraus, W./Straus, F. 1999: Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne, Hamburg

Klein, T. 2000: Partnerwahl zwischen sozialstrukturellen Vorgaben und individueller Entscheidungsautonomie; in: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 3/2000, S. 229-243

Klemm, K. 1987: Bildungsexpansion und ökonomische Krise; in: Zeitschrift für Pädagogik 33, S. 823-839

Klemm, K. u.a. 1990: Bildungsgesamtplan '90, Weinheim/München

Köhler, H. 1992: Bildungsbeteiligung und Sozialstruktur in der Bundesrepublik, Berlin

Konietzka, D. 1995: Lebensstile im sozialstrukturellen Kontext: Ein theoretischer und empirischer Beitrag zur Analyse soziokultureller Ungleichheiten, Opladen

Kreckel, R. 1992: Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit, Frankfurt a. M./New York

Kritzmöller, M. 1996: Von Schneckenhaus bis Adlerhorst. Interdependenzen zwischen Lebensstil und Wohnungseinrichtung, Frankfurt a. M.

Lafferty, G. 1997: Class, Politics and Social Theory: The Possibilities in Marxist Analysis; in: Journal of Critical Sociology, 1/1997, S. 51-65

Lechert, Y./Schmidt, K./Schimpl-Neimanns, B. 1996: Mikrozensus 1993. Codebuch und Grundauszählung, Mannheim

Lüdtke, H. 1990: Lebensstile als Dimension handlungsproduzierter Ungleichheit. Eine Anwendung des Rational-Choice-Ansatzes; in: Berger, P. A./Hradil, S. (Hrsg.): Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile, Soziale Welt, Sonderband 7, S. 433-454, Göttingen

Marx, K.: Das Elend der Philosophie; in: MEW Bd. 4

Marx, K.: 18. Brumaire des Louis Bonapartes; in: MEW Bd. 8

Marx, K.: Zur Kritik der politischen Ökonomie; in: MEW Bd. 13

Marx, K.: Das Kapital Bd. 3; in: MEW Bd. 25

Marx, K.: Die Klassen; in: MEW Bd. 25

Marx, K./Engels F.: Manifest der kommunistischen Partei; in: MEW Bd. 4

Mauke, M. 1970: Klassentheorie, Frankfurt a. M.

Melzer, W./Hurrelmann, K. 1990: Individualisierungspotentiale und Widersprüche in der schulischen Sozialisation von Jugendlichen; in: Heitmeyer, W./Olk, T.: Individualisierung von Jugendlichen. Gesellschaftliche Prozesse, subjektive Verarbeitungsformen, jugendpolitische Konsequenzen, S. 35-60, Weinheim/München

Merton, R. K. 1979: Sozialstruktur und Anomie, in: Sack, F./König, R. (Hrsg.): Kriminalsoziologie, S. 282-313, Wiesbaden

Michailow, M. 1994: Lebensstil und soziale Klassifizierung. Zur Operationsweise einer Praxis sozialer Unterscheidung; in: Dangschat, J./Blasius, J. (Hrsg.): Lebensstile in den Städten, S. 27-46

Michailow, M. 1996: Individualisierungen und Lebensstilbildungen; in: Schwenk, O. G. (Hrsg.): Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft, Opladen

Müller, H. P. 1992a: Sozialstruktur und Lebensstile. Der neuere theoretische Diskurs über soziale Ungleichheit, Frankfurt a. M.

Müller, H. P. 1992b: Sozialstruktur und Lebensstile. Zur Neuorientierung der Sozialstrukturforschung; in: Hradil, S. (Hrsg.): Zwischen Bewußtsein und Sein, Opladen, S. 57-66

Müller, W. 1997: Sozialstruktur und Wahlverhalten. Eine Widerrede zur Individualisierungsthese; in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 4/1997, S. 747-760

Müller, W. 1998: Klassenstruktur und Parteiensystem. Zum Wandel der Klassenspaltung im Wahlverhalten; in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 1/1998, S. 38-46

Müller-Schneider, T. 2000: Stabilität subjektzentrierter Strukturen. Das Lebensstilmodell von Schulze im Zeitvergleich; in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 29, 5, S. 339-360

Neubauer, G./Ferchhoff, W. 1990: Jugendsexualität im Wandel. Neue Freiheiten und Zwänge; in: Heitmeyer, W./Olk, T. (Hrsg.): Individualisierung von Jugend. Gesellschaftliche Prozesse, subjektive Verarbeitungsformen, jugendpolitische Konsequenzen, S. 131-158, Weinheim/München

Offe, C. 1984: Arbeitsgesellschaft: Strukturprobleme und Zukunftsperspektiven, Frankfurt a. M.

Otte, G. 1996: Lebensstile versus Klassen – welche Sozialstrukturkonzeption kann die individuelle Parteipräferenz besser erklären?; in: Müller, W.: Soziale Ungleichheit – Neue Befunde zu Strukturen, Bewußtsein und Politik, S. 303-347, Opladen

Parsons, T. 1973a: Ansatz einer analytischen Theorie der sozialen Schichtung (1/1940); in: Maus, H./Fürstenberg, F./Benseler, F. (Hrsg.): Soziologische Theorie, S. 180-205, Darmstadt/Neuwied

Parsons, T. 1973b: Systematische Theorie in der Soziologie. Gegenwärtiger Stand und Ausblick (1/1945); in: Maus, H./Fürstenberg, F./Benseler, F. (Hrsg.): Soziologische Theorie, S. 31-64, Darmstadt/Neuwied

Parsons, T. 1973c: Soziale Klassen und Klassenkampf im Lichte der neueren soziologischen Theorie (1/1949); in: Maus, H./Fürstenberg, F./Benseler, F. (Hrsg.): Soziologische Theorie, S. 206-222, Darmstadt/Neuwied

Peuckert, R. 1996: Familienformen im sozialen Wandel, Opladen

Ritsert, J. 1988: Der Kampf um das Surplusprodukt, Frankfurt a. M./New York

Schimpl-Neimanns, B./Frenzel, H. 1995: 1-Prozent-Stichprobe der Volks- und Berufszählung 1970; in: ZUMA-Technischer Bericht 06/95

Schnell, R./Kohler, U. 1995: Empirische Untersuchung einer Individualisierungshypothese am Beispiel der Parteipräferenz von 1953-1992; in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 47, S. 635-657

Schneewind, K. A. 2001: Persönlichkeits- und Familienentwicklung im Generationenvergleich. Zusammenfassung einer Längsschnittstudie über 16 Jahre, in: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 1/01, S. 23-44

Schulze, G. 1992: Situationsmodi und Handlungsmodi. Konzepte zur Analyse des Wandels sozialer Ungleichheit; in: Hradil, S. (Hrsg.): Zwischen Bewußtsein und Sein, S. 67-80, Opladen

Schulze, G. 1995: Die Erlebnisgesellschaft, Frankfurt a. M./New York

Simmel, G. 1908: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Berlin

Simmel, G. 1983: Die Ausdehnung der Gruppe und die Ausbildung der Individualität (1/1888); in: Dahme, H.-J./Rammstedt, O. (Hrsg.): Schriften zur Soziologie, S. 53-60, Frankfurt a. M.

Spellerberg, A. 1993: Lebensstile im Wohlfahrtssurvey 1993. Dokumentation zum Konzept und zur Entwicklung des Fragebogens. Hektographiertes Manuskript, Berlin

Spellerberg, A. 1996: Soziale Differenzierung durch Lebensstile – Eine empirische Untersuchung zur Lebensqualität in West- und Ostdeutschland, Berlin

Statistisches Bundesamt (Hrsg.) 1993: Datenreport. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung

- Stentzel, M.** 1990: Berufserziehung straffälliger Jugendlicher und Heranwachsender, Frankfurt a. M.
- Vester, M./von Oertzen, P./Geiling, H./Hermann, T./Müller, D.** 1993: Soziale Milieus im gesellschaftlichen Wandel, Köln
- Vester, M. (Hrsg.)** 1995: Soziale Milieus in Ostdeutschland. Gesellschaftliche Strukturen zwischen Zerfall und Neubildung, Köln
- Warner, W. L.** 1963: Yankee City, New York
- Wirth/Lüttinger** 1998: Klassenspezifische Heiratsbeziehungen im Wandel? Die Klassenzugehörigkeit von Ehepartnern 1970 und 1993; in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 1/1998; S. 47-77
- Weber, M.** 1988: Zur Objektivität sozialwissenschaftlicher Erkenntnis; in: Gesammelte Aufsätze, Tübingen
- Weber, M.** 1972: Wirtschaft und Gesellschaft (1/1921), Tübingen
- Weber, M.** 1995: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, in: Schriften zur Soziologie, Stuttgart
- Weiß, J.** 1981: Das Werk Max Webers in der marxistischen Rezeption und Kritik, Opladen
- Zerger, F.** 2000: Klassen, Milieus und Individualisierung. Eine empirische Untersuchung zum Umbruch der Sozialstruktur, Frankfurt a. M.
- Zinnecker, J.** 1987: Jugendkultur 1940-1985, Opladen